
32101 067515104


Dei
Sub Numine
Viget

Die Weisheit der Liebe





Jakob Schaffner



Die Weisheit der Liebe

Die
Weisheit der Liebe



von Jakob Schaffner

verlegt bei Grethlein
& Co. G. m. b. H. Leipzig

H

Die Ausstattung besorgte Herbert Hauschild
Druck von C. G. Röder G. m. b. H.
beide in Leipzig



Erstes bis fünfzehntes Tausend

„Was Gott zusammengefügt hat,
das kann auch der Tod nicht trennen"

Die Weisheit der Liebe



Nirgends ist der Frühling so erregend und ein solches Wunder wie in der Großstadt, und in keiner Großstadt tritt er so überraschend und Leidenschaften aufwühlend auf wie in Berlin. Wie sich diese nach oben gewendeten steinernen Höhlenzüge heimlich mit Grün beleben, auf den Balkonen die ersten Blumen erscheinen, die Kastanien auf dem Grund der Straßenkanäle ihre glänzenden goldgelben Knospen hervortreiben, der Flieder in den Vorgärten violett aufbricht, auf den Dachfirsten die Amseln zu singen anfangen und die Parkanlagen sich mit Vögeln, Laub und Kindern bevölkern: das alles fällt mit ebensoviel Seligkeit wie Wut in das Herz des Berliners und ermuntert ihn nicht seltener zu Vergehen und Übergriffen als zu glücklichen Gefühlen und dankbaren Aufwallungen. Er wird lebhafter, wirft den Überzieher ab und rennt mit getriebener Eile, als ob er fürchtete, dies alles zu versäumen, seinen Geschäften nach, beginnt plötzlich zu schreien und zu streiten, wirft sich leidenschaftlich in die letzten Wintervergnügen und die ersten Frühlingsfreuden, kauft Blumen für die Geliebte — keine Stadt hat so viele Blumenläden und Straßenverkäufer —, füllt in großer Zahl die wenigen Lokale, die Bier oder Kaffee im Freien ausschenken, sitzt stundenlang halb frierend zwischen magern Oleandern und künstlichen Palmen im

Lärm und Staub der Straße und äugt nach Abenteuern oder denkt über seine Lage nach, kommt zu später Zeit unbefriedigt oder „aufgedreht" zu Bett und erhebt sich am andern Morgen gespannt oder müde, um in allem lockenden Sonnenschein und allem Blühen und Treiben der erneuerten Natur auf dem kahlen Boden dieser verwickelten Maulwurfsgänge seinen abstrakten künstlichen Geschäften nachzugehen. Nun schrillen die Telephonglocken, schwirren die Depeschen, laufen die Postboten, klappern die Schreibmaschinen und Ladenkassen, rollen die Fuhrwerke und elektrischen Bahnen durch die Straßen, und die Untergrundbahnen darunter hin, und zu zehntausenden an einem Tag führt die Stadtbahn die Menschen auf dem schwarzverrauchten Backsteindamm in der Höhe der Baumkronen an allen Wundern des Tiergartens hastend und mit Aufträgen und Sorgen beladen vorbei; ein Blick, ein Duft — und der Zug stürzt sich wieder zwischen Mauern, Straßen, Schlote und Türme. Da und dort sieht man einmal einen dieser nervösen gescheiten Menschen stehen bleiben und einen verwundert denkenden Blick um sich werfen. Beinahe scheint es, als ob er sich besinnen und zu sich kommen wolle, um all diese unnatürlichen Ansprüche von sich abzuwerfen und von Stund an ein Mensch zu sein; aber dann zuckt irgend etwas über sein Gesicht, eine Erregung, eine Unruhe, eine Spannung, und er setzt sich von neuem in Trott. Sein Gesicht nimmt wieder einen rechnenden, spekulierenden Ausdruck an. Schon im nächsten Moment zankt er mit einem Kutscher, rennt er, als ob es sein Leben gälte, in einen eben abfahrenden Zug der Untergrundbahn hinein, obgleich der folgende schon in drei Minuten kommt, beißt er sich mit irgendeinem Geschäftsmann erbittert um einen kleinen Vorteil herum, schnauzt er seine Untergebenen an, und alles zusammen nennt er Leben und Erfolg.

II.

An einem dieser rührenden und aufregenden Frühlingstage rüstete sich Frau Meta Felgentreu zum Kirchgang, denn es war ein Sonntag. Sie gehörte zu den sogenannten alten Berlinerinnen, stammte aus gutem kleinbürgerlichem Herkommen, war die Gattin eines Fabrikmeisters, ansehnlich und wohlerhalten in ihren fünfundvierzig Jahren, und hatte seit ihrer Hochzeit keinen sonntäglichen Kirchgang versäumt. Dies alles ohne eine Muckerin zu sein und ohne ihre Hausgeschäfte und ihren Mann irgendwie zu vernachlässigen, was sie sich, vorausgesetzt, daß es möglich gewesen wäre, nie verziehen hätte, denn hinsichtlich ihrer Pflichten verstand sie keinen Spaß. Vielleicht war sie abergläubisch. Vielleicht hing sie so mit allen Fasern ihres Herzens an ihrem späten Glück, daß sie sich seiner nie ganz sicher fühlte. Darauf deuteten möglicherweise die Hufeisen, die sie in verschiedenen Anwendungen an allerlei Plätzen der Wohnung angebracht hatte, eins über der Eingangstür, eins in der Küche als Schlüsselhänge, eins im Eßzimmer als Untersatz und ein versilbertes, mit gelben Bändern umwunden, an der Wand im Schlafzimmer, woran Felgentreu nachts seine von ihr geschenkte goldene Hochzeiteruhr hängte. Die Frühlingssonne schien in die Kammer der Eheleute hinein, in welcher sich Meta anzog, löste die weißen Tüllvorhänge in leuchtende Nebelgebilde auf, machte den Spiegel im Hintergrund glänzen, spielte auf den gestreiften Tapeten, auf dem Hufeisen, auf dem braunen Holz des Schrankes und der Bettstellen und zeigte dem Mann, einem großen blonden Menschen, der in den Hausschuhen und mit der halblangen Pfeife im Mund ein- und ausschlurfte, mit einer gewissen Freudigkeit, was für eine feste, saubere und immer noch jugendliche Frau er besaß. Ihre nackten Arme

waren rund und federten, ihr Nacken und ihre Schultern spielten leicht vor Kraft und Frische, und in ihrer weißen hübschen Wäsche war sie mit dem immer noch reichlichen dunkelblonden Haar und den großen grauen Augen, die aus dem Spiegel blickten, ein anziehendes und liebefähiges Menschenkind; niemand schätzte sie höher als auf vierzig. Dies war genau das Alter ihres Mannes, der sich diesen Morgen ideenreich um sie bewegte und sie ein bißchen neckte.

„Mach dich nicht so schön, Meta, wenn du mit meinem Wissen zu andern Männern gehst!“ ermahnte er, indem er passend hinter ihr stehen blieb. Er war noch um einen halben Kopf größer als sie und auffallend blond, ein in jeder Hinsicht hoch aufgewachsenes, kühnlich anzusehendes Mannsbild, das zu Hause wie draußen allerlei Ruhm genoß, braunäugig, nachdenklich, belesen, ebenso gemüthaft als unruhig, immer wechselnd und doch immer derselbe, übrigens bereits rasiert und im weißen Hemd, wenn auch noch ohne Kragen, und seinem flammenden Schopf kam kein Kamm und keine Bürste bei. „Das muß mir doch in den Augen weh tun,“ wurde er vorstellig. „Ich weiß überhaupt nicht — irgendeine Untreue ist schon dabei. Da gehst du doch immer verschwiegene Wege — wer weiß wohin. — Eine Nadel ist dir gefallen. Denkt einer an dich?“ — Er hob sie auf und reichte sie ihr. „Darf ich bitten?“ Sein Blick vertiefte sich; er ging vom Scherz zum Ernst über. „Sage mal, hättst du nicht Lust, wirklich mal einen Sonntag vormittag mit deinem Mann zu verbringen?“ schlug er ihr vor. „Ich würde uns ein kleines vertrauliches Frühstück richten, ein bißken rohes Fleisch gehackt mit Ei und Zwiebeln, Salz und Pfeffer dran, und ein Gläschen Portwein dazu — na, gemütlich sollte das schon werden. Und dann ein bißken von den ollen Zeiten jeklöhnt. — Das plaudert sich so jut mit dir.

Weißt du, manchmal fehlt mir das doch so an Sonntagen wie heute. Da ist det schöne Wetter. — Meine Kanarien — ist jut, damit bringe ick die Stunden schon rum, aber dazu wäre auch noch nachher Zeit. Andere Männer haben das anders und wissen es nich mal zu schätzen. Donnerwetter, so eine Woche Kapitalismus ist manchmal lang, Frau. Und der Frühling spukt einem in den Knochen — ick weiß nich, als sollte man nochmal ein Bräutijam werden. Eine hübsche und dolle Frau bist du immer noch, det muß wahr sein, Metaken —!"

Sie zog nun die Untertaille an; bisher war sie im Korsett gewesen. Nebenher errötete sie ein bißchen.

„Was du alles zu bemerken weißt, wenn du Zeit hast," erwiderte sie lachend aber nicht unberührt unter seinem Blick, der ganz unehemännisch halb knabenhaft bewundernd, halb sehnsuchtsvoll erzürnt ihre in sich selber ruhende Gestalt fast wie ein immer noch nicht ergriffenes Lebenswunder umwarb. „Na laß man, den Frühling werden wir schon auch wieder a u s den Knochen kriegen. Nachmittag gehn wir in den Tiergarten, und abends führst du mich zu Siechen am Potsdamer Platz. Ich werde auch wieder mal in deine Bodega mit dir kommen. Und mit der Kirche, Emil — wie wär's, wenn du Schuhe und Kragen anzögst und die Sache umkehrtest? Sieh' mal, so'n Sonntag ohne Kirchgang — mir wäre, ich hätte keinen rechten Haken, um die Woche dran zu hängen. Bis jetzt sitzt mir so eine wie die andere sicher von einer Predigt zur nächsten. Plötzlich die Unordnung würde mich ganz verwirrt machen. Aber eine große Freude würde es mir sein, zu wissen, daß du auch einmal neben mir in der Bank sitzt. — Es ist doch heute auch Ostern, das ist nicht wie andere Sonntage. Und in diesen Tagen werden wir unsern ersten Liebesblick wieder feiern, Emil. Denkst du auch daran?"

„Na, das sage ich ja!“ versetzte er lebhaft und machte eine unterstützende Bewegung mit der halblangen Pfeife. „Was denkst du denn, von welchen ollen Zeiten ick mit dir klöhnen will? Komm, Meta, nu ziehst du einfach den hübschen losen Kittel an mit den roten Punkten und setzt dich auf meinen Schoß zum Fenster. Un dann tust du ab und zu einen Zug mit aus meiner Pfeife, und ick tu einen aus deinem Glas, und ick hab das schöne Gefühl, daß ick auch mal mehr gelte als der Paster. Unterschätze das nich, Metaken. Ick werde dir den Kittel holen.“

Sie griff nach der seidenen dunklen Bluse.

„Nee, nee, den Kittel laß nur, Emileken!“ wehrte sie freundlich doch mit einer Spur von Unruhe, die in diesem Seelenbezirk immer leicht bei ihr aufkam, denn hier lag ihr umstrittener Boden. „Dann ist uns eben das Glück nicht gewogen mit unserm Beisammensein diesen Morgen. — Leute sind da,“ fuhr sie darauf wie kleinlaut fort, „die kennen mich nun schon Jahre und Jahre vom Kirchgang und denken, daß ich eine Witwe bin. Und wenn ich dann lache und sage, daß ich sogar einen lebendigen blonden Lulatsch von Mann habe, dann kieken sie mich groß an. Komisch ist das Leben, wenn es einer bloß von einer Seite zu sehen kriegt. Eigentlich, Emil, mein Leben kennst du auch nur von einer Seite. Und das deine ich. Was du in deiner Fabrik bist, davon weiß ich aber mehr, als du, was ich in der Kirche bin. Du kommst von der Arbeit nach Hause und hast alles vergessen. Ich vergesse nichts, Emil. Und so ist das mit dem Wein, den ich manchmal dort trinke, und mit deinem, den du in deiner Bodega genießt. — Na, Emileken, den ersten Liebesblick werden wir trotzdem heute zu feiern anfangen. Wenn ich aus der Kirche zurückkomme, so hab ich eine Überraschung für dich. Kannst solange darüber nachdenken, was es ist.“

Sie wandte ihm, da die Bluse nun eingehakt war, einen warmen Blick zu, und er sah ein, daß er den kürzeren gezogen hatte. Während in ihm dann ein gewisses kämpfendes Gefühl von Unmut aufstieg, mischte sich in die große Schätzung, die er für sie empfand, eine kleine launige Grämlichkeit, und leise maulend meinte er:

„Kannst mich nich weiter mehr überraschen, nachdem du mich vor zehn Jahren mit deiner werten Persönlichkeit überrascht hast. Sonst müßtest du schon auf deinen eijenen Kopp steijen, und dort ist womöglich eine schwindlije Aussicht. — Wat jiebt es denn heute als Festfraß? Jebratene Engel?"

„Murren in einer Backe und Loben in der andern!" erwiderte sie lachend, indem sie den schwarzen Rock überstreifte. „Hol mir mal die Schuhe; sie stehen noch in der Küche, Alma hat sie vergessen reinzustellen."

„Der Befehl wird weitergegeben!" sagte er ein bißchen übellaunig, trat in die offene Tür und rief in die Wohnung hinaus: „Alma! Sollst mal unsrer jnädijen Frau die Schuhe rinbringen!" Dann schlurfte er schlendernd nach der Wohnstube, wo sie ihn im weitern seine Sonntagsgeschäfte mit seiner Kanarienzucht beginnen hörte.

Alma, ein gutgewachsenes hübsches Mädchen von etwa zwanzig Jahren, die Nichte der Frau Felgentreu und auf den ersten Blick ihr verjüngtes Spiegelbild, erschien mit den Schuhen. Auf den ersten Blick! Schon der oberflächliche Vergleich deckte eine ganze Reihe grundsätzlicher Verschiedenheiten auf, und wenn sie vollends sprach, so war es eine ganz andere Gattung Menschwesen. Wie sie bedeutend dunkler war als Meta, so schienen auch ihre Eigenschaften in einem mehr heftigen und düstern Zusammenhang untereinander zu stehen. Sie und alle Welt hatte immer mit ihrem Trotz und einer von ihrer Mutter geerbten cholerischen Neigung zu Zerwürfnissen zu

kämpfen, die sie zu einem wahren Sorgenkind machte und Metas weitestgehende Geduld in Anspruch nahm. Aber da sie immerhin mit Anhänglichkeit und wirklichen Vorzügen zahlte und ein schönes gutgewachsenes Menschenkind geworden war, das einer erfolgreichen Zukunft entgegensah, fühlte sich Meta genug belohnt, und eben begannen sich auch die feineren Fäden des Verständnisses zwischen den beiden Frauen anzuspinnen. Während die Tante die Schuhe anzog und knöpfte, stand Alma dabei und sah ihr zu.

„Beinahe hätte ich Lust gehabt, bei dem schönen Wetter mitzukommen!" bemerkte sie mit einem jungen, lebenshungrigen Blick nach dem Fenster. „Aber jetzt werd' ich dich doch nicht mehr einholen. Vielleicht daß ich nachher rasch mal zu Lippkes laufe; die wollen doch heute nachmittag nach Potsdam, und da weiß ich nicht, mit welchem Zug sie fahren. Du gehst ja doch lieber mit dem Onkel alleine."

„Weißt viel, mit wem ich lieber alleine gehe!" spottete die Frau, aber sie sah nicht unzufrieden aus. . „Kannst Klara Lippke sagen, daß sie noch das Schnittmuster zurückzubringen hat, das ich ihr geliehen habe. Wie sollen wir sonst die Woche dein Sommerkleid zusammenkriegen? Ihr seid ja fix und modern, aber mit der Ordentlichkeit da hapert das noch bei euch. Hast auch die Knöpfe an der Bluse versetzt, daß sie dich nicht mehr so spannt?"

„Die spannt ja gar nicht so!" erwiderte das Mädchen halb verlegen. „Und wenn schon, das ist ja nun modern." Sie errötete ein bißchen und machte sich an ihrem Haar zu schaffen. „Dein neuer Hut ist auch nicht wenig hübsch. Willst wohl den lieben Gott verführen?"

„Könnte deinem Vorwitz nicht schaden, wenn du einen so nahen Bekannten durch mich kriegtest!" versetzte die Frau mit einem letzten prüfenden Blick in den Spiegel und

wandte sich dann ruhig und gehalten nach der Wohnstube. „Bist noch nicht durch alle Schwierigkeiten durch, auch wenn dich die Lippkes nach Potsdam einladen. Auch wenn der junge Lippke eine Anstellung als Provisor bekommen hat. Überhaupt will ich dir da was sagen. Es ist heute das letztemal, daß du zu den Lippkes gehst, bevor die Lippkes hier gewesen sind, wie sich das gehört. Kannst sie zu einem Nachmittagskaffee einladen, zu wann du willst. Am Ende sind wir Felgentreus auch nicht von gestern. Aber auf einmal hast du dich in eine Sache verheddert. Mir gefällt da nicht alles. Also laß mir die Leute mal antreten. — Auf Wiedersehn, Emil. Hast du mir an diesem Gedenktag was aufzutragen für den lieben Gott?"

„Kannst ihm sagen, er soll mir dies Jahr nicht so viele Vögel krepieren lassen!" trug ihr Felgentreu auf, während er stirnrunzelnd ein krankes Weibchen betrachtete. „Sonst lohnt sich die Zucht nich mehr, und ick jehe lieber die Zeit dem Frühschoppen nach."

„Ich werde es ausrichten, Mann!" sagte sie mit einem wachsamen Blick nach ihm. „Es wäre schade für uns alle, nachdem du so lange am Frühschoppen vorbeigekommen bist."

Nun fing der alte Hahn, der als Vorsänger diente und sich immer von ihrer tiefen klangvollen Stimme besonders ermuntert fühlte, lebhaft zu schmettern an. Gleich setzte ein junger eifrig ein, und plötzlich begann es aus allen kleinen Holzkäfigen zu rollen und zu klingen. Von diesem kleinen mutigen Männergetön begleitet verließ sie mit dem Gesangbuch in der Hand die Stube und die Wohnung. Darauf hörte Felgentreu durch das offene Fenster die erste Osterglocke läuten. Gegen seine Gewohnheit brach er aber mitten in seiner Tätigkeit ab, tat ein paar lange grüblerische Züge aus seiner Pfeife zum

Fenster hinaus und begann dann unruhig zwischen dem Schlafzimmer und der Wohnstube hin und her zu gehen. Die Vögel hörten auf zu singen und piepsten fragend durcheinander. Die weißen Vorhänge blähten sich freudig und beinahe üppig im Durchzug, als ob sie die Abwesenheit der Hausfrau einmal ausnutzen wollten. Vor dem Schlafzimmerfenster stand ein Blumentisch mit Alpenveilchen und Hyazinthen, die Frau Felgentreu selber gezogen hatte; sie standen still und ergriffen der Sonne zugewandt, und bei ihrem Anblick hatte Emil in erhöhtem Maß jenes Gefühl der Einsamkeit und beinahe der Eifersucht, das ihn stets überkam, wenn er Meta abwesend oder durch eine Verstimmung innerlich von sich entfernt fühlte, und er nach einem anderweitigen Anschluß in der Wohnung suchte. Niemals nahmen sie seine Annäherungsversuche an, und nichts in der ganzen Wohnung, die doch wirklich durch alle Lebenslagen und Stimmungen ihr Wesen ausdrückte und betonte, hielt so treu, ja geradezu mit stillem Fanatismus zu ihr, wie ihre Blumen. Manchmal haßte er sie ein wenig, aber immer von Zeit zu Zeit brachte er ihr wieder einen sogenannten Absenker einer besonders schönen Geranie oder einer Fuchsia, die er bei Bekannten sah, weil er sich erinnerte, wie gut sie dergleichen aufnahm. Eine wirkliche Beziehung in dieser ihrer Wohnung hatte er zu ihren Vorhängen, an denen etwas lockendes und ungetreues war, besonders wenn der Wind wie heute sie lüftete und in die Höhe wehte. Sie riefen seine Reizsamkeit wach und erregten seine männliche Abenteuerlust; aber wenn er mit Meta abends am Tisch saß und die Zeitung las, während sie eine Arbeit machte, hingen sie ordentlich und ehrbar vor den Fenstern herunter und sahen aus, als ob es ganz unmöglich wäre, bei ihrem Anblick auf unerlaubte Vorstellungen zu kommen.



Auch jetzt waren sie es allein, die seinen aufgerührten Frühlingsempfindungen entgegenkamen; sogar seine Vögel, an die er im Laufe des Winters so viel Sorgfalt gewandt hatte, waren ihm jetzt gleichgültig und langweilten ihn mit ihrem dünnen Gehüpfe und Gepiepse. Aber plötzlich erklang in der Küche eine andere Stimme, die ihn auf der Stelle aufhorchen machte. Schon oft hatte er Alma singen gehört, ohne sich etwas dabei zu denken. Er hatte schon genug mit ihr gescherzt und war auch handgreiflich geworden, wenn sie miteinander um einen Gegenstand kämpften oder sonst einen sogenannten Unsinn trieben, aber immer war es ein Spiel zwischen Onkel und Nichte geblieben. Jedoch nun sang sie das leichtfertige Operettenliedchen: „Das haben die Mädchen so gerne!" mit soviel Überzeugung und verräterischer Liebeslust in der Stimme, daß er die Pfeife, die eigentlich etwas zu alt und gesetzt für ihn war, aus dem Mund nahm und, ohne diesen zu schließen, ihr mit geneigtem Kopf zuhörte. Es erschien sogar ein Lächeln auf seinen Lippen, das ihn in überraschender Weise verjüngte, und in seinen braunen Augen, die soviel Wärme und Phantastik ausstrahlten, erwachte ein unternehmendes Licht. Dazu fuhren die Vorhänge seiner Frau fort sich zu blähen und Geheimnisse zu lüften, die sie nicht enthielten. Ebenso unwillkürlich wie sachgemäß erinnerte er sich des Frauengesprächs im Schlafzimmer über die zu enge Bluse und daß ihm selber schon aufgefallen war, wie das Mädchen im letzten Jahr Formen gewonnen hatte. Schließlich bewegte er sich, wie von einem Strom dahingeführt, in seinen gestickten Hausschuhen der Küche zu.

Er betraf Alma dabei, wie sie ihre weißen Halbschuhe mit Benzin und Kreide bearbeitete, um sie noch weißer zu machen. Durch die halboffene Tür ihrer Schlafstube sah

er einen weißen Unterrock mit Spitzen, lange Strümpfe und ein leichtes duftiges Musselinkleid über dem Bett liegen. Plötzlich schmeckte ihm sein Knaster nicht mehr recht, und während sich seine Blicke unter den Halsausschnitt ihrer Ärmelschürze verirrten, die sie heute der Bequemlichkeit wegen über der Untertaille trug, begann er ein Gespräch mit ihr.

„Na nu sage mal, Almaken, wie ist das also mit den Dingen, die die Mädchen so jerne haben?" sprach er sie lächelnd an. „Weißt du denn da weiter was von, hm?"

Auch in der Küche bewegten sich weiße Vorhänge im Frühlingswind, aber hier flatterten sie wie Fahnen und hatten ein mehr bräutliches und jungfernhaftes Gebaren. Die Sonne fiel mit einem schrägen feurigen Strahl gewissermaßen über das hübsche Menschenkind von hinten her, so daß alles daran stark in Licht und Schatten lag und den Ausdruck von Kraft und Entschlossenheit an ihr noch erhöhte. Ihr sonst dunkler Schopf glänzte nun ganz golden. Einige Schläfenhaare, die sich an der schimmernden Wange herabspannen, lösten sich beinahe im eigenen Leuchten auf. Dort schien sich auch ein ganz feiner Flaum im Wind zu regen, und ein zartes Nackengebüsch warf einen leichten Schatten über den weißen Hals. Kinn und Nase, der eigensinnige Augenbogen mit der geraden Braue und der kleine grüne Stein im Ohr, den sie der Tante abgetrotzt hatte, sprangen hell belichtet vor, während das Auge im Dunkel geheim bestrahlt lag, aber als sie den Kopf hob, war alles wieder ganz anders, brach ein Sonnenpfeil quer durch den einen Augapfel und leuchtete der Mund mit den roten Lippen und den weißen Zähnen ungemein frisch aus allem andern Blitzen der kupfernen und gläsernen Geräte in der Küche heraus.

„Du weißt wohl mehr davon!" erwiderte sie lachend.

„Immer bist du nicht in gestickten Pantoffeln und mit der langen Pfeife herumgekrochen und hast Kanarienvögel gefüttert. Was fragst du mich?"

„Was ick dich frage? Weil du selber ein Mädchen bist!" erklärte er, noch näher an sie herantretend. Sozusagen andächtig und in einer schülerhaften Art von Schönheitshunger verfolgten seine Augen den Weg von ihrem runden Kinn über die weiße Kehle und die Halsgrube zwischen die zusammengepreßten Brüste hinein. „Da weiß ick doch nichts von, siehst du. Meine Frau war die erste, die ick kennen gelernt habe."

„Das hast du wohl schon mancher erzählt?" spottete sie in ihrer ein bißchen rauhen Art. „So siehste aus!"

„Na, zwei oder drei werd' ich vorher gehabt haben," gab er zu und rüstete sich, ihr zu Gefallen einen Strich zu renommieren. „Mögen wohl auch sechse gewesen sein," gluckste er wie ein Täuberich und blinzelte. „Eine Zeitlang mußte es sogar jeden Sonntag frische Semmeln geben, sonst war mir nich wohl bei der Sache. Aber jede ist anders. Wenn du hundert kennst oder zweihundert, so kann die zweihundertunderste ein solches Parföng haben, daß du denkst, du hast noch jar nicht erfahren, was ein Mädchen oder eine Frau ist. Schade, daß alles son Ende muß nehmen. Befriedigung ist nich im Leben!"

„Sollst dich was schämen, Onkel, so zu reden!" tadelte Alma gut unterhalten und ihre Schuhe betrachtend. „Du hast dich doch wohl nicht zu beklagen. Eine Frau wie Tante Meta kannst du mit der Laterne suchen und findest sie doch nicht zum zweitenmal. Wenn ihr nun die Kirche wichtig ist, was schadet dir das?"

„Das habe ick nu nicht eigentlich so gemeint," erklärte er sich näher. „Sieh mal, ab und zu kriege ick das nämlich mit der Unruhe. Das ist ja nicht alles, was mal ein Ende haben wird. Essen, Trinken, Rauchen, Spazierengehn,

Liebe, Frühlingswerdensehn, Musik — alles kommt in dir mal zum Schluß, und was hast du davon wirklich an dich gebracht? Und wenn die Amsel von Ewigkeit zu Ewigkeit jeden Sommer auf dem Giebel drüben singt — du hörst sie bloß deine zugemessenen Jahre, und dann hören sie andre, und du liegst im Sand. Und die andern müssen genau ebenso alles übriglassen. So ist das auch mit den Frauen. Ick bin der meinen treu gewesen, das kann keiner anders sagen. Sie ist eine eigenartige und gerade Seele. Aber eben darum sollte sie heute, wo wir unsern ersten Liebesblick feiern, nich zum Paster rennen. Würdest du fortlaufen, wenn dein Mann eine Kosestunde mit dich feiern will, und gar noch in die Kirche? Sage mal, Alma. Was würdest du da tun?"

„Kosen natürlich!" lachte sie. „Die Kirche würde mir nicht verduften. Aber ich bin auch anders, Onkel. Jede hat ihre Eigentümlichkeiten. Wenn du so viel Mädchen und Frauen kennen gelernt hast, so mußt du das doch wissen. Immer ist Tante Meta nicht in der Kirche, und manchmal hast du doch auch Spaß an ihr."

„Das stimmt, Almaken, kluges Mädchen. Nur — sieh mal, alles weißt du auch nich. Lange Zeit kann ich ganz geduldig mit dem Herrgott teilen, aber dann kriege ick den Koller, denn der Herrgott ist ewig, und ick bin sterblich. Un die verlorene Kosestunde wird mir nie ersetzt. Oder kannst du det anders sagen, Almaken? Wird sie, oder wird sie nich?"

„Wie du fragst!" meinte sie plötzlich verlegen werdend und zur Abwehr bereit. „Das sind Ehesachen, davon versteh' ich nichts."

„Liebessachen sin det, Almaken!" versetzte er ernst. „Die Ehe, det is bloß det Mäntelken. Zieh' det herunter und det Kleidken und ooch noch det Hemdken, so muß eine jesunde feine Liebe dastehn, begreifst du, an der

du deinen Spaß hast. Aber wenn nu det immer noch mit dem evangelschen Jesangbuch in der Hand un dem Kreuz um den Hals dasteht — ick weiß nich, mancher mag da noch einen Reiz bei finden, det will ick nich bestreiten, aber ick fühle mich dabei einjeschüchtert. Na Schwamm drüber! Manchmal denke ick: ‚Wärst im andern Fall verkommen mit Weibern und mit Spielen un Saufen'. Un det möchtest du mir auch jerne entgegenhalten, det kann ick deinen jescheiten Augen ansehen. Ick will dir wat sagen, Almaken: in dieser Sache ist wenig Wahrheit. Ick bin ein Simulant jeworden, ein scheinheiliger Dummkopp un so'n rechter betulicher Spießer am Sonntagsmorjen bei Jlockenjeläute. Ick weiß davon nich jenau, aber mich verfolgt seit Monaten ein Jefühl, daß det alles durch die Bank Pofel un ein janz unhaltbarer Schwindel ist. Nu sieh mal, da stehn uns fumfzntausend Erspartes auf der Kasse. Was tu ick damit? Was jeht mich det an? Jehört nich zu mir! Ick bekieke det Jeld mit 'n Hintern, mache fort in die große weite Welt, und in mir ist alles unverändert. Wenn ick meiner Frau in ihr Jesangbuch spucke, det ist schon belangreicher. Wat folgt daraus? Hast du 'ne Ahnung? Ick nich. Häng dich auf, Emil, dann bist du allem aus dem Wege. Wat for'n Kummer, Mädchen! Heute sagte sie mir, daß da Leute sind, die seit Jahren mit ihr den Jottesdienst besuchen und denken, sie ist Witwe. Die laufen nu wie die heiligen Wolken jeden Sonntag denselben Weg. Die eine kommt aus der Straße, der andere aus jener. Sie sehen sich un kennen sich nicht weiter, un jeder denkt: ‚Sieh mal, auch die stattliche Frau ist wieder da!' ‚Der Herr mit 'm Bart ist eijentlich doch nu älter jewor'n!' Und auf einmal bleibt einer aus; der is jestorben. Im Herrn verschieden. Det ist ihre Welt, Alma. Eine große Bangigkeit!"

Dem Mädchen war das Lachen vergangen und auch die Harmlosigkeit. Es hatte den Halsausschnitt der Schürze höher hinaufgezogen und, obwohl er sich im weitern anders aufstellte, von wo sie sich nicht mehr von ihm bedrängt fühlen konnte, ging doch ihr Atem kürzer, und sie beeilte sich, mit ihrer Arbeit zustande zu kommen, um sich in ihr Zimmer in Sicherheit zu bringen. Sie gehörte zu den jungen Berlinerinnen, die auf Akkuratesse halten und ihre Laufbahn sozusagen nach sauberen kaufmännischen Prinzipien zu machen hoffen. Ihr Temperament denken sie zwar auch an den Mann zu bringen, aber in einträglicher Weise, und Störungen in diesen Berechnungen lieben sie nicht. Sie war ein bißchen blasser geworden, und in ihren Wangentiefen unter den Schläfen arbeitete eine Spannung.

„So darfst du eigentlich nicht zu mir sprechen, Onkel!" bemerkte sie endlich unsicher, ohne daß sie aufzublicken wagte. „Wenn Tante Meta hier wäre, würdest du dich hüten. Ich kann dich gar nicht verstehen. Und gib dir keine Mühe weiter, ich will auch nicht."

In seinen Augen blitzte etwas auf, und um seinen Mund spielte ein gutmütiges Lachen, das sie aber nur noch mehr beunruhigte.

„Hat sich ausjeonkelt, Almaken!" versetzte er schnell und treibend. „Jetzt grault dir wohl vor mir, wat? Auf einmal steht da ein nackichter Mann ohne jestickte Schuhe un lange Feife un reißt sich det Herz aus der Brust. Schön ist et nich, aber es zappelt doch. Gehört einem janz unjebesserten sittlichen Vagabunden, einem Freigeist, verdächtigen Halbherrn, Flausenmacher und klebengebliebenen Jesellen. Deibel nochmal!" Er schmiß plötzlich wütend die Pfeife zu Boden und gab ihr noch einen Tritt; ein gestickter Pantoffel flog von selber nach. „Nichts jemeineres als diese Untreue in Jedanken!" rief er aufge-

bracht und feuerte noch den zweiten hinterher. „Immer mit der Phantasie wo anders! Bald wirst du einen Krach erleben, den du nich erwartet hast. Ick treibe darauf zu, der anständige Lump oder Bärentreiber zu werden, wozu mich Jott bestimmt hat. Soll ick dir wat sagen? Uns — ick meine: Leute meines Schlages — halten s i e sich — der Hund weiß wozu. Det ist auch so eine Art von Kapitalisierung. Die ganze Sache beruht doch auf ihrem Geld und ihrem jesellschaftlichen Stand, in den sie mich eingekauft hat. Ohne das wäre ja nischt jeworden zwischen uns. Einzig vom Revolutionieren hat sie mich solange abgehalten. — Aber det wird noch kommen!" lachte er wieder. Seine Augen blitzten, seine weißen Zähne schimmerten und sein blondes Haar schien in der Sonne zu brennen. Alma fand ihn alles in allem geradezu bestrickend und begriff ihre Tante vollkommen, aber das bewog sie, noch mehr auf der Hut zu sein. „Ick weiß nich, ob det die schöne helle Frühlingssonne macht, aber mir ist, als ob ick dich heute zum erstenmal sähe. Nu ist ja das Fest des ersten Liebesblickes. Sag mal, hast du den auch gefühlt bei deinem tugendhaften Provisor? Die Sinnenfreuden nämlich, Mädchen, wenn du die nich voll und bar einkriegst in diesem Leben, woran willst du dich sonst halten? Ick rate dir jut, Almaken! Geh in kein Wasser, in dem du nich bis über die Ohren plantschen und schwimmen kannst! Im Handumdrehen bist du eine jesetzte Ehefrau und Kindermutter; det janze rangneidische und dämliche Jetue von diesen Weibern kommt bloß daher, daß sie sich im richtigen Bett und in der richtigen Wirtschaft geirrt haben. — Schön hast du die weißen Schuhe jeputzt. Denkst du, du wirst sie unbefleckt nach Hause bringen?"

Sie stand nun da von Sonne und Blutröte übergossen

und war so das Bild eines schönen liebenswerten jungen Weibes, daß sie auch auf ruhigere und gesetztere Männer Eindruck gemacht hätte, und er war aufgewühlt und leidenschaftlich erregt, obwohl er lachte und sich in den Hüften wiegte. Sie sah ihn von unten herauf musternd an und suchte sich klar zu werden, was sie von ihm zu fürchten habe.

„Ich weiß nicht! Laß mich durch!“ sagte sie endlich mißmutig. „Ich bin fertig und will mich anziehn.“

„Nanu, ick stehe dir doch nich im Wege. Die Tür ist frei!“ erwiderte er mit einer Bewegung seines blonden Kopfes nach dieser. „Hast du auf einmal Bange, an mir vorbei zu gehen? Bist schon tausendmal näher an mir vorbeijejangen; wat soll nu plötzlich anders sein? Sage mal, Almaken!“

„Gar nichts!“ versetzte sie etwas kurzatmig, streifte ihn noch mit einem düstertrotzenden Blick und versuchte dann rasch die Tür nach ihrem Zimmer zu gewinnen. Aber ob sie nun gerade durch ihre Kampfbereitschaft seine Angriffslust stachelte: woran er gar nicht gedacht hatte, das geschah. Plötzlich lag sie in seinem Arm, ohne sich zu wehren, und fühlte stumm und innerlich zitternd seinen Kuß auf ihren Lippen. Und als sie die erste Gelegenheit, sich zu befreien, nicht benutzte, und er ihre Blässe und die Zeichen ihrer Hingenommenheit bemerkte, war es auch um ihn geschehen. Ganz betrunken von ihrem Duft und Körpergefühl und heiß atmend ließ er sie endlich. Er lachte wieder und suchte gewohnheitsmäßig nach seiner Pfeife, aber auch jetzt blieb Alma blaß und starr. Mechanisch griff sie nach ihren Haaren, um sie zu ordnen, tat dann einen verwirrten Blick voll ausbrechender Dunkelheiten um sich — andere werden nach dem ersten Kußgewitter heller — und wandte sich dann langsam nach ihrem Zimmer. Auf der Schwelle sah sie noch einmal

mit einem unschlüssigen und fremden Blick nach ihm zurück, und ohne sein Lachen, das immer noch andauerte, zu erwidern, sagte sie halb zornig und halb verloren:

„Du bist mir ein schöner!"

III.

Frau Felgentreu verrichtete in der Zeit gesammelt und ernst ihren Kirchgang für sich und ihren Mann, ohne den ihr nichts war, und durch den sie ihr volles entfaltetes Frauenleben hatte. Öfter als sonst flogen ihre Gedanken während der Predigt nach Hause; eine Zeitlang vergaß sie ganz, wo sie war, und dachte nur daran, daß nun die Tage des ersten Liebesblickes seien, und beinahe bereute sie, Emil nicht den Gefallen getan und daheim geblieben zu sein. Indessen ist es noch fraglich, ob diese Angelegenheiten auch so viel Einfluß auf sie ausgeübt hätten, wenn ihr Lieblingsprediger an der Reihe gewesen wäre. Heute redete zwar der Superintendent selber, aber sie ließ sich durch keine Titel dazu verführen, eine dünne und kahle Predigt erbaulich zu finden, wenn sie auch den evangelischen Botschaften an sich immer wieder mit der gebührenden Ehrfurcht lauschte. Dazwischen jedoch verfolgten ihre Gedanken hartnäckig und mit eigensinniger Liebe den Weg zurück, den sie an der Seite ihres Mannes durch zehn Jahre gegangen war, und fand alles gut und der Aufwendungen wert. Kleine Spannungen kamen immer vor, und sie machten ihr mehr zu schaffen, als sie merken ließ. Überhaupt enthielt ihr Wesen Tiefen und Strömungen, von denen ihre Umwelt wenig wußte und selten eine Ahnung bekam, aber sie hielt es für ihre Pflicht, gegenüber unfesten Menschen das zuverlässige Fundament zu bilden, auf welchem das Zusammenleben sich aufbauen konnte. Auch hinderten sie alle Liebe und innere Zärtlichkeit für ihren Mann nicht daran,

zu wissen, daß nicht nur das Glück der Ehe, sondern auch sein ganzes menschliches und bürgerliches Gedeihen von ihr abhing. Sie dachte und fühlte hier wie alle feinen Frauen, die spät zu einem jüngeren Mann gekommen sind und an ihm mit dem Liebeswunsch zugleich nun das Mutterverlangen erfüllen; da die Ehe ohne Kinder blieb, so wurde er vollends zu ihrem großen Jungen. Machte sie hier einen Fehler, so machte sie ihn aus treuem Herzen. Auch das kirchliche Leben, das sie ohne ihn und zum Teil gegen ihn führte und das manche ihr verargten, war ihr in der Hauptsache eine Vergewisserung, die sie bei Gottes Güte und Allmacht auf das Glück der Ehe und das Heil ihres Mannes nahm. So sicher und fest sie nach außen auftrat, so war sie innerlich von Besorgnis um ihn nie ganz frei; launische und einfallreiche Menschen hatten ihr mit ihrem Wesen von Kind auf einen gewissen Schwindel verursacht, und nie hätte sie sich träumen lassen, daß sie einen solchen zum Mann nehmen werde.

Nachdem sie für Seele und Leib ihres Gatten noch einmal umfassend und ernst gebetet hatte, verließ sie die Kirche und machte sich auf den Heimweg voll guten Willens, ihrem Mann die entgangene Frühfeierstunde reichlich zu ersetzen. Ein stilles Lächeln spielte um ihren oft etwas zu strengen Mund, und in ihren Augen, die so tief im Willen Gottes und in der Schwachheit der Menschen forschten, spielte ein freundliches und leise verlangendes Liebeslicht. So kam sie nach Hause und fand eine leere Wohnung. Noch mit dem Gesangbuch in der Hand ging sie durch alle Räume, stieß in der Küche auf die zerbrochene Pfeife am Boden, bemerkte einen gestickten Pantoffel unter dem Abwaschtisch neben dem Scheuereimer, und in der Stube lag das Geschäft mit den Kanarienvögeln halb getan; auf dem Tisch stand ein kleiner höl-

zerner Singkäfig, und in den anderen Käfigen war großes Leben, da man sich sonst nie zu sehen bekam. Der andere Pantoffel lag in der Schlafstube vor dem Bett, und so unordentlich pflegte ihr Mann eigentlich sonst auch nicht die herausgerissenen Kragen und Kravatten herumliegen zu lassen. Still versorgte sie ihr Gesangbuch ins Fach, setzte den Hut ab und richtete sich für die Küche her. Dort fand sie, daß Alma vergessen hatte, frisch aufzulegen; das Feuer war aus, doch hatte sie nun keine Lust, ein neues anzufachen, und sie steckte das Gas an, obwohl es gegen ihre Sparsamkeit verstieß. Später kam Alma von ihren Bekannten zurück, ohne die Frage mit dem Schnittmuster auf den Weg gebracht zu haben, und die Kaffee-Einladung hatte sie auch hinausgeschoben. Sie schien gespannt und bedrückt, und als Emil in Frühschoppenstimmung sonntäglich zum Essen erschien, wich sie seinen Blicken und Worten beflissen aus. Emil war im Gegensatz zu ihr lauter und sprunghafter als sonst und brauchte doppelt soviel Raum für seine Bewegungen und Zeit für seine Witze. Der Wein, den er zur Feier des ersten Liebesblickes spendiert hatte, blieb zwar nicht stehen, aber zuerst trank er fast allein, bis dann plötzlich das Mädchen das Glas leerte und zum Wiederfüllen hinschob; von da an hatte er einen guten Partner an ihr. Auch an seinen Redensarten entzündete sie sich allmählich, da sie zu jung und lebenslustig war, um dem Einfluß eines guten Essens und eines trinkbaren Weines auf die Dauer zu widerstehen. Meta trank langsam und mit nachdenklichen Augen, und ihrem Manne würgte es immer ein wenig die Kehle, wenn er daran dachte, was diesen Vormittag geschehen war; schließlich ergriff er aber sein Glas und rettete sich in einen Toast auf sie und den ersten Liebesblick.

„Mit dem ersten Liebesblick, wenn der in eine sterb-

liche Seele fällt, det ist wie ein Sonnenstrahl in einem rauchigen Kamin; kiekt einer hinein, gleich sieht er wunderbare Jestalten und Vorjänge, un kein Mensch weiß, ob det nu Wirklichkeit ist oder keine Wirklichkeit!" predigte er. „Die Hausfrau in der Küche meint zwar, daß nu det Feuer nich brennt, weil die Sonne drauf drückt, und ihr Braten wird nich jar, aber was bedeutet so ein Braten, wenn die heilije Sonne vom Himmel leuchtet? Viel zu viel wird auf Essen und Trinken verwandt! Die Fragen der menschlichen Hoheit werden vernachlässigt, und eine alljemeine Verkommenheit breitet sich aus. Nee, nee, Almaken, da ist nichts zu lachen bei, det ist mein voller Ernst. Na, lachst ja auch nich! Die Hauptsache ist die Sonne und das Verständnis für das Unsterbliche am Menschen. Den Leichuam kann der Deibel jeden Augenblick holen; je mehr Leichname er holt, desto besser ist das sogar für die Menschheit. Wat nutzt dem Vaterland eine Provinz voll Leichname, die noch funktionieren? Darum sage ick: ‚Hoch das Fest der Auferstehung!' Wir wollen auf den ersteu Liebesblick anstoßen. Bring dein Glas her, Metaken; kiekst so ernst! Vertraue dich deinem Gott an, er wird's wohl machen. Det sage ick, ein weltlicher Mensch, dem Gott noch nich erschienen is. Wat sollst dann du sagen, Meta, du jeliebte Frau? Auf das, was ewig nich sterben kann und nich verlöschen wird, was auch sonst jeschehen mag."

Sie zögerte nicht länger, brachte überwunden ihr Glas und stieß mit ihm an. Er sah ihr bewegt in die grauen Augen, aus denen der Schein der Wahrheit so klar in seine braunen drang, daß er darin alle Zwiespältigkeit aufzehrte; in der Folge glaubte er mit vollem Recht an jedes Wort, das er gesprochen hatte und noch weiter zu sprechen im Sinn hatte. Wenn sie sich auch nicht geradezu täuschen ließ, so hielt sie sich dafür um so gläubiger an

sein besseres Teil, und das gab ihr das Vertrauen und die Freude zurück, die sie an diesem lebensprühenden und immer neu für sich gewinnenden Mann hatte. Alma war zuerst wie vor den Kopf geschlagen, als sie ihn in dieser Tonart reden hörte, aber da sie seine Verehrung für die gefeierte Frau insofern teilte, bedeutete es für sie keinen zu großen Schmerz, daß er so rasch wieder zu dieser zurückkehrte, sondern verschaffte ihr im Gegenteil eine Erleichterung. Da in der Folge davon die Frau auch das Mädchen seine Unbefangenheit zurückgewinnen sah, wurde sie vollends wieder warm und ruhig.

„Hast das wieder schön gesagt, Emileken!" lobte sie mit einem Auge voll Spott. „Die heilige Sonne — wenn du die hast und noch einen guten Braten obendrein, dann kommen dir erst die rechten Einfälle. Aber das vom ersten Liebesblick soll voll gelten, Mann!"

Darüber verfiel Emil, der etwas rasch und hitzig getrunken hatte, in eine aufrichtige Begeisterung.

„Das soll nu wahr sein!" brach er, das Glas niedersetzend, prophetisch aus: „Diese Frau hat den evangelischen Blick! Keine kleine Sache! Aber darüber hast du vielleicht noch nich nachjedacht: ein Kinderspiel ist das nich immer für unsereinen, neben dir zu leben. Manchmal da stehe ick in dringender Jefahr, mich plötzlich mit Vergänglichkeit zu überziehen. Dann braucht det einen Blick von dir, und das Grauen ist überwunden. Gut muß es sich an deiner Hand sterben! Wenn det mit mir einmal so weit ist, dann kommst du und hilfst mir, wenn du mich irgend erreichen kannst. Na, laß dich det Gerede nich verdrießen! Zu lange hab' ick so unter der Oberfläche mich hinjeschlängelt! Ick bin ein Produkt meiner Zeit, und die Zeit ist sodomitisch. Ick wandle auf einem Vulkan! Ick bin ein verkappter Revolutionär!

Wer das weiß, richtet sich ein. Willst du auch auf diesen Pakt mit mir trinken, Meta?"

„Da muß ich mich doch zuerst besinnen!" meinte sie beinahe etwas bedenklich. „Ich weiß gar nich — man möchte doch auch gern eine g u t e Partie gemacht haben. Und auch mit dem Wissen, Emileken. Wenn schon einer was weiß, so weiß er noch immer nicht, ob es auch das richtige für ihn ist. Wir wollen uns still halten und gottesfürchtig sein und weiter zueinander stehen, Mann. Darauf will ich gerne noch vielemal mit dir anstoßen!"

Sie blickte ihn liebreich, wenn auch vielleicht ein wenig zu ernst an, und er fühlte sich ganz hingerissen von ihrer bedeutungsvollen Schönheit. Auch Alma ging das Herz, und sie fragte sich, ob sie das Zeug zu einer solchen Frau und die Weisheit und Kunst zu einem solchen Glück besitze. Vorläufig mußte sie die Frage verneinen, und der ganze Vorgang machte sie ein wenig kleinmütig und beinahe etwas eifersüchtig auf die Tante. Plötzlich begann er in seiner frommen Bewegung von ihr zu sprechen.

„Mit Almaken hab' ick diesen Vormittag nämlich wat vorjehabt!" sagte er mit einem freimütigen und offenen Lachen. Alma durchfuhr ein richtiger Schreck, so daß ihr alles vor den Augen wankte und sie nicht wußte, wo sie hinsehen sollte. „Drum war sie auch zuerst so jedrückt," erklärte er. „Ja, sieh mal, ick war doch wütend, weil du nich zu Hause jeblieben warst, obwohl ick dich darum anjejangen hatte. Wie 'n dummer Junge wußte ick plötzlich nich mehr, wat ick mit mir anfangen sollte, als du aus der Tür warst. Alles griente mich hier an. Den Vögeln hätte ick einem nach dem andern den Kragen umdrehen können, so dämlich kamen sie mir vor. In die Blumen hätte ick hauen mögen. Die Vorhänge herunterreißen. Na, da fing die Alma auf einmal an zu singen: ‚Das haben die Mädchen so jerne!' und mich zog

det in die Küche, ob ick wollte oder nich, so verführerisch sang sie det. Natürlich dachte sie an ihren Piefke, den Herrn Provisor, und daß sie heute nachmittag nach Potsdam fährt. Ick aber binde mit ihr an, ob sie weiß, wat sie da singt, un wie det mit ihren Beesinger steht, un schließlich verlange ick janz grimmig, sie soll ihn laufen lassen un mich dafür nehmen. Wie sie mir nu eine kurze hochmütige Antwort jibt, wie sich det jehört, rücke ick ihr zu Leib un will sie küssen. Da hättste aber mal wat erleben können. Die Feife hat sie mir in Stücke jeschlagen. Den Pantoffel hat sie mir von 'n Fuß jetreten. Wenig fehlte und sie hieb mir auch einen Zahn ein. Und wenn du denkst, ick hab' meinen Kuß schließlich anjebracht, denn irrst du dich. Aus der Küche hat sie mich jeworfen. Die Tür mir an der Ferse zujeschmettert, und draußen stand ick."

„Aber das ist ja alles nich wahr!" rief nun Alma halb bestürzt und halb lachend. „Du schwindelst ja ganz furchtbar. Wie kannst du Tante Meta sowas erzählen? Bücher könnte man davon machen, was der alles zusammenlügt." Und etwas grollend warnte sie: „Du wirst aber noch einmal Unglück anrichten mit deinem Gerede, paß nur auf!"

„Nanu!" blitzte er sie lachend an, und seine braunen Augen glänzten warm auf. „Nicht wahr ist das? Dann sage du, was wahr ist, es wird mich sehr interessieren! Na, da sitzt du in deiner Wangenröte und findst keine Worte! Jerade so jeht det auch mir, Almaken. Ick schätze mich glücklich, von zwei so vorzüglichen Frauenbildern umjeben zu sein. Die Frauen müssen uns Männer für das verlorene Paradies trösten! Heute hab ick Almaken in meinem Herzen an Vaterstelle anjenommen — nee, an Tochterstelle wollte ick sagen. Das ist ein neuer Zustand in meiner Seele. Orntlich fromm ist mir

zumute! War auch so 'ne Art von erstem Liebesblick. Lebst so un so lange mit dem feinen Kind zusammen und siehst nischt als eine Jöhre mehr. Un plötzlich jehn dir die Augen auf, und du entdeckst Gott weiß wat! So ist det aber mit allem. Deine Sterblichkeit entdeckst du auch eines Tages zum erstenmal. Bist mit dem Tod verwandt un ahnst et nich. Wer weiß, womit du sonst noch verwandt bist. Auf den neuen Verwandtschaftsgrad, Almaken! Sollst an deinen zweiten Vater denken! Na, Meta, nu haben wir doch noch ein Kind jekriegt!"

Er betrachtete es mit Liebesblicken und mit wahrem Vaterstolz, und dann sah er vergnügt und entzückt über die gute Wendung, die die Dinge genommen hatten, seine Frau an, die wieder sehr viel mehr dachte, als sie sich anmerken ließ.

„Das Kind hab i c h schon lange", meinte sie ein bißchen spottend über seine Begeisterung. „Ist man gut, daß du 's auch entdeckt hast, sonst hätte es sich womöglich eines Tages spurlos verkrümelt. — Kannst dir ruhig noch mehr Kohlrabi vornehmen, Alma. Ich weiß, daß du sie verachtest, aber erstens sind deine Eltern dafür eingenommen, und zweitens bist du ein Kiesat, dem man die Zunge schaben müßte. Sei froh, wenn du in deinem Leben immer eingemachte Kohlrabi zu essen hast. Daß euch eure Üppigkeit nicht nochmal mit Schrecken vergeht!"

Es gab Rostbraten mit Kartoffeln und Kohlrabi, die Meta selber eingemacht hatte, und auf die sie etwas hielt.

„Ach, Onkel Emil macht sich auch nichts draus!" lachte Alma verlegen und nahm sich noch ein bißchen. „Der ißt sie bloß dir zuliebe. Jetzt gibt es doch schon frischen Spinat."

Die beiden andern mußten über den maulenden Ton lachen, und Meta bemerkte zu Emil: „Da hast du deine Tochter. Nun zeig ihr mal den Vater!" Er tat es,

indem er ihr das Glas vollschenkte und mit einem weiteren Spruch feierlich auf die Personalfreiheit des Menschen trank. Dazu schmetterten die Kanarienvögel, und die Möbel leuchteten im Widerschein der Sonne braun und warm, als ob sie das alles durchaus begriffen. Auch das Kaiserbild an der Wand schien ihm zuzustimmen, indem es auf Glanz und Pracht deutete: eben die Dinge, auf die das wählerische Mädchen mit seiner Zukunft selber abzielte. Aber die Vorhänge vor den Fenstern hingen still und erwägend; sie machten nun einen heuchlerischen Eindruck, und Felgentreu hatte wohl Recht, wenn er sie im Grund für falsch hielt.

Im übrigen blieb er den Mittag auf dieser Höhe. Er neckte Alma auf vielen Wegen mit den Lippkes und ihrem Herrn Provisor, spielte ein wenig Eifersucht, wollte ihr beim Anziehen helfen und zwang Meta verschiedentlich zum Einschreiten. Schließlich war das Mädchen doch wieder etwas unsicher geworden, was den neuen Vater anging, und mit diesem Gefühl machte sie sich auf den Weg zu ihrer Lustfahrt. Nachher orakelte er noch allerlei über die Hoffnungen der Jugend, schlief ein Stündchen neben seiner Frau und führte sie dann stolz im schwarzen Feiertagsrock in den Tiergarten, wie sie es in Aussicht genommen hatte. Sie hatte jetzt eine halsfreie helle Bluse mit weißer Federstola an. Abends aß er mit ihr bei Siechen Eisbein mit Sauerkraut, trank Münchner Bier dazu und kaufte ihr einen Strauß Schwarzwälder Schlüsselblumen, die ersten Frühlingsboten. Nachher begleitete sie ihn in seine Bodega, wo sie noch eine kleine Flasche Marsala zusammen tranken. Schließlich gab er ihr auf ihr Verlangen auch den Wahrheitsbericht über sein Spiel mit Alma und bekam nichts zu bereuen, obwohl er ihre Eifersucht erregte, aber da sie eine Natur war, hing damit ihre Liebe eng zusammen.

Diese zeigte sie ihm ganz; die Eifersucht machte sie mit sich ab. Den Tag beschlossen sie, wie es guten Eheleuten am Fest des ersten Liebesblickes geziemt. Er bebte wieder einmal vor Ergriffenheit in ihren Armen, und ihre fünfundvierzig Jahre vergaß er heute vollkommen. Bei seiner neuen Vaterschaft jedoch blieb er mit großer Standhaftigkeit.

IV.

Den einen Pantoffel hatte, wie gesagt, Meta bereits gefunden, und die halblange Pfeife ersetzte Felgentreu nach Ostern durch eine ganz lange, die schon seit einiger Zeit sein Wunsch gewesen war. Es war eine aus ungarischem Weichselrohr mit schwarz-weiß-roter Quaste und zwei kämpfenden Hirschen auf dem Porzellankopf. Das Anrauchen beschäftigte ihn länger als eine Woche. Er probierte mehrere Sorten Tabak durch, bis er die rechte gefunden hatte. Wenn er abends die Zeitung las, so konnte er die Pfeife auf den Boden stellen und bequem oben aus dem Rohr den Rauch ziehen. Um das Einrauchen zu beschleunigen, setzte er sie auch mittags in Brand. Es war wichtig, wenn man sie einmal gestopft und angebrannt hatte, sie nicht halb geraucht stehen zu lassen, sondern immer bis auf den Grund durchzubrennen. Noch viele andere Dinge waren wichtig, und er hielt seinen Frauen eingehende Vorträge darüber. Er hielt ihnen auch Vorträge über die politischen Ereignisse daheim und im Ausland. Als durchgebildeter Gewerkschafter und Versammlungsredner, der er früher gewesen war, besaß er ein Konversationslexikon, in welchem er nachschlug, wenn man über etwas in Zweifel war, zum Beispiel über Personenfragen oder Jahreszahlen, und oft handelte es sich um Verhältnisse in fremden Erdteilen. Manchmal kam es auch vor, daß das Lexikon seine Auto-

rität stützen mußte, wenn ihm seine Frau oder auch Alma irgend etwas nicht glauben wollte; nie kam es vor, daß es ihn widerlegte. Wenn er nämlich bewußt geschwindelt oder ins Blaue geredet hatte, so sagte er nach einigem Suchen, daß es nicht darin stehe; dasselbe sagte er, wenn das Lexikon es anders hatte, aber oft las er auch geläufig das Gegenteil von dem vor, was da stand. Immer blieb er dabei, daß er notwendig einmal den neuen Brockhaus oder auch Meyer haben müsse, da der alte Herder zu unmodern geworden sei, aber die Anschaffung schob sich von Jahr zu Jahr hinaus. Meta, die seine Lese- und Bildungswut auf Kosten des Familienlebens still und aufmerksam bekämpfte, war gewissermaßen auch die lebendige Feindin seines Bücherschrankes und hatte ihre unauffälligen aber wirksamen Methoden, einer bedeutenden Vermehrung seiner Bibliothek seit seiner Verheiratung vorzubeugen. Sie war eine Frau, die sinnlich in ihrem Augenblick lebte und die Menschlichkeit im täglichen Umgang der Menschen untereinander sah. Seine Darwin und Marx, Rousseau, Engels, Häckel, Bebel und Kautsky betrachtete sie mit allem Mißtrauen, und seine agitatorischen Neigungen und Apostelträume waren von ihr, wie er richtig fühlte, mit Liebe und Festigkeit sozusagen in den Acker ihres ehelichen Zusammenlebens untergepflügt. Längst war er von ihr auf das verwiesen, was dem Tag not tut, und da stand er und brütete etwas unruhig. Auch an Almas Jugend fand er hier keinen Verbündeten. Sie hatte zu wenig Bildungseifer und war nicht neugierig oder erregbar genug. Bekanntlich sind dies im allgemeinen mehr Eigenschaften von Figuren kleineren Schlages; die großgewachsenen Menschenkinder lassen die Dinge gerne an sich herankommen. Ganz falsch wäre es freilich nach all dem, Felgentreu für einen Faselhans und Pan-

toffelhelden zu halten. Sein Geist ruhte nicht, und sein Feuer schwelte unterirdisch fort. Las er jetzt weniger, so lebte er um so sinnlicher in Gestalten. Es kam nur manchmal vor, daß seine nie ruhende Phantasie ihn auf eine falsche Fährte lockte, oder daß er, von seinem unverbrauchten Auflehnungstrieb angefeuert, ohne Scheu und Hemmung zu dichten anfing, daß es bald zweifelhaft wurde, wer mehr Nebelbilder um sich verbreitete: seine Pfeife oder er. Doch ging er niemals so weit, daß er seine Würde in Gefahr brachte, und selbst wenn es einmal schien, daß er sich selber aufgab, so landete er stets sicher bei einer neuen sehr anständigen Situation, in welcher er sich sehen lassen konnte. Er hatte sich wieder gerettet.

Viel Freude machte ihm die Einrichtung seiner neuen Vaterschaft und die Herstellung der einschlägigen Verhältnisse zwischen ihm und dem schönen Mädchen. Er leitete sie durch einige Geschenke ein, die er vorher mit Meta besprach; überhaupt war ihm wieder nichts ohne seine Frau, und mit liebevollem Eifer pflegte und entwickelte er die Vorstellung seiner Elternschaft mit ihr gegenüber Alma. Seit Ostern nannte er Meta Mutter und redete von sich als Vater, wenn er mit dem Mädchen sprach. „Dem Vater mal die jestickten Pantoffeln her, aber dalli!" Oder: „Na, laß da aber Mutter nich dahinter kommen, Kindeken!" Frau Felgentreu fand sich spottend in das neue Verhältnis, da sie das alte noch keineswegs müde gewesen war, außerdem schien ihr eine gewisse Matronisierung darin enthalten, gegen die sie sich ganz richtig zur Wehr setzte. Das Mädchen hatte plötzlich eine Bedeutung in der Familie bekommen, ohne die es früher sehr gut gegangen war. Eine Woche lang und länger — etwa so lange, wie das Einrauchen der neuen Pfeife dauerte — half er Meta auch nachdrücklich bei den Reden über die Lippkes, die Alma beim Oster-

ausflug wieder nicht eingeladen hatte, und dem Entschluß der „Mutter", daß das Mädchen dort endlich klare Verhältnisse schaffen müsse, trat er sehr entschieden bei. Als die Pfeife aber die erste Kruste angesetzt hatte, begann er sich über diese Fragen zu beruhigen. Das nächstemal schwieg er zu dem Thema, und endlich rückte er mit einer ganz neuen Meinung auf.

„Na, wenn das Mädchen mit sich über den Beesinger aber noch nich in Reinen ist —" meinte er eines Abends einwendend. „Sowat führt zu leicht zu Verdruß. Det hab ick ihr Ostern schon jesagt: ‚Kindeken, überlege dir die Sache noch siebenmal, bevor du sie einmal tust!' — Laß sie det man in Ruhe durchkochen, Mutter! Sie hat die Kocherei ja bei keiner schlechten Köchin jelernt!"

Draußen schlug der Regen an die Scheiben. Der Föhn rüttelte an den Blechbeschlägen vor den Fenstern. Im Ofen knisterte ein Feuer. Die Gasflammen sangen. Felgentreus Zeitung weissagte. Prophetisch kräuselte sich aus seiner langen Pfeife der Rauch vom Boden herauf. Die Frauen arbeiteten an neuen Hemden für ihn. Meta schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Ist sie einmal so weit gegangen, so kann sie schlecht auf halbem Wege fackeln und Flausen machen," sagte sie in sehr bedenklichem Ton. „Da ist kein Segen bei. Entweder in Vertrauen auf Gottes Beistand geradedurch oder dann lieber Schluß mit einer ganzen Sache, der vielleicht die Ehre fehlt. Aber Ehre und Unehre, das schafft sich der Mensch selber."

„Das sage ick ja jerade!" fiel er lebhaft und beinahe erfreut ein. „Siehst du!: ‚Dann lieber Schluß!' Denn mit der Ehre, Metaken, das wird so 'ne Sache sein. Ohne den Leuten zu nahe treten zu wollen: in lauter angenehme Familienverhältnisse wird sie dort ja nicht kommen. Da ist sowas Zerrissenes und Mitjenom-

menes an den Menschen. Du kennst den ollen Lippke nich, Mutter, aber ick kenne ihn seit bald zwanzig Jahren. Rechtschaffener Mann — alle Achtung. Hat seinen Jungen hoch jebracht aus den kleinsten Verhältnissen — na, Bremser und dann bei uns Nachtwächter: viel übriges hat er da nie jehabt. Alles andere tut er kurz ab. Er hat so einen Umjangston mit seiner kleinen verschüchterten Frau — mein Jeschmack war das nie, und deiner wäre es auch nich, Mutter. Um die Wahrheit zu sagen: am Anfang soll es auch mal Schläge gesetzt haben — solange bis Stinchen klein beigab. Sehr lange hat das freilich nich jedauert. — Wie stehst denn du dich eigentlich mit dem Ollen, Almaken?"

„Ach, so so!" achselzuckte das Mädchen. „Immer krakeelt er ja; ich werde nie recht klug aus ihm. Aber einschüchtern lasse ich mich nicht." Einen Augenblick druckste sie, dann sagte sie noch halb lachend: „Er hat da so 'n Spiel mit mir, wenn er guter Laune ist. Plötzlich bückt er sich und tut, als wollte er mir nach den Röcken fassen. Hab ich mich dann recht und schreie, so freut er sich und grient. Aber wenn Julius da ist, der verweist es ihm, und dann gibt es eine kurze Beißerei. Julius hat keine Angst mehr vor ihm."

„Hm!" machte Felgentreu nun zurückhaltend. „Mußt ihm vieles zugute halten. Er hat ein hartes und rauhes Leben gehabt. Und im übrijen hast du noch alle Zeit. Vorjreifen will dir niemand. Der junge Lippke scheint ein Charakter zu sein. Laß die Sache ruhig reifen. Wir wollen noch einige Jahre so 'n rechtes schönes Familienleben führen, wovon du alle künftige Zeit zehren und dich dran wärmen kannst. Laß man, jut und umsichtig versorgen werden wir dich ebenfalls. Da soll es mal an nichts fehlen, Kindeken. Sollst einen Stiefvater kennen lernen, der sich jewaschen hat und mit Rosenwasser. Die

Mutter auch nicht zu verjessen. Manches leibeijene Kind hat es nich so. Wat die Menschen nich aus ihren Herzen schaffen, dabei ist kein wahres Leben. Die Seele ist die Achse der Welt, ihr Leute! Det ist auch Galilei nich so recht aufjejangen, wie er sagte: ‚Gebt mir einen festen Punkt, und ich hebe die Welt aus ihren Angeln'. Die Liebe ist eben immer noch det weittragendste Fernglas!"

„Gut, daß wir in der Sache einig sind!" bemerkte Meta in einem Ton, der weniger nach Einigkeit klang als nach stiller Aufsässigkeit und Weiberzähigkeit. „Und beinahe möchte ich noch sagen: ‚Mädchen, es ist ganz gleichgültig, welches Ding und welchen Mann du ergreifst — alles kommt darauf an, w i e du zugreifst und festhältst!' Ich hab schon viele Übel entstehen sehen im Bestreben, eine Lage zu verbessern, und manche Frau sehe ich zufrieden und glücklich leben, weil sie mit dem Mann, den sie einmal hat, zu wirtschaften versteht. Standhaftigkeit hält die Welt zusammen. Auch wenn der Mensch einen magern Garten hat, so pflegt er ihn doch und zieht seine Früchte daraus. Über das Gleichnis denke mal nach."

Diese Worte machten einiges Aufsehen. Alma blickte wie fragend nach Felgentreu, der seinerseits die Augen prüfend bei Meta hatte.

„Na, aber so hast du doch Ostern noch nicht gesprochen, Tante!" warf sie dann unbehaglich ein. „Dort gefiel dir die Sache noch gar nicht. Was ist denn seither anders geworden? Von irgendwelchen ernsten Absichten ist jedenfalls bei mir absolut noch nicht die Rede, und ich habe auch niemand Aussichten gemacht!"

Auch Felgentreu, der seine Frau zu merken begann, fühlte sich gereizt und durch ihren Gegenzug beunruhigt. Auf ihr letztes Bild eingehend meinte er mißmutig:

„Der Mensch wird immer lieber den magern Garten

verkaufen und einen andern anschaffen. Dafür hat er die Freizügigkeit. Weshalb soll er sich abrackern, weil er zufällig mit dem ersten Griff falsch getappt hat? Nee, Meta, mit deinen moralischen Jrundsätzen: anständig sind sie, aber nicht immer einträglich."

„Laß mich die Leute sehen!" gab sie mit leicht geröteten Wangen zurück. „Dann werden wir einen Begriff kriegen und können Maßnahmen treffen."

„Maßnahmen ist jut!" ereiferte er sich. „Worin werden sie bestehen? ‚Na, Kind, hast einmal A gesagt, so sagst du auch B. Der junge Mann hat sein Vertrauen auf dich gesetzt, und du kannst nicht wissen, was Gott für dich damit verknüpft hat!' Aber da muß ich nun sagen: einem Zwang auf die Entschließungen unsres einzigen Kindes würde ich unter allen Umständen entgegentreten. Dazu wäre ich doch ein zu revolutionärer Mensch, Mutter. Wir haben sie vor offenbaren Fehlgriffen zu bewahren; alles andere ist ihre jugendliche Souveränität."

„Beständigkeit und Menschenwürde fehlen ganz in deinem Glaubensbekenntnis!" stellte sie beinahe verwundert fest. „Obwohl du doch ein erfahrener Mann bist." Nun sah sie ihn voll an und zwar mit einem Blick höchst entwickelter Ernsthaftigkeit. „Was hat uns bis hierher heraufgebracht miteinander? Da siehst du wohl. — Nein, nein!" kopfschüttelte sie rückblickend. „Meine Mutter hat ihren magern und sandigen Garten geliebt bis zum Tod und sich darauf krumm und lahm gearbeitet. Wenn alle bloß die schönen Stücke bearbeiten wollten, wie sollte dann ein Land kultiviert werden? Was wäre aus unsrer Mark geworden, wenn deine moralischen Grundsätze geherrscht hätten? Geredet ist immer bald das beste und schönste; das Leben hat eigene Augen, und mancher kriegt sie seiner Lebtage nicht zu sehen. — Wer

weiß, vielleicht ist er glücklicher, als der sie zu sehen kriegt."

Auf diese Worte erwiderte füglich niemand mehr etwas. Man saß noch eine halbe Stunde anstandshalber beisammen und schwieg. „Tja, diese Türken!" sagte Emil einmal seufzend; niemand wollte näheres wissen. Alma erhob sich zuerst, um zu Bett zu gehen; es war heute Waschtag gewesen, und der nahm sie immer etwas mit. Frau Felgentreu, die nicht weniger getan hatte als das Mädchen, merkte keiner etwas an. Beim Gutenachtsagen hielt Felgentreu einen Augenblick ihre Hand fest, und als sie ihn unruhig anblickte, zitierte er tröstend:

„Schlaf wohl, laß dir nicht grauen; du wirst die Sonne schauen!"

Sie lächelte ein wenig, und dann errötete sie auch, und kurz vor dem Abwenden entzündete sich irgendein Funke in ihren Augen aus den seinen, den sie unverlöscht in ihr Schlafzimmer und in ihre Träume trug. Sie träumte die lange geschlagene Nacht von Felgentreu und nicht ein einzigesmal vom Provisor Julius Lippke. Bald rettete er sie aus dem Wasser, bald unter einem wildgewordenen Kamel hinweg. Überall begegnete sie seinem lodernden Schopf und seinen glänzenden braunen Augen, erklang sein freimütiges Lachen durch den Weltraum, oder ließ er einen rechten schwunghaften Denkspruch vernehmen, der einen bedenklichen Zustand zum Guten wendete. Wenn er sich aber nach seiner Weise leise lachend in den Hüften wiegte, dann war sie stets mit ihm allein in einem Glücks- oder Lustzustand, der nicht ohne Pein blieb, den sie aber leidenschaftlich durchlebte, bis sie voneinander gerissen wurden. Am andern Morgen war sie müde und blaß, und begann sie wieder den Worten und Blicken Felgentreus auszuweichen. Meta hatte überhaupt nicht geschlafen; da sie ohnehin eine Hellschläferin war, so

brauchte es nie viel, um sie wach zu halten. Emil gab sich wieder laut und gesprächig und brauchte viel Raum und Zeit zu seinen Lebensäußerungen. Aber am Nachmittag erbat sich Alma Urlaub von ihrer Tante, um die Kaffee-Einladung bei den Lippkes anzubringen. Sie kam etwas aufgeräumter zurück mit dem Bescheid, daß sie am nächsten Sonntag alle vier antreten wollten. Felgentreu nahm die Nachricht am Abend ruhig entgegen; seinen Augen wich sie aus, und zu seiner eigenen Verwunderung war es ihm gleichgültig, ob der junge Mensch im Haus erschien oder nicht. Gegen die geheime Erwartung der Frauen verlebte er mit ihnen einen ganz unbefangenen und sehr unterhaltsamen Abend, und man blieb sogar etwas länger als sonst beisammen. Die Stimmung hielt auch die folgenden Tage an; er schien wieder ganz in seine Altenrolle zurückgetreten zu sein, brachte Aufmerksamkeiten wie sonst und war auch vollkommen auf seine gewöhnlichen Raumverhältnisse zurückgegangen. Für den kommenden Kaffeebesuch interessierte er sich freundlich und väterlich, und selbst Meta, die ihn diesmal besonders sorgfältig bewachte, fand, daß er sich wieder einmal gerettet habe, und atmete auf. Die einzige, die sich schlecht in diesen Frieden finden konnte, war Alma; etwas häusliche Gespanntheit wäre ihr lieber gewesen. Sie begriff wieder einmal Felgentreu nicht und schlug sich viel mehr mit ihm herum als für sie gut war, hatte unruhige Nächte, aß ohne ihren sonstigen Appetit und daher auch ohne rechte Bekömmlichkeit, wovon ihr blasses Aussehen zeugte, und Felgentreu fand seine neue Tochter reizbar und wenig hingebend. Er schob es auf die Aufregung und die viele Arbeit; neben der Flickerei und dem folgenden Plättgeschäft machte sie noch eine neue Bluse aus geblümtem Musselin, die sie zum Kaffeebesuch tragen wollte.

V.

Am Sonnabend nachmittag hielt es Alma für unumgänglich, noch eine gründliche Kopfwäsche zu veranstalten. Sie zog Bluse und Oberrock aus, bereitete lauwarmes Wasser in einer Schüssel, löste ihr Haar auf und begann es mit Wasser und Seife zu bearbeiten, so daß sie bald mit der Seifenschaumperücke aussah wie ein Rokokodämchen und bald ohne diese wie ein Waschbär oder die Dame mit zugewachsenem Gesicht vom Jahrmarkt. Endlich saß sie müde von der Anstrengung, eine Viertelstunde sich mit so langem Haar abgeben zu müssen, auf dem Küchenstuhl, ließ jenes hinter sich vor der Kochmaschine, wie in Berlin der Herd heißt, zum Trocknen lang herunterhängen — sie hatte zum Zweck besonders angeheizt, da die schönen Sonnentage wieder einem mißlichen Schlackerwetter Platz gemacht hatten —, und die Füße gegen das untere Brett des Küchentisches gestemmt gab sie sich dann der Betrachtung ihrer Lage hin. Die Tante war ausgegangen; sie war ganz allein, und niemand störte sie darin.

Zuerst nahm sie sich in Gedanken das Bild ihres zukünftigen Bräutigams vor. Er war ein achtundzwanzigjähriger Mensch, ziemlich groß und auch durchaus nicht schwächlich, aber etwas Unbefriedigendes haftete ihm an, das sie nicht klar zu kriegen vermochte, und das sie immer verdroß, ja wofür sie sich leise grämte, wenn sie Felgentreu ansah und seine kühne und schwungvolle Männlichkeit auf sich wirken ließ. Dabei war dies Unbefriedigende irgend etwas, das einem eigenen Zug von ihr entsprach, und das sie daher auch gleichzeitig anzog. Genau genommen war es sein Ordnungssinn und seine Strebsamkeit, Eigenschaften, die ihr imponierten, wenn sie ihn allein betrachtete, aber sah sie ihn mit Felgentreu zu-

sammen, so nannte sie sie Kleinlichkeit und Philistertum. Trotzdem vermochte sie ihn auch dann nicht zu verachten, im Gegenteil: er erlaubte in keiner Weise, daß seine Würde angetastet oder in Zweifel gezogen wurde. Felgentreu schien den Teufel nach seiner Würde zu fragen, trotzdem trat er als ganzer vollblütiger Mann auf; Julius Lippke lebte, sie wußte nicht recht wie, immerhin war nicht daran zu zweifeln, daß er für sie, die an der Gnade ihrer Verwandten hing, eine angemessene und gute Partie bedeutete. Da er außerdem fast nie ausging und gewöhnt war, bis in die Nacht hinein an seiner Fortbildung zu arbeiten — gegenwärtig machte er sogar irgend welche geheimnisvollen „wissenschaftlichen" Auszüge im angeblichen Auftrag einer Gesellschaft, die mit ihm in ein „festes Verhältnis treten" wollte, wenn die Sache zur Zufriedenheit ausgeführt wurde —, so konnte man auf eine ordentliche Jahresersparnis rechnen. Selbst Felgentreu schien ihm eine gute Karriere zuzutrauen; also durfte sie auch hoffen, ihren Ehrgeiz zu befriedigen. Er besaß das größte Verständnis für die Erbschaft, die ihr voraussichtlich einmal von der Tante zufallen würde und drückte dasselbe ganz deutlich in aller Hochachtung aus, wenn darauf die Rede kam. Über das gesetzte Wesen und die strengen Anschauungen von Frau Felgentreu hatte er sich schon mehrmals entschieden anerkennend geäußert. Außerdem war er sehr belesen und gebildet, und wußte beinahe noch mehr als Felgentreu, was jedoch Alma nicht ganz bequem war, da es ihm zuviel Gewicht verlieh; aber beinahe gegen ihren Willen erhöhte es zugleich ihre Achtung vor ihm. Mit irgend einem weiblichen Wesen hatte er es noch nicht zu tun gehabt, und ein wenig schmeichelte sie sich, daß sie die erste war, die auf ihn Eindruck machte. Manchmal schien es ihr übrigens, daß dieser beinahe farblose junge Mann in punkto

Temperament nicht „ganz ohne“ sei, aber sie hätte die Erfahrung gern noch etwas deutlicher gemacht, denn so recht klar darüber war sie sich noch nicht geworden. Bei Felgentreu, dem fraglosesten Mann, den sie kannte, lag dieser Punkt nicht im Zweifel. Auch sonst wußte sie manchen Jüngling, der in dieser Hinsicht mehr versprach, aber dann fehlte es ihm wieder an andern Verläßlichkeiten, die sie verstandesgemäß nicht niedriger schätzen konnte. Manchmal meinte sie, sie müsse überhaupt noch einmal ein ganz anderes Kaliber abwarten. Allein dazwischen schien es ihr neuerlich, als ob sie keine Zeit mehr habe, noch lange zu lauern. Irgend etwas begann sie zur baldigen Entscheidung zu drängen — zum „Festmachen der Sache“, und gleich jenem Unbefriedigenden vermochte sie auch dies Drängende nicht recht unterzubringen; es schien ihr eine fremde Macht zu sein, die ihr irgendwie drohte.

Wenn Julius nun mittelst eines falschen Schlüssels in der Abwesenheit der Tante sie in diesem etwas geschwächten und willenlosen Zustand überrascht hätte, begann sie dann zu träumen, so wäre ihr darob vielleicht ein Schreck in die Glieder gefahren, aber sie hätte sich, wie sie etwas gelangweilt und fast verdrießlich zugab, nicht durch ihn bedroht gefühlt. Der Reihe nach durchging sie alle ihr bekannten Männer, um herauszubekommen, bei welchem ihr Herz deutlicher in einem solchen Fall aufgeklopft hätte, aber sie fand keinen. Bei jedem fehlte ihr etwas Wesentliches. Viele hatten etwas Störendes oder Rohes an sich, aber drohend schienen sie ihr nicht. Und alle miteinander waren sie eigentlich zu — jung, und das befremdete sie am meisten. Warum waren sie zu jung? Sie sollten doch wohl jung sein, um ein junges blutvolles Menschenkind zu befriedigen. „Wer ist denn nicht zu jung?“ fragte sie sich darauf, aber das

war bloß ein Vorwand, ein Versteckspiel ihrer Sinne, wie die ganze vorhergegangene Musterung. Denn plötzlich erschien Er mit seinem flammenden Schopf und den glänzenden braunen Augen wie aus einem Gewölk tretend, lachend, sich in den Hüften wiegend und nach Mannheit und Reife duftend. Und er war die Drohung! Wieder trat ihr der Geschmack seiner Küsse auf die Lippen, und überkam sie jenes gefahrvolle jugendstarke und zugleich so machtlos hinsinkende Gefühl der Annäherung an die Allmacht der Leidenschaft, vor deren Ausbruch sie am Ostermorgen so dicht gestanden hatte — und vor welchem sie im Grund stehen geblieben war, denn ein Mädchen ihres Schlages geht nicht rückwärts. Und schon gewannen die Träume wieder die Oberherrschaft über sie. Sie war allein, von Betrachtungen erregt, von Wärme durchdrungen, müde und lässig, und unbewacht trieben ihre Empfindungen den eingeschlagenen Weg weiter. Auch die Strengste und Keuscheste erhebt sich manchmal im Halbdunkel des hereingebrochenen Abends oder des aufgehenden Morgens von Verirrungen in die Welt des Blutes, die ja eigentlich ihre Heimat ist. Als endlich in ihr beinahe entschlummertes Bewußtsein das Geräusch eines Schlüssels in der Wohnungstür drang, fuhr sie ungefaßt auf und hatte zuerst Mühe, sich in ihrer Wirklichkeit zurecht zu finden. Der Abend war schon hereingebrochen. Mit leerem Schein umgaben sie die blanken Kessel und Töpfe in der Küche ihrer Tante, und alles war ihr unsäglich fremd und enttäuschend. Ja selbst dem Erscheinen der Pflegemutter, die sie erwartete, sah sie beinahe bestürzt und mit einem abwehrenden und im Geheimen feindlichen Gefühl entgegen. Plötzlich war es ihr jedoch, als ob es nicht die Frau sei. Wer da herein gekommen war, der trat kräftiger auf und bewegte sich auch geräuschvoller. Nun räusperte er sich männlich und

ließ den Schirm in den Ständer fallen; die Tante hätte den ihren zuerst aufgespannt ins Klosett gestellt. Darauf kam er auf die Küche zu. „Na Metaken, noch einmal bin ick dem Tod des Ertrinkens jlücklich entronnen!“ begann er, noch halb draußen, gutgelaunt zu sprechen; er war immer aufgeräumt selbst am Wochenende, was sich von der Tante nicht so unbedingt behaupten ließ. Wenn er übrigens guter Laune oder in gehobener Stimmung war, so fiel er in den Dialekt, den er ohnehin als Ausdruck seines Unabhängigkeitssinnes liebevoll pflegte. „Biste fertig mit deinem Putzfest? Machst wohl Haarwäsche? — Nanu!“ meinte er dann verwundert, als er im herrschenden Halbdunkel den Irrtum erkannte. „Det ist ja die Tochter vom Hause. 'n Abend. Ist denn Mutter nich da?“

Unbefangen griff er um den Türpfosten nach dem elektrischen Schalter herum und machte Licht, und selbst jetzt, als er das Mädchen mit bloßen Armen und aufgelöstem Haar erblickte, empfand er nichts als das männliche Wohlgefallen, das ihn stets für sie einnahm. Sie hatte endlich eine Bewegung gemacht, um aufzufahren, war dann aber doch sitzen geblieben, wenn auch unruhig, und geradeausblickend mit gemachter Gleichgültigkeit versetzte sie kurz:

„Nein. Ich dachte, du wärst es. Wieso bist du denn schon da?“

„Die Kessel werden heute jereinigt,“ erklärte er vollends in die Küche tretend. „Da haben wir eine Stunde früher Schicht jemacht. — Schön warm hast du 's hier. An mir klebt alles untenrum. Da! — Ihr Weiber führt doch ein jutes un behütetes Leben. — Willst dich wohl morjen in deiner janzen Pracht vorführen? Daß du mir aber keinen Friseurkopp zurechte künstelst! Hörst du?“

„Nu gerade!“ machte sie leichthin widersetzlich. „Was geht dich mein Kopf an?“

„Du, det tu mir nich an, wirklich!“ bat er. „Was du dir auf 'n Kopp setzt, das bist du. Mit einem Ladenmädchenschwung bist du ein Ladenmädchen. Am besten sieht das Weib aus in seinem natürlichen Schmuck.“

„Ich kann mir auch eine Damenfrisur machen, dann bin ich eine Dame.“

„Möchtest wohl sein, was? In Seide un Samt und Lackschuhen mit hellem Einsatz. Brüsseler Spitzen an der Wäsche, daß alles man so an dir rauscht, wenn du dich bewegst. Na, dann würdst du aber direkt lebensjefährlich für die Männer, wenigstens für mich. Wenn ick dazu det Jeld flüssig hätte, Almaken, es sollte mir nicht drauf ankommen, wahrhaftijen Gott. Schade, daß wir alles auf den Namen meiner Frau haben schreiben lassen!“

„Warum habt ihr denn das getan?“ fragte sie immer noch träge, doch nun mit einem gewissen geschäftlichen Interesse. „Ihr betreibt doch keinen Laden! Oder hattet ihr früher so was im Sinn?“

„Das nich, mein kluges Mädchen. Aber sieh mal, ick wollte doch so leidenschaftlich gerne ein ordentliches Leben führen mit der Frau, die jetzt deine zweite Mutter ist. Un ick kannte doch mich Aas; in meinen Händen da blieb doch nichts. Da sagte sie, ick soll ihr die Erbschaft von ihrer Mutter, die sie mitbrachte, lassen und sie auf ihren Namen schreiben. Zugleich machte sie ein Testament, das auf meinen Namen lautete. Das liegt alles beisammen im Stahlfach auf der Bank. An den Schlüssel kann sie nich ran, so hat sie das verfügt; er liegt beim Notar, un ick mußte dort als der Ehejatte verfügen, daß auch ich erst an meinem fünzigsten Jeburtstag ran kann. Na, und denn ist das Ersparte den jleichen Weg jejangen.

Mir leuchtete alles ein, un ick machte ihr am zweiten Jahrestag selber den Vorschlag. Sie meinte, ick soll es mir noch ein Jahr überlegen, aber was sollte ick da überlegen? Mit fumfzig bin ick ein Mann von wenigstens vierzigtausend Mark ohne die Lebensversicherung, die auf zwanzig steht. Jute Partie, Almaken — für den Todesengel, wenn er mich heiraten kommt."

„Kannst du denn auch an das Ersparte nicht ran?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf.

„Bloß mit Mutters Tod. Na, und das Datum sehne ick bejreiflicherweise nich herbei. — Macht das auch so, ihr zwei Lippkes. Wenigstens werd ick in meinem Testament in diesem Sinn verfügen, falls ick Mutter überlebe. Einem andern mit meinem Frauenvermögen, an das ick zeitlebens nich tippen konnte, vergnügte Tage bereiten — siehst du, dazu bin ick nu wieder zu eifersüchtig. Mit dir, Almaken — det wäre eine andere Sache. In neun Monaten würden wir damit durch sein, meinst du nich ooch?"

„Warum gerade in neun Monaten?" fragte sie stirnrunzelnd. „Und wozu sollte das Geld durchgebracht werden? Willst mein Vater sein, und Reden führst du —!"

Er nahm den zweiten Küchenstuhl und ließ sich behaglich neben der Tür nieder.

„Aber die seidenen Kleider, Almaken!" erinnerte er leise lachend. „Un die Spitzenhöschens! Wat?"

„Auch sowas muß sich in geordneten Verhältnissen abspielen, sonst ist es eine polnische Wirtschaft."

„Keiner tanzt anjenehmer als der Lumpen am Stecken. Was willst du? Den Salamander zieht det mit Naturjewalt ins Feuer. Etwas anderes kann sich der ja nich vorstellen. Un an eure Orntlichkeit da glaube ich überhaupt nich. Bei Muttern — ja, det is Natur.

Bei dir is det Politik, un damit ist fertig zu werden. Von Natur bist du weltlich und hochfliegend, bloß erzogen bist du kleinbürgerlich. Im Jeheimen denkst du wie jedes rassige Weib; ‚Wer mich in Seide und Spitzen hüllt, der kann mich auch e n t hüllen!' Verdammt schade, daß wir die Probe aufs Exempel nicht machen können!"

„Na, wenn du das so sicher weißt!"

„Janz sicher weiß ick det nich!" gab er zu. „Und da ist auch schwer dahinter zu kommen. Wie soll einer sagen, wat bei euch Erziehungsprodukten aufrichtijes Jefühl ist, und was Berechnung? Morjen, wenn dein Beesinger da ist, werd ick viel merken. Meinst du nich auch? Der Julius, der wird so wat sein, wie deine nackte Seele — die schamhaft verhüllte Blöße einer hübschen jungen Berlinerin. — Sage mal, Almaken," meinte er dann besorgt: „Ick bin noch nich dahinter jekommen, ob du dich eijentlich freust auf morjen!"

Sie antwortete nicht, und langsam begann sie ihn wieder aufzuregen.

„Nu setzt du mir deinen Trotz entjejen," sprach er darauf weiter. „Jenau jenommen ist das dazu aber bereits zu spät. Diese Dinge liegen doch übersichtlich jenug. Entweder du bist morjen abend Lippkes verlobte Braut, oder du fällst mir in die Hände. Was meinst du?"

Sie zuckte kaum merklich zusammen und erblaßte leise.

„Wieso dir in die Hände?" fragte sie nach einer Weile tonlos und mit dem Blick starr geradeaus auf ihrer Schuhspitze. „Du hast wohl ein paar Gläser unterwegs gestürzt?"

„Ick kam nach Hause janz erjeben und harmlos!" erklärte er einfach und mit einer offenen Gebärde. „Meine Seele dachte an nichts Unebenes. Aber du hast

so eenen falschen Ton am Leibe, Mädchen, von dem du in aller Herrlichkeit vielleicht nicht mal wat weißt, aber er reizt auf — sogar mächtig reizt er auf. Du denkst vielleicht, du jehörst dir? Darin irrst du dich in jefährlicher Weise. Leute wie Mutter — die jehören sich selber, weil sie eine klar ausjearbeitete Sittlichkeit besitzen un Persönlichkeiten sind. Und noch ein Irrtum: du denkst, du machst deine Rechnung auf die Männer, aber was ein richtijer Mann ist, der riecht dir die Spur ab und macht seine Rechnung auf dich. Irjendwohin jehörst du: in die sittliche Welt oder in die unsittliche. Zwischendurch ist für dich nichts, dafür bist du zu schön. So bürjerliche Jerissenheiten erlaube ick dir nich. Ick kann nich, Almaken. Det reißt mir am Herzen, sobald ick deinen falschen Ton höre. Det ist der Sinn davon, wenn ick sage, daß du morjen abend entweder Lippkes Julius oder mir verfallen bist."

„Aber du hast erst einen falschen Ton!" grollte sie nun. „Na! Überhaupt, wenn du ein so feinfühliger Mann bist, so hättest du dich gleich zurückziehen müssen, als du ein junges Mädchen in einem solchen Aufzug sahst."

„Gelogen auch das!" kopfschüttelte er ernst. „Wenn du reinen Herzens bist, kannst du dich nackt sehen lassen, ohne daß einer was unrechtes denken darf. Darüber weiß ick zu reden; ick bin der Ehejatte von Meta Feljentreu." Er erhob sich und trat auf sie zu. „So'n schönes wunderbares Jebilde, wie dich Jott jeschaffen hat, Mädchen! Da noch eine freie Seele, ein leidenschaftlicher Zug hinein, un du bist hinreißend. Aber det bist du jetzt schon! Mich erschütterst du jedesmal wieder! Bist direktemang auf dem Weg, mein Idol zu werden! Sieht dich dein Provisor auch manchmal mit solcher Bejeisterung an? Du — unwillijes Fleisch und Blut!" Er

ergriff eines ihrer Handgelenke, hob es spielend auf, nahm auch das andere, hob ihre Arme hoch, breitete sie aus, drückte sie lächelnd zusammen und legte sie zart in ihren Schoß zurück. Sie ließ tief verdrossen alles geschehen und redete sich ein, daß dies Kindsköpfigkeiten eines Menschen seien, der „doch nie ernst machen" werde. „Deine Haut, Mädchen, ist viel wahrhaftijer als dein Herz," erklärte er indessen ergriffen. „Aber dein Herz ist dafür eine Knospe von märchenhaftem Inhalt; die muß jetzt aufspringen, wenn sie nicht in der Hülle ersticken soll. So oder so, Mädchen! Aber auf muß sie! Es ist da Verderbensjefahr! Hast du davon nicht selber ein Jefühl?"

„Laß mich jetzt!" sagte sie finster und machte sich los. „Du lebst wohl in so klaren moralischen Verhältnissen?"

Er lachte.

„Paß mal auf, daß meine moralischen Verhältnisse sich nicht in deinen Armen klären!" warnte er.

„Mich wird keiner besitzen, der mir nicht eine Stellung bieten kann," erwiderte sie nun hochfahrend. „Redest wie der Gefangene von Berg und Tal!"

„Eine herausfordernde Sprache führst du, Mädchen!" sagte er etwas erblassend. „Ick bin neujierig, ob du dich über den Abgrund Emil Felgentreu in deiner Brust hinweg betrügen wirst. Stören werd ick dich nicht dabei, dazu fühle ick zu viel Zärtlichkeit für dich. Aber morjen abend, wenn du dein Fiasko mit dem Julius hinter dir hast, dann werde ick an deiner Tür erscheinen, Almaken. Und wenn du dich in einem letzten krampfartijen Anfall von Selbstbetrügung einjeschlossen hast, so werde ick die Füllung eintreten, um dir die Freiheit zu bringen. Das wird ein Fest werden! Kannst du dir det denken?"

Sie blickte von unten herauf etwas lauernd in seine Bewegung, hielt aber seinen Blick nicht aus.

„Dann spielst du mal den wilden Mann in der Hoffnung, daß dich die Tante im richtigen Augenblick abrettet," höhnte sie heimlich zitternd. „Am nächsten Tag kaufst du dir eine noch längere Pfeife."

„Nu schwebst du zwischen Furcht und Hoffnung," lächelte er. „Aber herausfordern laß ich mich nicht. Wenn meine Zeit da ist, werde ich handeln."

„Verderben willst du mich!" sagte sie nun mit halber Stimme voll aufsteigender Bangigkeit und Feindschaft. „Weil du mit deinem eigenen Leben nicht fertig geworden bist!"

Er hatte den Rock ausgezogen, um ihn zum Trocknen an die Tür zu hängen. Mit einer raschen und lebendigen Wendung drehte er sich wieder ihr zu.

„Hier," erwiderte er mit glänzenden Augen, „steht ein Mann von vierzig Jahren in der Mitte seines Lebens. Un dort steht Mutter, Gott und Ewigkeit. Lauter Größen erster Ordnung, für die du dich nicht zu sorgen brauchst. Höchstens daß du plötzlich unversehens in den Wirbel jerissen wirst und dann eine lange Strecke Weges nicht weißt, wie dir jeschieht!" Er trat wieder zu ihr, schob seine Hand unter ihr Kinn und kehrte sich mit sanfter Gewalt ihr abgewendetes Gesicht zu. „Hast nu Tränen in den Augen!" sagte er freundlich und brüderlich liebreich. „Hab ick dir nicht jesagt, daß ick alles in deine Hand lege? Ick dachte zuerst, als meine Tochter wirst du für mich unantastbar sein, aber das stellt sich als Irrtum heraus. Dagegen als Eijentum eines andern Mannes bist du mir unwiederbringlich entrückt; det siehst du selber ein. Was soll das also heißen, daß ich dich verderben will? Meine Augen wollen fressen! Und mein Jefühl will mit Gewalt durchbrechen: Freiheit, Kind! Wer weiß, ob ick dazu komme?" Er sah ihr leidenschaftlich tief in die Augen. „Sieh mal, ick könnte

dir jetzt den eijentümlichen Kuß geben, durch den du mein würdest. Aber das wäre ein Unrecht an dir. Bewege dich frei noch vierundzwanzig Stunden. Gott sei mit uns allen!"

Etwas später, als auch er schon im Schlafzimmer seine Sonnabendgeschäfte eingeleitet hatte, kam Meta nach Hause. Sie war müde, durchnäßt und frostig, hatte lange auf die Elektrische warten müssen, um am Ende draußen stehend zur Not mitzukommen, und alles zusammen war ihr nicht zur Verbesserung der Laune gediehen. Schon beim Eintreten bemängelte sie, daß das Abendessen noch nicht auf dem Weg sei, und verlangte mißmutig zu hören, was Alma denn in der Zeit eigentlich getrieben habe. Drinnen fand sie, daß Emil mit seinen nassen Schuhen Spuren auf dem frischgewichsten Boden hinterlassen hatte, und war auf keine Weise darüber zu trösten. Daraus merkte er schließlich, daß sie ein bißchen angekränkelt war, und da sie nun auch zu schaudern begann und ermattet aussah, wurde er aus ihrem Angeklagten zu ihrem Samariter. Ins Bett wollte sie nicht, dagegen ließ sie es sich gefallen, daß er sie auf den Divan legte und in Decken packte. Er machte ihr eigenhändig eine Wärmflasche und dann auch noch heißen Tee, und als das noch immer nicht helfen wollte, richtete er ihr einen Glühwein zu, der den Frost endlich besiegte. Darüber kam er ordentlich in Stimmung, und nachdem er sich nach Almas Ansicht in Besorgnis um sie beinahe ausgegeben hatte, stellte er nun erfreut fest, daß sie wieder lebendig sei, und hielt seinen Frauen einen Vortrag über das segensvolle Geschenk der Wärme, die er die Mutter von Seele und Geist und das elektrische Bad nannte, aus dem das Wunder des Gedankens steige. „Friere, und es ist aus mit allen jroßen Jedanken!" rief er ideenreich. „Hätte Jöthe die janze Zeit frieren müssen, so hätte er seinen Faust un-

jedichtet jelassen. Na, da lacht sie wieder. — Hier ist nu mal nichts ohne dich, Metaken!" schloß er überzeugt und für Almas Augen ganz in ihren Horizont zurücktretend.

Er reizte und spannte sie wieder sehr, und nachdem sie eine halbe Stunde lang an seine Gefährlichkeit geglaubt und sich mit einer Art von düsterer Zuversicht auf Gegenwehr eingerichtet hatte, fühlte sie wieder alles wie Sand durch ihre Finger rinnen. Sie redete sich ein, diesmal sein flackerndes und kindisches Großmannswesen bis auf den Grund durchschaut zu haben, und ihn rückhaltlos zu verachten. „Wenn er wieder Stroh haben wird, wird er wieder ein Feuer machen!" dachte sie verlassen und zornig. „Aber in das nächste werde ich ihm Abwaschwasser gießen!"

VI.

Ziemlich pünktlich kam der Kaffeebesuch; mit Vater, Mutter, Sohn und Tochter waren es vier Personen. Meta hatte zwei große Napfkuchen gebacken. Es wäre möglich gewesen, sich die viele Mühe zu sparen; in jedem Bäckerladen konnte man Kuchen kaufen. Aber dazu hätte Frau Felgentreu nicht Frau Felgentreu sein dürfen. Hier waren Mutterpflichten zu erfüllen; es war jetzt nötig sehen zu lassen, in was für einem Familienboden das Kind wurzelte. Und schließlich gehörte das Kuchenbacken zu Frau Felgentreus vornehmsten Leidenschaften. Zum Kuchen gab es Kaffee von der besseren Sorte, aber keiner teureren als sich mit der Lebenslage der Familie vereinbaren ließ, Sahne und der Vollkommenheit zuliebe Zucker; vielleicht war jemand von den Besuchern ein solcher Süßschnabel. In der eigenen Familie hatte sie einen, nämlich ihren Mann. Alma neigte mehr zum Fleisch und seinen Ergänzungen: Senf und

sauren Gurken; auch war sie eine ausgemachte Freundin von Bier und Spirituosen, weniger von Wein. Auch Emil war ein Fleischesser, aber er ergänzte durch Wein und Süßigkeiten. Am jungen Lippke hätte sie Emils Geschmacksrichtung lieber gesehen, weil sie für solche Männer ein günstiges Vorurteil hegte; dem Alten gegenüber verzichtete sie bereits auf Ideale.

Das körperlich größte Mitglied der Familie Lippke war der Sohn. Nach ihm kam der Vater, der bei seinem großen Rumpf ursprünglich zu einem Mann vom Gardemaß bestimmt gewesen schien. Unsicher blieb, ob er sich mit seinen zu kurzen Beinen unter dieser Bestimmung schlau hindurchgestohlen hatte, um billiger wegzukommen, oder ob er sich nachträglich zu diesen noch schlauer den langen Rumpf angeschafft hatte, um unbeschrieen insofern das Leben eines großen Mannes mit dessen Leibesbedürfnissen zu führen. Noch kleiner und ungemein viel schmaler war die Mutter, welcher Julius sonst am meisten ähnelte, wenn man von einer Ähnlichkeit zwischen einem knapp in die Wirklichkeit getretenen Menschen und einem, der vollkommen im Schein stecken geblieben ist, reden darf. Frau Lippke war eigentlich unbeschreiblich, weil sie überhaupt nicht aussah. Ja es gehörte eine gewisse Entschlossenheit und Hartnäckigkeit dazu, sie zu bemerken, sagen zu können, wo sie sich in diesem Moment befand, oder was sie in der letzten Stunde geäußert hatte, oder vollends sie zu kennzeichnen, und ohne Zuhilfenahme der Phantasie, welche einige Wesenszüge erdichtete, wäre es eine unmögliche Leistung gewesen, denn ihr Wesen bestand eben in einer absoluten Wesenlosigkeit. Wie sie nicht aussah, so glich sie auch nicht, außer andern Frauen, die ebenfalls nicht aussahen. Man darf nicht einmal als sicher voraussetzen, daß der Leser diese Sorte von unanwesenden Menschen kennt, denn es ist fraglich, ob er sie

schon jemals bemerkt hat. Wenn sie Frauen sind, so tragen sie immer einen Kapothut und auch gerne Zugstiefel; das ist eigentlich das einzige wirkliche Merkmal. Nie setzen sie diesen Kapothut bei Besuchen ab, eher ziehen sie die Stiefel aus, um nicht Spuren auf dem Boden zurückzulassen. Spuren zurückzulassen ist ihnen überhaupt peinlich, weil man daraus schließen könnte, daß sie dagewesen seien. Ein Kapothut auf dem Kopf getragen hinterläßt jedoch niemals Spuren. Dagegen vertilgen sie ungewöhnlich große Portionen Kaffee und Kuchen, weil dies ebenfalls keine Spuren hinterläßt, und dies vollbringen sie in vollkommener Abwesenheit und Luftstille, so daß man höchstens das Entstehen und Größerwerden eines Loches im Kuchen bemerkt, ohne sich den Vorgang recht erklären zu können. Man könnte durch sie hindurch blasen, wenn überhaupt jemand auf die Idee käme, daß da etwas sei, um hindurch zu blasen, und ein Blättchen Papier in ihrem Rücken würde sich unbedingt sogleich aufheben und davonfliegen. Nie ist nachher zu bestimmen, was sie eigentlich anhatten, oder wonach sie rochen. Frau Lippke allerdings roch etwas nach Schuhwichse. Zur Vollständigkeit sei noch angeführt, daß solche Geschöpfe aus allen jenen Gründen auch niemandem durch Widerspruch auffallen als ihren Ehegatten; warum gerade diese das mysteriöse Vermögen besitzen, Lebenszeichen aus ihrer sonstigen Nichtanwesenheit hervorzuzaubern wie Funken aus einem unsichtbaren Feuerstein, das ist in den übrigen Geheimnissen der Ehe beschlossen; jedenfalls sind besagte Ehemänner auch die einzigen, die sie manchmal bemerken, und seltsam ist es, daß dies beinahe nie in angenehmer Weise zu geschehen scheint.

Zu dieser eigentlich wunderbaren Menschengattung gehörte also Frau Lippke. Ihr Mann war in allem das Gegenteil. Er war absolut und unerbittlich anwesend —

manchmal in geradezu furchtbarer Weise für seine Umgebung. Niemals kam es vor, daß er sich aus Schwäche oder etwa aus Vergeßlichkeit nicht bemerkbar machte. Jede Sekunde des Tages war durch Äußerungen seiner Stimmung und seiner Lebensfunktionen ausgefüllt, was auch in ärgerlichen oder ungesunden Tagen zu seiner Zufriedenheit unerläßlich war. Ihn nicht zu ertragen war für seine Angehörigen unratsam, weil sie ihn dann gleich in noch beschwerlicherer Weise hätten ertragen müssen. Er war es auch, der die Klingel der Felgentreus so ausdauernd in Betrieb gesetzt hatte, als nicht gleich geöffnet wurde; Frau Meta war beim ersten Klingeln mit dem Kaffee nach der Ofenröhre in der Wohnstube unterwegs und konnte ihn nirgends abstellen, und Alma vermochte vor dem Spiegel in ihrer Kammer noch nicht darüber ins klare zu kommen, ob sie heute zu blaß und sterblich aussehe, oder ob sie einen hinlänglich gesunden und festen Eindruck mache, um einer Verlobung entgegen zu gehen. Lippke drängte sich auch zuerst durch die Tür in die Wohnung hinein und riß Frau Felgentreus Hand wie eine Ware an sich, die man flüchtig befühlt und dann wieder wegwirft, weil man sie nicht verwenden kann.

„Na, bei Ihn'n muß man aba lange vor die Tiere stehen!“ knarrte er sie gleich an. „Wir dachten schon, et sei niemand zu Hause, un wollten wieda jehen.“

„Sie werden sich doch nicht so unglücklich machen!“ erschrak Frau Felgentreu verwundert mit einem kleinen Frauenspott, der ihr gut stand. „Ich hab eben keinen schlechten Kaffee in die Stube getragen. Und den Mund hoffen wir Ihnen mit Gottes Hilfe heute auch mal zu stopfen.“

Darauf wandte sie sich an Frau Lippke.

„Eigentlich hätte man mich zuerst hereinlassen müssen!“ tadelte diese in klagendem Ton gegen ihren Mann,

ehe sie die Hand der Frau Felgentreu erblickte und rasch ihre hinein legte. Sie fühlte sich an wie ein welkes Blatt, und Meta wunderte sich beinahe, daß sie nicht raschelte.

„Bist ja drin, wat jreinste!“ brummte dieser am Hutständer, während er geräuschvoll ablegte.

Meta begriff aus irgend welchen Anzeichen, daß Frau Lippke sie um ihre Meinung darüber ansah.

„Soweit hat Ihre Frau schon recht, auch wenn es Ihnen etwas quer liegt!“ gab sie ihm sorgfältig auf den Hut. Zu ihr sagte sie tröstend: „Aber daß Sie drin sind, auch das stimmt schließlich. Seien Sie willkommen, Frau Lippke. Legen Sie ab. — Alma!“ rief sie dann. „Komm, hilf mal Frau Lippke, daß sie in die warme Stube kommt; ihr friert.“

Darauf begrüßte sie den Jüngling, der soviel von seinem Vater geerbt hatte, daß er seinerseits seine Schwester von der Tür weg und sich vor ihr hineindrängte.

„Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen!“ erklärte Frau Felgentreu, ihm die Hand schüttelnd. „Hoffentlich sind Sie nich zu naß geworden.“

„Ich gehe immer auf der trockenen Seite,“ bemerkte er beruhigend. „Die andern sind wohl etwas naß geworden.“

Frau Felgentreu schien einen Augenblick zu stutzen, dann ging ein lachender Schein über ihr Gesicht, und sie meinte:

„Das reicht für jetzt. Wenn Sie aber mal verheiratet sind, werden Sie Ihre Frau auf der trockenen Seite gehen lassen müssen.“

Mit dieser erzieherischen Bemerkung ließ sie ihn etwas ungewiß stehen und wandte sich an das Mädchen, ein rotbäckiges festes junges Ding, das von seinem Vater lediglich die Bemerkbarkeit ohne die fatalen Begleiterscheinungen zu haben schien. Bevor Frau Felgentreu etwas zu ihr sagen konnte, lachte sie schon heraus:

„Das haben Sie ihm aber gut gegeben! Der ist ja so ein eingebildeter Fatzke geworden, seitdem er die Stelle hat! — Na, dir wird man noch allerlei beibringen!“ schloß sie mit einem leuchtenden Blick nach der eben auftretenden Alma, von welcher sie offenbar dies anlangend die allerbesten Vorstellungen hatte.

„Haben Sie mir nu endlich das Schnittmuster mitgebracht?“ fragte Frau Felgentreu statt der Antwort mit einem vergnügten Zucken um die Augenwinkel. „Ich höre da was rauschen in Ihrem Muff!“

„Ach Gott!“ rief das Mädchen erschreckt und faßte mit Daumen und Zeigefinger ihre Lippe. „Wieder reine vergessen hab ich das. Nee sowat!“

„Frau Felgentreu hat aber einen Anspruch auf ihre Schnittmuster!“ gab ihr der Jüngling den Angriff heim und ging nach dieser Wiederherstellung seiner Hoheit gehalten nach dem Kleiderständer weiter. Dort rang Alma mit Frau Lippke um deren Kapothut, den die kleine Frau nicht um den qualvollsten Tod abgesetzt hätte. Die Blicke, die sie dabei nach dem großen Mädchen warf, waren so voll Hast und Furcht, daß niemand auf die Idee gekommen wäre, hier dem Werden einer neuen Verwandtschaft beizuwohnen, ja, ein unbefangener Beobachter hätte nichts anderes sagen können, als daß die künftige Schwiegertochter der kleinen Frau irgend eine verborgene Angst verursachen müsse, die sie um Lebens und Sterbens willen vor den Beteiligten nicht merken lassen wollte. Indessen erschien Felgentreu mit seinem flammenden Schopf in der Tür des Wohnzimmers, um die Angekommenen ebenfalls zu begrüßen. Der alte Lippke hatte bereits zum erstenmal auf den Boden ausgespuckt; er priemte beständig, und sobald er sich langweilte, spuckte er.

„Na endlich!“ rief er dem Hausherrn entgegen. „Ick dachte schon, ick soll mit all die Weiber hier eenen Harem einrichten. Hast dir vadammt beeilt, mir zu bewillkommnen. Mußt wohl den Rang inhalten, wat?“

„Sieh mal zu, daß ich nicht den Atem einhalten muß!“ lachte Felgentreu schlagfertig und mit seinem besten Hochdeutsch, da er nun repräsentieren mußte. „Alter Krachbruder. Guten Tag. — Na was habt denn ihr da für ein Schlachtgetümmel, Frau Lippke? Alma? Sie will Ihnen wohl Ihren Hut wegnehmen? Hast du nicht selber Hüte genug, Mädchen?“

„Aber es ist doch viel gemütlicher ohne Hut!“ suchte Alma zu erklären. „Ich setze meinen Hut auch immer ab.“

„Es ist schon gemütlich genug auch so!“ klagte Frau Lippke. „Und ich bin gar nicht gekämmt, für den Hut abzunehmen.“

„Na, dann laß sie doch, Alma. Jeder nach seiner Fassong bei uns, Frau Lippke. Hier herrscht die Freiheit. Willkommen! Und das Hütchen ist ja auch wirklich hübsch!“ Lachend schüttelte er ihr die Hand. Darauf wandte er sich an den jungen Lippke, der sich bereits die ganze Zeit über aufgebaut hatte, um bemerkt und gebührend begrüßt zu werden. „Da ist Herr Lippke junior —!“

„Lippke!“ unterbrach ihn streng der junge Mann und stellte sich mit einem studentischen Bückling vor, wie er dergleichen schon in der „besseren Gesellschaft“ gesehen hatte. Er warf seinen Oberkörper schnell nach vorn und fing ihn ebenso mit einem Ruck auf, daß es in allen Gelenken knackte. Das ganze Manöver sah aus, als hätte er für einen Augenblick das Schwergewicht vergessen, aber ein Gesicht machte er dazu, als ob er betrunken wäre; auch dies hielt er für unerläßlich und „kommanggemäß“.

Felgentreu hielt einen Augenblick verwundert ein, doch unverstört brachte er seine Begrüßung zu Ende.

„Ist mir eine aufrichtige Genugtuung!“ erklärte er mit einer Mischung von Freimut und Höflichkeit, die den Jüngling zuerst fast verdutzte, aber als er einsah, daß es dem Mann damit Ernst zu sein schien, fühlte er sich davon sehr befriedigt. Auch seine Mutter, die alles mit ängstlichen Blicken beobachtete, war beruhigt, obgleich sie schnell wegsah und tat, als ob sie nicht hier wäre. „Ein guter Freund von Alma ist bei mir immer willkommen,“ sagte er noch herzlich. „Treten Sie ein, wenn ich bitten darf.“

Diese letztere Aufforderung war zugleich an alle gerichtet. Zuerst befolgte sie Lippke, ja, er war sogar schon uneingeladen auf dem Weg gewesen.

„Immer muß er sich vordrängen!“ klagte seine Frau vor sich hin in der Hoffnung, daß es jemand hören möchte, aber Alma auf ihrer einen Seite hatte nun einem Zärtlichkeitsausbruch Klaras standzuhalten, und Julius auf ihrer andern blickte verlangend nach Alma und wartete auf den Moment, in dem auch er sich ihr nähern konnte. Alma hatte neben allen Vorgängen den Empfang bemerkt, den Felgentreu dem jungen Lippke zuteil werden ließ; sein Ton machte sie aufhorchen und versetzte sie von der Minute an in eine unruhige Spannung. Währenddessen begrüßte Felgentreu auch Klara — der alte Lippke hatte von Alma aus bestimmten Gründen geflissentlich noch keine Notiz genommen —, und Alma wandte sich endlich etwas zögernd ihrem Freund zu, der seinerseits in einem Zwielicht von Feierlichkeit und Vertrautheit aufgestellt ihr ein wenig hölzern, aber an einem Ende offen glimmend und zum Brennen bereit entgegenblickte. In seinen blaßblauen Augen stand eine Art von männlich befriedigter Bewunderung ihrer Reize,

und sein stramm aufgebürsteter blonder Schnurrbart gab im Verein mit dieser Anregung dem blassen, sonst etwas „vermiggerten“ Gesicht einen optimistischen Anstrich. Entgegen Metas Hoffnung war auch er ein Liebhaber von Fleisch, starken Gewürzen und Bier. Spirituosen dagegen mied er wegen seines Herzens. Irgendwo in seinem Gesicht hauste stets ein entwickelter Mitesser. Er trug einen schwarzen Jakettanzug aus Kammgarn. Der Westenausschnitt hatte eine weiße Borde. Seinen langen Hals umschloß ein hoher steifer Referendarkragen mit vorn leicht umgebogenen Ecken, und ein fertiggekaufter „Diplomat“ aus schwarzer rotpunktierter Seide vervollständigte das Bild eines vorsichtig gehaltenen jungen Mannes von beachtenswerten Aussichten. Die Liebesleute gaben sich die Hände, und Julius fragte sich plötzlich aufregend, wie es ihr gehe. Mit einem leicht benommenen Lachen sagte sie: „Danke, gut. Und Ihnen?“ Ihm ging es ebenfalls gut. Er hatte diese Woche seine „wissenschaftliche Probearbeit“ zustande gebracht und nun den festen Auftrag bekommen. „Es ist eine Sache, die in die Hunderte geht!“ deutete er diskret an. Dazu gratulierte sie ihm, zu welchem Zwecke sie sich die Hände wieder reichten. Weil aber damit der Unterhaltungsstoff vorläufig erschöpft schien, verstummten sie und betrachteten einander mit haschenden und fliehenden Blicken, wobei er in erlaubter Weise sich auf eine Braut und Gattin freute, an der entsprechend seinem Geschmack auf das Starke und Gewürzte „ordentlich was dran“ war, und sie sich über den Mitesser auf seiner Nase und die ewig roten Augenränder heimlich grämte. Da er diese Woche jede Nacht bis zwei Uhr Auszüge gemacht hatte, sah er besonders versessen und ungesund aus. Nebenher horchten sie auf das Gespräch zwischen Felgentreu und Klara — sie ein wenig neidisch auf einen solchen unter-

haltsamen Partner, und er etwas erstaunt über das „unernste Gerede eines reifen Mannes".

„Na, wie ist das also mit der Einnahme von Jericho?" hatte Emil auf einen bestehenden Streit bezugnehmend das Mädchen angesprochen. „Wurden die Mauern umgeblasen, oder wurden sie nicht umgeblasen?"

„Ach, Sie mit Ihren Mauern von Jericho!" schalt Klara kichernd. „Wenn Sie einen bloß trietzen können! Mir soll es auch recht sein, wenn sie umgeblasen worden sind. Mit Trinkhörnern, was?"

„Nein, mit Posaunen, kleine Heidin. Du wolltest doch selber nachlesen, weil du mir nicht glaubtest. Würde dir überhaupt nicht schaden, mal dazwischen in die Heilige Schrift zu kieken."

„Bei uns gibt's doch keine Bibel!" wandte sie ein wenig verlegen ein. „Wie soll ich da nachlesen?"

„Nanu, vor knapp vier Jahren bist du konfirmiert worden, und schon ist keine Bibel da? Wie geht denn das zu?"

„Was weiß ich! Vater hat ihr weggeschlossen. Er sagt, da sind Unanständigkeiten drin, und die Bibel is nur für Eheleute."

„Das heißt also in diesem Fall für die Ehe m ä n n e r!" vervollständigte Felgentreu lachend. „Na, denn komm, ein guter Kaffee trägt auch zur Erbauung des Christenmenschen bei. Gnädiges Fräulein, darf ich mir die Ehre geben?"

Er reichte ihr den Arm, den sie mit Vergnügen ergriff.

„So'n höflichen Mann möchte ich auch mal haben!" rief sie begeistert aus.

„Dann sieh dich nicht lange nach dem Doppelgänger um!" riet er schwerenöterisch. „Halte dich ans Original. Bist ein verflucht hübscher Käfer geworden die letzte Zeit, Mädchen!"

„Ach, Sie verulken einen ja immerzu!“ erwiderte sie, wie es schien, ein wenig betrübt.

Indessen kam die Gesellschaft langsam in Bewegung nach der Stubentür, wo jedoch vor der Schwelle wie durch einen Zauber — einen Drusenfuß oder dergleichen — alles ins Stocken geriet. Frau Lippke weigerte sich seit geraumer Zeit mit aller Geistesgegenwart, deren sie fähig war, vor der Hausfrau die Stube zu betreten. Umsonst machte Meta darauf aufmerksam, daß sie hier zu Hause sei und zu befehlen habe, auch dies Mittel verfehlte seine Wirkung; die kleine Frau blieb halsstarrig wie ein Kalb. Julius fand endlich soviel Aufwand überflüssig, und da ihm Emils Beispiel ohnehin Mut gemacht hatte, meinte er seinerseits mit einem kavalierhaften Aufschwung:

„Ich denke, wir gehen geradezu, damit ein Anfang wird. Darf ich Sie um Ihren Arm ersuchen?“

Einladend, wie er das bei den feinen Herren beobachtet hatte, und mit einem Bückling deutete er mit einer Hand nach der Tür, aber da diese dem Mädchen bereits genügend verstopft vorkam, entgegnete es mit geringem Verständnis und plötzlich von einem spottenden Kichern gefaßt:

„Nein danke. Damit dann die Feuerwehr mit der Spritze auffahren muß? Wenn nicht sogar Sprengpulver nötig wird. Fliegen Sie gern in die Luft?“

„Wie verstehen Sie das?“ fragte er verwundert. Und als sie nicht gleich antwortete, meinte er mit einem kleinen traurigen Unterton: „Unsre Mutter ist ein bißchen altmodisch, aber sonst muß man ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Natürlich, wie Sie wollen.“

„Ich will ja gar nich,“ lachte sie verlegen, da sie gerade Emils Blick auf sich ruhen fühlte, und nahm, als ob sie sich bergen wollte, plötzlich seinen Arm. „Ich

werde überhaupt nur immer wollen, was Sie wollen!" setzte sie etwas falsch hinzu. „Aber eben ist die Tür freigeworden. Wollen wir nu hereinspazieren?" Sie sah ihn mit einem flirtenden Blick an, den er gleich wieder bereit erwiderte, und diesmal verstanden sie einander richtig.

„Ja, Mutter ist nun drin," bemerkte er mit einem anhänglichen Ton für diese. Dann mit einem bewundernden für das große Mädchen an seiner Seite lobte er: „Sie haben so eine schöne Bluse an heute. Wohl selber gemacht?"

„Aber immer!" versetzte sie ein wenig selbstgefällig. „Das ist bei uns doch nich anders. Wir machen die schwierigsten Sachen!"

„Die roten Knöpfe sind wohl Koralle?" fragte er, indem seine Blicke heimlich die Formen ihres jungen Busens streiften, die sich nachgerade, durch keine Mittel mehr zu bändigen, beinahe üppig gegen den weich darüberfallenden Stoff der Bluse preßten. Ihm erging es dabei ein wenig wie Jonathan, als er den Honig gegessen hatte: seine Augen wurden wacker. Zugleich färbten sich die blaßroten Ränder seiner Lider noch ein bißchen tiefer.

„I wo!" lachte sie befriedigt und sich unwillkürlich ein wenig dehnend. „Wie kämen wir an solche Reichtümer? Die Tante würde mir. Bloß die Brosche ist Koralle."

„Die hebt sich auch sehr schön ab," bewunderte er. Es konnte scheinen, daß er mit dem, wovon sie sich abhob, die Bluse meinte, aber er hatte ziemlich bestimmt und mit den entsprechenden Empfindungen ihr weißes Jungfernfell im Auge, das aus dem Halsausschnitt lockend herausschimmerte. Sie gehörte zu den weißhäutigen Mädchen. Ihre Haut hatte den gut durchbluteten

Perlmutterglanz, der eine spätere schöne Fülle verspricht; gegenwärtig wirkten ihre Reize noch mehr durch den Gegensatz zu ihrer sonstigen mädchenhaften Gestrecktheit.

„Kiekt man die zwee Paradiesvöjel!" machte nun der alte Lippke nicht gerade leise aufmerksam. „Wie det schnäbelt. — He, Julius, is det ooch anständig, einem jungen Mädchen so effentlich in den Blusenausschnitt rinnzuspitzen? Damit kannste doch warten, bis ihr mal alleene jelassen werdet. Übahaupt die Fräulein Braut hat sich noch jar nich die Miehe jenomm, ihren künftijen Schwiejavata zu bejrüßen. Valleichte darf ick jetzt die Ehre un det Vajniejen reklamieren?" Er hatte mit seiner Politik also auf einen großen Augenblick hingearbeitet.

„Na, ich mußte doch zuerst Ihrer Frau helfen!" verteidigte sich Alma unsicher lachend, indem sie ihren Julius ließ und zu ihm kam; er saß bereits zu Tisch. „Und auf einmal waren Sie weg und hatten schon den Kuchen im Auge." Sie gab ihm die Hand. „Guten Abend, Herr Lippke. Ist's nun recht?"

„Wat recht!" krakeelte er. „Wo bleibt der Kuß? Ha ick die Krätze? Als Bräutijamsvata kann ick mir übahaupt een paar Vatraulichkeeten ausbitten. Wie soll ick sonst beurteilen, ob mein Julius die richtije Befriedijung finden wird?"

„Ach Sie mit Ihren Anspielungen immer!" rief sie verdrießlich und riß sich los. „Ich soll doch nicht Sie heiraten!" Nachher lachte sie wie beschönigend einmal auf, aber Frau Lippkes etwas gespannt vor sich hin gerichteten Blick erheiterte sie damit nicht; diese hatte übrigens nun kleine rote Flecken auf den Wangen, die sie verjüngten.

„Na meinswejen!" begab sich der Alte. „Denn sieh zu, dett endlich der Kaffee herkommt." Sie war ohnehin

schon auf dem Weg zur Ofenröhre. „Aber een Paar jibt det," machte er ihr wohlgefällig nachsehend geltend, „wie et nich schnell zusammenkommt. Mein Julius hat valleichte een bißchen zu wenig Fleesch, dafor sitzt det an die Braut. Jroß, rank und so in Jeheimen stotzig — det war ooch imma mein Ideal. — Un denn hat mir mein zartet Jemiet doch zu so 'ner kleenen Lieblichkeet jefiehrt," lachte er mit Beziehung auf seine Frau. „Ick kann der man sa'n, Julius," wandte er sich dichterisch angeregt an den Sohn: „Deine Mutta, die war an ihrem Hochzeitstag wie eene Blume — wie een Jänseblimchen in Morjentau." Er suchte die kleine spärliche Frau mit einem Ehemannsblick heim, unter dem sie noch mehr in sich zusammenzukriechen oder fröstelnd irgendwie vollends wegzuschwinden schien. Jedenfalls bemühte sie sich, den Augen, die sich fragend oder teilnehmend ihr zukehrten, unauffindbar zu sein. Dann nahm Lippke noch einen nahestreifenden Augenschein von Almas offenkundigen Vorzügen, um sich wieder an Julius zu wenden. „Na, laß man!" sagte er tröstend. „Biste erst mit die Alma zusammjeschmissen — det is ne jute Esserin, die wird ooch an dir det neetije Fleesch zaubern, dett de ihr aushalten kannst. Ansprüche wird sie machen, daruff richte dir beizeiten inn. Wenn de Aushilfe brauchst —! So'n bißchen Konkurrenz vom Vata dient übahaupt zur Würze."

In seinen Augenwinkeln erschien ein eisgraues Glimmen, das verräterisch gewesen wäre, wenn man seine Neigung nicht ohnehin gekannt hätte. Alma wurde sehr rot, und Julius sah ablehnend drein.

„Na, etwas mehr Geschmack!" schlug er vor, ohne ihn anzusehen. „Bist heute in deiner rosigen Stimmung." Aber Frau Lippke, die sich durch die Erwähnung ihres verwichenen Jugendreizes in einem Atem

mit Almas „geheimer Stotzigkeit“ unliebsam berührt fühlte, bemerkte in einer Art von unterirdischem Gegenangriff:

„Eigentlich hätte mich Fräulein Alma hier empfangen und richtig vorstellen sollen. Das geht immer alles so durcheinander.“

Doch schon verstummte sie in Besorgnis, zuviel gesagt zu haben, und sah fragend nach der Hausfrau, aber eben wandte sich der Alte an diese.

„Also, wird det nu schon endlich mit die Kaffeetrinkerei?“ drängte er aufbegehrlich. „Imma det einleitende Jequassel. Is det ooch bei Ihn'n Mode? Sehen sonst jar nich so aus.“

„Lassen Sie denn andere reden?“ wehrte sich Meta, auf ihn eingehend. „Die ganze Zeit will ich Sie fragen: Warum haben Sie sich nicht mitten aufs Sofa gesetzt? Nee, Sie sind auch zu bescheiden in Ihren Jahren.“

„Nur keene Bange nich, Feljentreische, Sie heimtückische Ehrbarkeit,“ knurrte er abgeschlagen. „Wo ick ooch sitze, imma is det der beste Platz, weil da am meisten jefuttert wird, vastanden? Uff Ehrenplätze bin ick in die Lage zu feifen. Det is meine Weltanschauung. Wem sie nich jefällt, der kann mir den Buckel lang rutschen.“

„Das müßte ein Gerutsche sein Tag und Nacht!“ erwog sie listig. „Da werden nich viele bleiben, die nicht rutschen wollen. Mir ist gleich so was Abgescheuertes an Ihrem Rücken aufgefallen.“

„Immer muß er sich vordrängen!“ bemängelte Frau Lippke. „Da soll er doch gar nicht sitzen. Was für eine Tischordnung soll das nun geben?“

Tatsächlich hatte er mit seiner Platzwahl die natürliche Ordnung umgeworfen, aber inzwischen war es Julius richtig erschienen, dem Beispiel seines Vaters fol-

gend, seinerseits den Platz neben dem Sofa zu belegen, und so zog es Meta vor, um nicht noch einmal einen Aufstand mit den entsprechenden Begleitreden des Alten zu veranlassen, den heimatlosen Rest ihrer Gäste schnell unterzubringen, wie es gehen wollte. Frau Lippke nahm sie neben sich, und Klara setzte sie zwischen den Alten und Alma, deren natürlicher Platz neben Julius war.

„Eigentlich hätte ich neben Herrn Felgentreu sitzen sollen," bemerkte Frau Lippke noch leise ins Leere hinaus und zupfte an ihrem Schulterbehang. Dann zog sie das Kinn ein und wartete auf Kaffee und Kuchen. Nach dem letzteren schielte sie prüfend, um die Ehre zu ermessen, die der Familie damit angetan war; auch den Duft des Kaffees, den Alma unter Vermeidung des Alten nun der Reihe nach eingoß, zog sie erwägend ein. Meta schnitt den Kuchen und legte vor. Dem Alten teilte sie ein doppeltgroßes Stück zu, damit er sich nicht einsam vorkam. Endlich nahm auch Alma neben Julius Platz, nachdem sie der Kaffeekanne den Wärmer in Gestalt einer jungen blauen Holländerin übergezogen hatte. Der Alte machte noch eine Anspielung auf blanke heiße Kaffeebäuche unter keuschen Mädchenröcken, beförderte seinen Priem aus der Backentasche in die Westentasche und begann zu kauen und zu schlürfen. Menschen, die mit Geräusch Mahlzeit halten, sind gemeinhin gute Esser, und Lippke war in jeder Hinsicht ein außerordentlicher Esser. Zwischen ihm und seiner Frau bestand insofern ein Unterschied, daß sie ihm in den Geräuschen einen Vorsprung ließ; in den Ergebnissen schenkte sie ihm wenig. Es war nur verwunderlich, wo die schmächtige Person mit all den Dingen blieb, die in ihrem Innern verschwanden, aber dieses kleine gefräßige Tierchen war sie keineswegs von Geburt gewesen, sondern sie war aus Angst und Mißgunst, neben ihrem Mann zu kurz

zu kommen, dazu geworden. Übrigens genierte sich Lippke nicht, nach Unterbringung des ersten Stückes sich gleich selber weiter zu bedienen, und wie ein Schatten folgte sie seinem Beispiel, so daß es zunächst überhaupt niemand merkte, und Meta sie sogar antrieb, als sie sah, daß sie einen Rest vor sich hatte, während die andern schon hinter geleerten Tellern saßen. Später kam sie ihr freilich auf die Schliche, aber sie tat nicht, als ob sie etwas gesehen hätte. Auch Julius war ein harter und mitleidloser Esser, wie sich zeigte. Da er zu Hause Tag für Tag die Gier so herrschen sah, fand er keinen Grund, zurückzubleiben, und entwickelte seinen Magen ebenfalls weiter. Nach seinem zweiten Stück ging er gleichfalls zur Selbstbedienung über, doch versorgte er auch Alma; das erste mißfiel Meta, das zweite versöhnte sie wieder ein bißchen. Bloß Klara hatte einen schönen natürlichen Jugendappetit und etwa noch vom Vater die Genußfähigkeit geerbt, ohne eins von beiden zu mißbrauchen. Lippke hatte, wie die meisten alten Leute, sein Leben sehr vereinfacht. Entweder er langweilte sich, priemte und spuckte, oder er unterhielt sich, dann priemte er ebenfalls, und dazu begann er unfehlbar von seinen Fahrten als Bremser zu erzählen. Da er sich augenblicklich unterhielt, so fühlte er menschliche Anwandlungen und wurde mitteilsam.

„Na, ick kann euch man sa'n," fing er an: „Wat Flichtafüllung un eijenet Vadienst is, davon habt ihr ja heute keene Ahnung mehr. Da müßt ihr mal eenen ollen Preußen wie mir reden hören. Uff die Strecke Köln—Berlin, die ick fumfzn Jahre befahren habe, da war nischt zu lachen. Im Sommer bei jemäßigten Wetta da jing det noch an, aba bei die jroße Hitze oda jar in Winta — Na, ick hatte doch den Feldzug Siebzig—Einundsiebzig mitjemacht un dachte, ick hatte wat erfah-

ren. Also eene Jeschichte aus Tausenduneene Nacht war det dajejen —!“

„In Tausendundeine Nacht gibt es zwar sehr ernste und sogar grausige Geschichten,“ unterbrach Julius aus besserm Wissen und in unterhaltendem Ton zu Alma gewendet, während er unauffällig in die Westentasche griff. „Dann müßte er nämlich sagen: ‚Es war ein Märchen dagegen!‘ Märchen sind immer angenehm.“

„Darin untascheiden sie sich von dir!“ brummte Lippke mit einem unwirschen Blick nach seiner Gegend. „Kannst dir deine Erläuterungen sparen, olla Schulmeesta!“

„Das trifft mich nicht,“ achselzuckte Julius. „Jeder weiß, daß ich Provisor in einer anständigen Apotheke bin.“

„Ganz recht so! Nur nichts gefallen lassen!“ hetzte Alma lachend, doch etwas bedrückt, da sie wieder Felgentreus Blick auf sich ruhen fühlte. Auch Frau Lippke streifte sie wachsam und wie mißtrauend mit den Augen, aber nur auf den Bruchteil einer Sekunde.

„Na, denn meinswejen een Märchen aus Tausenduneene Nacht!“ nahm der Alte knurrend den Rückzug. „Det jeht nu schon an mit dem Komplott jejen mir. Sie sollten ihm lieba uffpassen, dett er nich übaschnappt, bevor er Präsident von die Universität wird.“

„Rektor!“ verbesserte Julius, diesen Ärger gerne ertragend, da er sein Einvernehmen mit dem hübschen Mädchen feststellte. „Durch meine Auszüge bekomme ich nämlich nun vieles in die Hände, worum ich mich sonst nicht kümmern würde,“ bemerkte er darauf bescheiden erklärend gegen Felgentreu. „Man kann keine Unrichtigkeiten mehr hören. Das liegt im Verlauf jeder wissenschaftlichen Betätigung.“

„Ja, ja, das wird schon seine Richtigkeit haben,“ gab

dieser höflich zu. „Aber was so Märchen sind — Sie sagen, die seien immer angenehm. Na, da muß ich bekennen, daß ich mich doch schon ordentlich bei gefürchtet habe. Sie nicht, Herr Lippke?"

„Nein," gestand dieser verständnislos. „Ich habe mich nie fürchten können. Ich weiß überhaupt nicht, was das ist: Furcht."

„Da sind Sie aber gut dran," erwog Meta ungläubig. „Ich denke, Sie sind an diesem Tisch der einzige. Oder ist das bei dir auch so?" fragte sie, gegen Klara gewendet.

„Nee!" rief diese lachend. „Ich fürchte mich entsetzlich. Ich bin nich von Holz."

„Und von Pappe auch nicht!" scherzte Emil. „Davon kann ich schon ein bißchen reden."

„I, was wissen denn Sie!"

„Wobei man sich fürchtet, das sind reale Geschichten," stellte Julius bei der Sache bleibend fest. „Tausendundeine Nacht sind Erzählungen, und zwar aus dem Morgenlande."

„Nanu," machte Felgentreu aufhorchend. „Ich denke, es sind Märchen. Das sind doch Märchen, wenn Zauberer und Wunder drin vorkommen?"

„Tausendundeine Nacht sind aber Erzählungen," beharrte Julius. „Das steht überall."

„Das werden wir gleich haben!" meinte Felgentreu, der diesmal seiner Sache sicher war. Sofort stand er auf und ging ans Bücherbrett, wo er den einschlägigen Band seines Herder herunterholte. Bereits nachblätternd kam er damit zurück, und ganz gegen seine Gewohnheit ließ er auf seinem Platz Julius mit ins Buch sehen. „Tar — Tas — Tau —" murmelte er suchend. „Aha, hier, Tau — Taugras — Tauler — Tausendundeine Nacht -- Arabisch Alif laila walaila. Eine der populärsten

arabischen Sammlungen von Erzählungen —." Hier stutzte er und blickte halb verlegen nach Julius auf. „Also doch Erzählungen," sagte er lachend. „Na, was haben Sie gewonnen?"

„Nein, nein, lesen Sie nur weiter," widersprach Julius achtungsvoll. „Und Märchen heißt es noch. Es sind also Erzählungen und Märchen. Bis jetzt habe ich bloß die ‚Originale' vor Augen bekommen; über die Sachen habe ich noch nichts gelesen."

„Selba Orijinal!" grunzte der Alte zwischen zwei Bissen Kuchen.

„Na, jedenfalls danke ich Herrn Julius, daß er mich vor Schmach und Blamage bewahrt hat," erklärte Emil mit Laune, indem er das Buch zuklappte und hinter sich auf den Boden stellte. „Zu Gegendiensten stets bereit, junger Mann," nickte er ihm noch freundlich zu. „Ich betrachte das als einen guten Anfang fürs verwandtschaftliche Zusammenhalten."

„Gewiß!" sagte Julius höflich. „Man muß sich verständigen." Er sah nach Meta, wie um deren Meinung zu erfahren.

„Es wird schon gut sein, daß endlich einer kommt, der ihm ein bißchen auf die Finger sieht," sagte diese listig mit Beziehung auf Felgentreu. „Wir haben da nich so Zeit zu, das immer gleich klarzustellen, wenn er uns was vorschwindelt aus seinen Schmökern. Sie sind wohl sehr gelehrt, Herr Lippke, wenn Sie alle Bücher lesen, aus denen Sie diese Auszüge machen?"

„Alle lese ich wohl nicht," sagte der mit einem Anflug von Schüchternheit ihr gegenüber. „Aber man muß immer lernen; das ist schon richtig."

„Na was haben Sie denn zum Beispiel heute gelernt?" erkundigte sie sich.

„Heute?" wiederholte er fragend; er fühlte sich unter

dem Lichterspiel ihrer großen grauen Augen plötzlich nicht mehr sicher und besann sich, ob er aufs Eis gehen solle. „Heute habe ich nichts gelernt," entschloß er sich dann zur Vorsicht.

„Am Sonntag arbeitet er nicht," bemerkte seine Mutter schnell und wie vorbeugend.

„Ich habe Jupiter pluvius behandelt," erklärte er objektiv und seiner Mutter mit Schonung widersprechend.

„Und was ist das, Herr Lippke?" begehrte sie zu hören. „Ist das was einzureiben?"

„Nein, das ist ein klassischer Gott," sagte er auf seine Schnurrbartenden heruntersehend. „Der höchste Gott der Römer," vervollständigte er noch, „der sich aus Verliebtheit in einen Regen verwandelte."

„Davon habe ich noch nichts gehört!" ließ sie zweifelnd vernehmen. „Machen Sie mir auch nichts vor?"

„Es ist ein alter Mythos," bemerkte er. Er beschloß jetzt, ihr standzuhalten. „Man lernt das schon auf der Schule."

Die neue Festigkeit gefiel ihr wieder nicht übel. Klara stieß Alma an und begann zu kichern. Alma ging nicht auf sie ein.

„Na, da ist doch nichts zu lachen," meinte Meta mit dem Ton der Rechtfertigung. „Man will doch auch was von der Weltgeschichte hören, in der man so rumfackelt. Jetzt wird mir nämlich klar, warum die alten Römer untergegangen sind. Bei einem solchen wässerigen Gott war wohl wenig Zuversicht."

„Die Römer sind an ihren Latifundien zugrunde gegangen," erklärte Felgentreu, der hier als Bodenreformer besonders sattelfest war. „Das hat mit dem Jupiter nichts zu tun. Die eindringenden Barbaren haben dann alles kurz und klein geschlagen."

„Das weißt du ja auch nicht so genau," lehnte sie ihren Mann mit einem selbstvergnügten Schillern der Augenwinkel ab. „Ich will darüber lieber von Herrn Julius hören; der hat die neueren Bücher gelesen."

„In den Büchern stehen heute bloß reale Vorgänge," stellte er nun streng unparteiisch und ein bißchen gelangweilt fest, während er wieder in seine Westentasche griff. „Früher dachte man sich allerlei, aber — hier stotterte er ein bißchen — der objektive Befund zeigt das anders."

„Da ham Se Ihr Fett, Feljentreische!" bemerkte der Alte grimmig. „An den objektiven Befund kenn' Se nu och schlucken. Seit der Apothekerpüpse riecht, is er janz un jar objektiv jewor'n."

„Was zeigt der objektive Befund anders?" forschte die Frau ein bißchen errötend. „Daß vielleicht Gott die Völker nicht führt? Den haben sie wohl nu aus der Geschichte rausbugsiert? Was?"

„Über Auffassungen läßt sich natürlich nicht streiten," gab Julius bereitwillig zu. „Aber man darf die Sachen wenn möglich auch nicht vermengen. Die Objektivität —"

Er brach ab, ohne zu sagen, was mit der Objektivität war, und es hätte auch mehr Mut dazu gehört, als Julius von Natur besaß, eine so verfängliche Sache vor einem solchen still erbosten Weiberblick zu verfechten. Daß Meta dazu noch lachen konnte, war ihm doppelt bedenklich, und in jedem Fall sah er bereits mit voller Deutlichkeit ein, daß dieser Frau nicht zu trauen war.

„Die Objektivität haben Sie wohl in Ihrer Westentasche?" erkundigte sie sich launig. „Daß Sie so darin herumgraben? Oder was verstecken Sie uns sonst darin?"

„O nichts weiter!" stotterte er nun sehr verlegen. „Nur — etwas für Fräulein Alma!" setzte er noch hinzu mit einem Blick, der um Diskretion und Ernst bat.

„Die Verlobungsringe!“ flüsterte Klara ihrer Freundin vernehmlich zu. „Die zückt er schon immer. Sieh dich vor.“

„Ach dich hat's wohl!“ platzte das große Mädchen unter Emils Augen und Frau Lippkes raschem Blick betroffen und halb ungehalten heraus. „Davon ist doch noch keine Rede!“

So komisch die unerwartete Nervosität sonst hätte wirken können, so mochte außer Klara, die sich harmlos über die gelungene Neckerei freute, niemand darüber lachen. Mit dem Diskurs zwischen Meta und dem jungen Mann, der ihr Schwiegersohn werden wollte, hatte sich eine heimliche Spannung unter der Gesellschaft eingenistet. Alle spürten, daß Frau Felgentreu auf einen Anstand gestoßen war, der bei ihrer Art nicht ohne Bedeutung sein konnte, und mit dem sie sich erst abfinden mußte. Dazu schien die Unruhe Almas wie eine Art von Illustration oder Bestätigung, und alle Lippkes stutzten ein wenig, sogar Klara sah ängstlich, eine Dummheit gemacht zu haben, um sich. Aber über den kleinen Strudel führte die Hausfrau schnell und leicht hinweg. Während Felgentreu noch zweifelnd erwog, bemerkte sie wieder ganz mütterlich und mit der wohlwollenden Überlegenheit gegenüber jungem Volk, die gereiften Leuten so gut steht:

„Ja, so sagt die Gans immer, bis sie der Fuchs hat. Mach dir nichts vor, Herr Lippke junior scheint ein Mann zu sein, der weiß, was er will. — Vielleicht nehmen Sie bis auf weiteres noch ein Stück Kuchen?“ Sie legte ihm vorsorglich einen großen goldgelben Keil auf den Teller, obwohl sie wußte, daß er sich nicht vernachlässigt hatte. „Wir wollen ihn jetzt ein bißchen in Ruhe lassen,“ schlug sie darauf mit freundschaftlichem

Ton vor. „Er kommt ja gar nicht zum Genuß. Wollte nicht Lippke Vater überhaupt von seinen Fahrten als Bremser erzählen? Na also! Jedem sein Recht. Inzwischen wird er wohl auch einen Grundstock in seinem Magen gelegt haben."

„Det würde bei mir jleichzeitig jehen," beruhigte der Alte. „Aber ick ha nu jenug von den fißen Zeug. Ick stecke mir eene Feife in't Jesicht, wenn Sie nischt jejen ham. Eene Feife is imma noch keene Objektivetät." Stopfend und dann mit Genuß einen furchtbaren Knaster qualmend, begann er im weiteren seine Auffassung zu entwickeln. „Ick war een keenigstreia Soldat un een feina junga Mann, der uff Ideale hielt," erzählte er. „Als ick een Jahr Bremsa jewesen war, kam mir det schon komisch vor. Nach zwee Jahren siff ick uff den Bettel, fing an zu priemen und wurde Freijeist. Wie jing det zu? Während die besitzenden Herrschaften sich den Hintern wärmten, da konnte unsaeena bei Nacht un Nebel durchs Land karriolen, imma die Flosse an die Bremskurbel, imma uff die Lauer, ob die Lokomotive feift, dett jedreht wer'n soll, ob det zehn Jrad über Null sin oda zwanzig darunta — janz ejal! Un schlafen det is nich, mein Lieba! Uffpassen, dem Fiskus dienen, deine zwee Mark Jehalt abwachen, un wenn de eenen Fehler machst, so setzt det Lohnabzug. Habt ihr 'ne Ahnung? Un da sausen D-Zieje vorbei mit jepolsterte Abteile, dett der reiche Birja ooch weich sitzt, wenn er ins Bad fährt, un anjenehm jeheizt. — Schlafwagen un Speisewagen, wo der Wein in die Jläsa funkelt. — Na, also eene Frage, Feljentreische: wat wird so eenen Bremser der Jott un die Seele von jutsituierten Leuten anjehn, die sich allens leisten können, während er sich nischt leisten kann? Himmeldonnerwetter, eenen Lausedreck. Hand aufs Herz, Frau Nachbarin: is jut, det is

die Bethand. Wat tut in der Zeit die andere? Hält sie det irdische Jut zusamm, oda tut sie et nich? Na also. Ick sage: Flichtjemäß stehe ick for meinen Kaiser ein, dett det Reich zusammenbleibt. Ick fordere eene feste preußische Disziplin for die Beamten un die Armee. Imma werde ick for Deutschlands Ruhm un Herrlichkeit zu bejeistern sein. Aber nieda mit die Juden un Kapitalisten! Nieda mit alle Ausbeuta un Blutsauga! Ick valange een anständijet Einkommen; det hat mir der Staat zu jarantieren. Na, nu denkt ihr, ick bin Sozialdemokrat? Fällt mir nich ein. Ick wer' mir hieten, anderer Leite Interessen zu vatreten! Det sin ja allens vasteckte Birja un vakleed'te Kleenkapitalisten. Haben Sparkassenjuthaben un Ideale, hä! Zahlen bei Heller un Fennig Steuern un lassen ihre Söhne dienen. Der meine hat nich jedient, un Steuern zahle ick nach meinem Jutdünken. Der Sohn von eenen pennsionierten Bremsa hat durch seinen Vata überschüssije Ansprüche an den Staat und braucht nich Soldat zu spielen. Nu hat doch so'n Mensch Zeit un kann sich for eene Karriere vorbereiten un ihr ooch innschlagen, bevor er heirat't. Det nenne ick Kindaaziehung. Un der Rest, Feljentreische: Leibesjenüsse un Liebesfreuden. Na, wer'n sich ooch nich jeschont ham. Det is die Lenkung Jottes in die Weltjeschichte. Dabei is Mann und Frau jut aufjehoben. Fragen Sie mal meine Stine, ob ihr wat abjejang is. Is dir wat abjejang, olle Nachtijall? Wat? Haste Mangel jehatt an Bett un Tisch?"

„Immer führt er ungebildete Reden!" klagte sie gegen Frau Felgentreu. „Könnte er sich nicht mal anständig ausdrücken?"

„Na, wenigstens drückt er sich offen und geradezu aus, Frau Stinchen," suchte Emil auszugleichen. „Das ist schon eine ganze Menge in einer so gewundenen Zeit."

„Sie sind auch nicht gewunden und doch vornehm," lehnte sie kurz ab.

„Das ist überhaupt keine Weltanschauung," bemerkte Julius etwas scharf. „Keine Spur von Objektivität! Die Wissenschaft ist der deutsche Fortschritt gegenüber dem Mittelalter, aber davon merkt man nichts."

„Een erfolgreicher Jang nach Numero Hundert is ooch een deutscher Fortschritt!" höhnte der Alte. „Laß man Krieg in Sicht sein, mein Jüngelken, denn wirste sehen, ob det eene Weltanschauung is oda nich, wennde zuhause blei'm kannst."

„Der Krieg ist längst überholt!" erklärte Julius. „Da kann man schon sehen, was für ein Freigeist du bist."

„Na, nu aloobe mal!" sagte der Alte und nahm die Pfeife aus dem Mund. Aber dann besann er sich anders. „Ach wat!" knurrte er ärgerlich. „Kimmere dir nich um mir. Fiehre Liebesjeflister. Da ha ick andere Reden jeschwungen als anjehenda Hochzeita!"

Julius schwieg blaß vor Zorn und sah wieder auf seine Schnurrbartenden herab. Statt seiner begann sich seine Mutter zu regen. Sie tippte mit der Fingerspitze aufgeregt Brosamen in ihrem Teller auf, rückte an ihrem Kapothut, räusperte sich und gab alle Anzeichen einer schweren Beunruhigung von sich, aber ohne daß vorläufig jemand darauf aufmerksam wurde, und inzwischen übernahm Felgentreu die Sache ihres Sohnes.

„Mag schon sein, daß du andere Reden geschwungen hast," spottete er kameradschaftlich. „Das betreibt jeder nach seinem Gusto. Es steht nirgends geschrieben, daß dich dein Sohn bei deiner Frau nicht ausgestochen hätte."

„Ich kämpfe hier um meine Rechte," erklärte Julius, ihn zum Richter machend, plötzlich erregt. „Ich bin vereidigter Provisor und habe mich in eine gesittete Lebens-

lage gebracht. Ehrenrührigkeiten dieser Art weise ich zurück. Das müssen andere verantworten."

„Wat, du hochjestochena Edelmann!" rief der Alte und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß alle zusammenfuhren. „Simulation wie Simulation! Haste von die Ehrenrührigkeit jewußt oda haste nich jewußt? Un ha ick dir noch zehn Tropfen zujeje'm, oda haste selba noch welche jenomm, so daß de beinahe hops jejang bist? Wie steht det?"

Julius bekam wieder rote Augenränder.

„Darauf brauche ich nicht einzugehen," erwiderte er leise und bitter. „Mag jeder seinen Teil schweigend tragen. Schweige du auch."

„Was du da tragen willst!" bemerkte Frau Lippke sozusagen im Wind wehend. „Hat man dich verführt, so laß denen die Verantwortung. Wir sind deine Eltern. Du aber bist heute abend zu etwas anderem hier. Ein unberührtes Kind. Rede jetzt nicht mehr."

Sie ließ ihren Blick noch einen Moment wie beschwörend auf ihm ruhen, streifte dann scheu und unruhig seine Nachbarin, die ihr beinahe ebenso auswich, und wandte ihn darauf fragend Meta zu.

„Es ist doch wahr?" sagte sie mit kindlichem und verlassenem Ausdruck auf Beifall hoffend, aber Meta war noch zu sehr von den Enthüllungen betroffen, die da vor reiner Gespanntheit auf das Zustandekommen der Verlobung laut geworden waren, und Stine ließ betrübt den Kopf hängen. „Wir sind eine ehrenhafte Familie mit bestem Leumund!" lispelte sie noch und schwand wieder hinweg.

„Na, soweit hätten wir also die Valobung!" warf der Alte grimmig hin. „Det hätte ick von dir nich erwartet, Mutter, dett ooch du mir in den Rücken fällst. Vasiehrt. — Na schon jut. Balle dreißig Jahre ha ick

mir redlich for dir jeplagt. Meine freien Nachmittage ha ick in Jarten jeschuft't, dett de wohlfeilet Jemiese bekamst. Kohlen ha ick von die Bahn herjeschleppt, weil se dort billija waren. Nich eenen Nagel fremdet Eijentum ha ick anjeriehrt meiner Lebtage. Während jeda andere uff seine Pennsion sitzt und sich ausruht, tu ick noch Nachtwächterdienst in die Fabrike mit meine afrorene Knochen. — Na, bist in deine schweren Jahre. Muß keene Kleinigkeit sind! Tust mir leid, Stine. Wirst aba ooch det übastehn. Laß man den Kopp nich hängen! Schenken Sie ihr noch eene Tasse Kaffee inn, Feljentreische."

„Endlich mal ein vernünftiges Wort von Ihnen!" stimmte diese geradezu erleichtert bei. „Sie sitzt wahrhaftig ganz trocken! Na, dem werden wir gleich beikommen!" Wie neu beginnend nahm sie den Wärmer von der Kanne und schenkte ihr ein. „Rechnen Sie mit Alma ab," bemerkte sie freundlich dazu. „Die hat eigentlich das Schenkamt. Aber vielleicht wollen wir's ihr heute nachsehen. Was meinen Sie?"

„Sie wollte mir auch den Hut wegnehmen!" klagte Frau Lippke, während sie aufmerksam dem Geschäft des Eingießens beiwohnte.

„Lassen Sie gut sein, Frau Lippke," sprang Emil versöhnlich ein. „Es ist auch n o ch schade, daß wir Ihren hübschen gewellten Scheitel nicht zu sehen bekommen. Den ziehen Sie so gerade wie keine andere. Darin sind Sie sogar Meta über."

„Ja, in diesem Haus spürt man, was eheliche Liebe und Achtung ist!" sagte sie mit einem schüchternen Aufblick nach ihm, glitt dann aber mit den Augen von ihm ab und blieb an ihrem Sohn hängen, der nun in unverkennbarer Spannung irgend welche geheimen Vorbereitungen traf. Sie allein und Alma bemerkte, wie er zwei Ringe aus der Westentasche hervorbrachte, die er rasch

in seiner Hand und unter dem Tisch verschwinden ließ, worauf er zunächst in einer gewissen Ratlosigkeit dem Blick seiner Mutter begegnend sich wieder untätig verhielt.

„Na, von Liebe und Achtung hat Ihnen doch nun Ihr Mann ebenfalls einen Beweis gegeben!" sprach inzwischen Meta weiter zum Guten. „Er sollte sich hier überhaupt was anderes unterstehen!" fügte sie lachend bei. „Stückchen Kuchen noch? Ein kleines?"

Frau Lippke antwortete nicht, ja sie schien gar nicht hier zu sein. Mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachtete sie die schnelle Bewegung, mit der Julius unter dem Tisch Almas Hand ergriff, um ihr den Ring anzustecken, und die unruhig erleidende Gebärde des großen Mädchens, womit sie es geschehen ließ. Als endlich Meta von Stines Bewegungslosigkeit aufmerksam gemacht ebenfalls hinsah, war es schon vollzogene Tatsache. Vor Erregung und Verlegenheit ergriff Julius schnell seine Tasse, um einen Schluck Kaffee zu nehmen; an seiner Hand erglänzte ein Ring, der noch kurz vorher nicht daran gewesen war, und den außer Emil alle bemerkten. Es entstand eine Stille. Zum Unglück übernahm sich Julius mit dem Kaffee und verfiel in einen bellenden Husten. Jeder führte eine Bewegung aus, um sich zu erleichtern. Klara schien vom Stuhl springen zu wollen. Der Alte nahm augenzwinkernd die Pfeife aus dem Mund. Emil begann dem jungen Menschen wie wild den Rücken zu klopfen. Bloß Alma regte sich nicht. Sie sah düster vor sich hin und wagte nicht aufzublicken aus Furcht, Emils Augen zu begegnen.

„So is jut!" ließ sich endlich der Alte vernehmen. „Jleich mal orntlich den Buckel vakloppt, bevor du ihm als Schwiejasohn uffnimmst. — Na, wie is det nu?" wandte er sich dann an seine Frau. „Hält er sich wie

een jedienter Mann oda nich? Ick sage, det is een Husarenstreich, der zu die besten Hoffnungen for die Nachkommenschaft berechtigt. Also die beeden wären sich einig, Mutter. Unsern Streit vatragen wa wie immer unter die Bettdecke. — Na un ihr Feljentreis —? Wat habt ihr dazu zu bemerken? Kann man nu balle den Toast ausbringen? Ick sehe keene Jläser! Himmeldonnerkeil, wozu sin wa denn herjekomm bei dem Schweinewetta? Wird's balle? Oda soll vielleichte eene Hebamme her?"

Endlich bemerkte auch Emil, was sich inzwischen neben ihm vollzogen hatte. Zuerst stutzte er, und wer ihn gut kannte, sah ihn um einen Schein erbleichen; Meta hatte die scharfen Augen dazu. Aber als er deren großem grauen Blick begegnet war und da ein bißchen hinein gesehen hatte, meinte er, daß im Grunde nichts unerwartetes geschehen sei, und ein gefährliches Stocken des Blutkreislaufes, hinter dem sekundenlang drohend irgendein Ereignis gelauert hatte, löste sich wieder in den gewohnten anteilnehmenden Atem und Pulsgang einer männlichen Gesundheit.

„Na, Mutter," sagte er noch in der letzten weichenden Blässe lachend und plötzlich aus dem feierlichen Hochdeutsch fallend: „Da wäre ja der jroße Momang. Herr Julius hat jehandelt, während wir redeten und nicht vom Fleck kamen. — Aber erst muß ick noch die Hand von meinem Almaken sehen," meinte er unter zurückschlagender Gefühlsschärfe scherzend, während er sich ihr zuwandte, „ob sie mir wirklich so stillschweijend an einen andern untreu jeworden ist. Zeig mal her, Almaken, wie das erste Glied der joldnen Kette an deinem Finger jlänzt. — Los, los, Mädchen! Hast du die Verschlagenheit jehabt, dich unterm Tisch zu verloben, so

mußt du nu ooch den Mut haben, die Sache jar ans Licht zu bringen. — Hilf ihr mal ein bißchen, Klara. — Sie werden 's mit Widerständen zu tun bekommen in der Hochzeitsnacht, Herr Lippke, aber das sind nicht die kältesten. — Na also!" machte er, als Klara Almas Hand mit dem Ring lachend ans Licht brachte. — „Wirklich verraten und ins feindliche Lager überjejangen!" bemerkte er noch nach einer kleinen Pause. „Na, Jlück zu, Herr Lippke, junger Freund, wir werden nun ein vorläufiges Jläßchen trinken auf Ihre Zukunft und auf künftije jlückhafte Generationen, an denen Sie mitwirken sollen. Ick hab da einen juten Likör, wissen Sie, so richtig standhaft und flüchtig zujleich wie Spitituosen und Frauen sein müssen. — Hol ihn mal her, Alma, und auch Jläser. — Wieviele sind wir eijentlich?" Er zählte nach. „Sieben. Für deinen Schwiejervater kannst du det jrößere hinsetzen, du weißt. Na, mach dalli. Auf Kuchen und auf Jemütsbewejungen — da muß der Mensch Alkohol nachjießen. Wenn Sie aber Medikamente vorziehen, Herr Julius, so haben wir sehr jute essigsaure Tonerde im Hause —"

Er sah den jungen Mann mit lächelnden Augen an, in welchen sich nun überraschend viel Herzlichkeit ausdrückte. Alma, die ihm einen verwirrten Blick zuwandte, fühlte sich völlig niedergeschmettert. Bedrückt und kaum Herrin ihrer Glieder erhob sie sich unter der unruhigen Bewachung ihrer künftigen Schwiegermutter, um der Anweisung nachzukommen. Indessen hörte sie ihren Freund etwas meckernd lachen und in gewisser Selbstzufriedenheit erwidern: „Nein, danke, ich ziehe natürlich Likör vor." Wieder erlebte sie mit dem abwehrenden und zugleich wehrlosen Gefühl einer unbestimmten Furcht die Berührung seiner Hände unter dem Tisch, die kalt und feucht gewesen waren, und die einschüchternde halb ge-

walttätige, halb verführende Entschlossenheit, mit welcher er ihr den Ring an den Finger gesteckt hatte. Dazu sah sie im Geist seine entzündeten Augenränder und den großen Mitesser auf seiner Nase, und vor Enttäuschung war sie nahe daran, eine Szene zu machen und ihm den Ring wieder zuzustellen. Einen Augenblick faßte sie sich blind und taub am Vertiko an, und vorübergehend glaubte sie, sie würde ohnmächtig umfallen. Aber der Schwindel ging vorbei, und sie setzte mit hoffnungslosen grollenden Bewegungen die Likörflasche mit den Gläsern auf das Tablett; für den alten Lippke nahm sie auch das größere Glas. Alles zusammen brachte sie vom plötzlichen Durcheinanderreden der Leute wie von einem Wasserfall umbraust zum Tisch und verteilte es. Als das geschehen war, stand sie einige Augenblicke mit dem leeren Tablett in den Händen ratlos da und konnte sich plötzlich nicht mehr vorstellen, daß sie zu ihrem vorigen Platz zurückkehren werde. Sie tat mit dem Blech einige Schritte nach der Anrichte zu und blieb dort grübelnd stehen. Ihr ehrgeiziges Herz ging matt und lustlos. Ihre Figur überlief ein Zittern der Ausgeliefertheit, und von einer schalen Öde überfallen witterte ihr gesundes Blut wieder die kränkliche Lebensatmosphäre, welcher sie entgegen ging, die von Fleiß geladene und zugleich so fade Luft, die um ihren künftigen Verlobten wehte, die heimliche Gier seiner Mutter auf das „Glück“ ihres Sohnes und ihr gleichzeitiges erregtes Mißtrauen, das sich nur schlecht unter Schüchternheit verbarg, und als ihr noch einmal sein meckerndes Gelächter im Ohr aufklang, bekam sie auch das Gefühl von etwas Unsauberem und armselig Lüsternem. Sein schmaler dünner Schädel mit der kahlen Stirn, der Widerspruch zwischen seiner Körpergröße und seiner kleinlichen Lebensweise, zwischen seinem Wolfsappetit und seinen gezierten Äuße-

rungen — dies ganze blutarme, belesene und betriebsame Dasein erfüllte sie mit einer erzürnten Bangigkeit, so daß sie gar nicht mehr wußte, wie sie es mit dem Menschen eigentlich soweit hatte kommen lassen können. Unwillkürlich blickte sie wieder nach Felgentreu, der unter dem Lärm des Alten, der Sekt reklamierte, die Likörflasche entkorkt hatte und nun die Reihe herum einzugießen begann. „Was ist das jetzt?“ dachte sie unruhig. „Er betreibt deine Verlobung, als ob er dafür bezahlt würde.“ Mit hallendem Gehör vernahm sie seine Gegenwehr, daß dies doch bloß die Vorverlobung sei. Der Vorausblick auf die Hauptfeier und die Erinnerung an die gestrige Unterredung in der Küche mit ihm brachten dann eine solche Gefühlsverwilderung über sie, daß sie plötzlich die Kraft verließ. Die Umsitzenden hörten in dem Lärm der Männer einen blechernen Gegenstand zu Boden fallen; das war das Tablett, das ihren Händen entglitt. Darauf konnte sie sich knapp noch zum Stuhl neben dem Ofen tasten, auf den sie von einer Schwäche überkommen niedersank; es war keine ausgesprochene Ohnmacht, aber eine Kraftverlassenheit, die ihr den Gebrauch aller Glieder nahm und sie hysterisch heulen gemacht hätte, wenn sie eben dazu im Stande gewesen wäre. Leise stöhnend stützte sie den Kopf in die Hände. Wie in einem unseligen Traum hörte sie Felgentreu immer weiter den Alten bekämpfend zum Ergreifen der Gläser und zum Anstoßen auffordern. Alles erklang ihr dünn und unwirklich aus weiter Ferne, und die Vorstellung einer Glückhaftigkeit irgendwo in einem andern Land ging ihr gleichgültig durch den Kopf. Sie wunderte sich sogar kaum, daß er sie vergessen zu haben schien, so abgestorben kam sie sich selber vor. Dagegen vernahm sie nun ihres Verlobten immer etwas antastende und zögernde Stimme:

„Aber Fräulein Alma fehlt doch noch!" Und nach einer Pause bemerkte er leiser: „Dort am Ofen sitzt sie."

„Immerhin einer, der an dich denkt!" ging es ihr müde durch den Kopf. Sie spürte beinahe, wie nun alle nach ihr hinsahen mit Ausnahme von Frau Lippke, in deren Rücken sie saß; diese blickte unbeweglich vor sich hinunter und war knapp so viel anwesend, wie eine von den Nippsachen auf dem Vertiko. Dabei fiel Alma die Stille auf, die Julius Worten folgte, und sie sagte sich: „Du mußt aufblicken und lachen!" Aber sie konnte nicht; nicht einmal sich zu regen vermochte sie. Endlich ließ sich Felgentreu vernehmen.

„Mutter, mit dem Mädchen da ist was!" sagte er mit tief verändertem Klang; sie hörte deutlich den gewaltigen Umschwung, der von einer Sekunde zur andern in ihm vorgegangen war. „Willst du nicht mal nach ihr sehen?"

„Da ist er wieder!" dachte sie wie gefesselt nach seiner freien Kraft witternd und wartete, was weiter geschehen werde. Sie war jetzt ganz ruhig und schwer zum Wegtragen. Im Geist sah sie Meta aufhorchen und mit Emil einen Blick wechseln. Dann hörte sie diese sich vom Sofa rühren und sich erheben. Mit einer ihr selber seltsamen Regung von Eifersucht vernahm sie das leise Rauschen ihrer Kleider auf sie zu, und beinahe ablehnend roch sie den Lavendelduft, der ihnen entströmte. Aber endlich spürte sie doch mit einem gewissen Kindesgefühl die bekannte trocken warme Hand auf ihrer kalten feuchten Stirn und vernahm ihre Stimme tief und mütterlich über sich. Wenn nicht Emil und die andern Personen gewesen wären, so hätte sie sich vielleicht nach Hause gekommen gefühlt, aber wie den Druck eines bösen Zaubers spürte sie den Ring am Finger und die schwere Enttäuschung der Gefangenschaft, die damit ver-

bunden war. Zu antworten vermochte sie nichts. Sie wußte selber, daß sie wieder jenem Zustand verfallen war, der sie früher als Kind manchmal heimgesucht hatte, wenn sie nicht bekam, was sie wollte, oder wenn eine Strafe sie besonders aufreizte. So betrachtete auch Meta die Sache. „Hm," machte sie nachdenkend. „Ich dachte, damit sei sie fertig! — Hol mir mal das grüne Glas mit dem Riechsalz her, Emil," befahl sie dann. „Oder Sie, Herr Julius. Drüben auf der Kommode. Und du unterhalte unsre Gäste weiter. Sonst hat das nichts auf sich. Der Frühling macht ihr zu schaffen. Laßt euch nicht stören —."

Julius sprang auf und kam mit dem Gewünschten herbeigestolpert. Erschreckt stand er dabei und wußte mit sich nichts weiter anzufangen, bis ihn Meta zu seinem Likör zurückschickte. Verwirrt gehorchte er und sah dann wie über irgend etwas zweifelhaft geworden lange nach seiner Mutter. Aber es gelang ihm nicht, ihren Blick auf sich zu ziehen; sie hielt streng an ihrer Nichtanwesenheit fest. Seufzend ging er seinerseits zur Betrachtung seiner Schnurrbartenden über. Klara war wie ein lichter Schatten plötzlich von ihrem Platz auf und zu Alma geflogen; dort kniete sie an ihrer andern Seite und streichelte ihr liebreich zuredend die kalten Hände. Während dann Alma, vom Geruch und dem prickelnden Brennen der Flüssigkeit — Meta rieb ihr auch die Schläfen damit ein — angelockt, ihr Leben langsam wiederkehren fühlte, nahm Felgentreu in einem ganz neuen Ton das Wort.

„Was soll da nun der Frühling schuld sein, Mutter?" hob er heimlich herausfordernd an. „Auch eine Verlobung kann schließlich zu schaffen machen. Ein Wunder ist das ja nich weiter, wenn ein Mädchen, das mit Phantasie und Jefühl begabt ist, sich vor einem so wich-

tigen Lebensschritt erschreckt! Hast du deine Tänze schon vergessen?"

„Fange nur du jetzt keine an!" ermahnte ihn Meta unruhig. „Laß diesen Dingen ihren Lauf."

„Es wird mir schwer fallen!" versetzte er freimütig. „Herrn Julius in allen Ehren, aber was habe ich dir neulich über den Zwang auf die Entschließung von Kindern gesagt?"

Julius wandte ihm erschreckt das Gesicht zu, allein es achtete jetzt niemand auf ihn.

„Habe ich eine Freiheit angetastet?" wehrte sie sich. „Du hast doch die Ringe auch gesehen!"

„Hier sind lauter gesetzlich unabhängige Männer und Frauen," erinnerte er hartnäckig. „Soll ich aussprechen, wie ich jetzt die Verlobung betrachte, oder soll ich es nicht aussprechen?"

„Als Vater betrachtest du sie!" erwiderte sie halb erzürnt und halb furchtbewegt. „Ach, du Mann, ich bitte dich, hüte deine Seele! Du weißt nicht, wo du treibst!"

„Auf die Revolution zu treibe ich! Auf die Freiheit einer freien Seele!" erklärte er sich immer mehr steigernd. „Hast du noch am Ostersonntag jedacht, daß du schon in drei Wochen absolut würdest eine Verlobung abhalten wollen? Und soll die nu im Namen der besorgten Mutterliebe vor sich jehen, oder ist da noch ein Name?"

„Emil, ich bitte dich!" sagte sie nun ganz erschreckt und großäugig. „Schone uns beide! Wir wollen doch gut sein, Mann!" Ein blasses Lachen der noch nicht ausgestandenen Angst ging plötzlich in ihrem Gesicht auf. „Das war nu so'n Ehewirbelwind, Herr Julius!" wandte sie sich mit einem aufmunternden Zunicken an diesen, der darüber in eine neue Betretenheit fiel. „Da können Sie gleich Studien machen. Kommen Sie, holen

Sie sich Ihr Mädchen und führen Sie sie an ihren Platz. Seien Sie mal galant, daß wir Alten uns an unsre eigenen jungen Tage erinnern können." Julius erhob sich wieder gehorsam und näherte sich Almas Platz. „Darf ich bitten?" fragte er mit feierlich gekrümmtem Arm. Sie hing sich noch halb betäubt an, und er führte sie mit still verstörtem Ausdruck zu ihrem Stuhl zurück. „Nehmen Sie sich jetzt überhaupt ein bißchen für sie an," ermahnte Meta noch. „Nach solchen Zuständen ist sie besonders zugänglich; das müssen Sie sich zunutze machen." Darauf wandte sie sich mit einem heimlich beschwörenden Blick noch einmal ihrem Mann zu. „Dem alten Herrn Lippke schenke noch einen Likör ein, Emil!" ordnete sie an. „Der sieht ja ganz strapaziert aus. Und vergiß auch dich nich." Offenherzig lachend wandte sie sich an alle, indem sie mit einer Bewegung, die an Alma erinnerte, sich das Haar aus den Schläfen strich. „Aber ich hab gleich gesagt, wie ich den zweiten Kuchen sah: ‚Er ist auf einer Seite zu braun; daß er uns man nicht das Gleichgewicht stört!' Gott sei Dank, er ist ratzekahl aufgegessen. — Haben Sie eigentlich Ihre Gartenlaube immer noch, Frau Lippke?" fragte sie dann absichtsvoll plaudernd, indem sie wieder neben dieser Platz nahm. „Das wird doch langsam eine Parkanlage werden nach so vielen Jahren Pflege. Der junge Herr arbeitet wohl auch manchmal draußen? Das sollten Sie, Herr Julius. Viel zu viel sitzen Sie in der Stube. Lieber sollten Sie noch ein Stück dazu pachten. Das ist gesunde Arbeit und zugleich Erholung. Im Grund sind Sie doch ein ganz starker Mensch, das kann man sehen."

„Das hält mein Herz nicht mehr aus!" zweifelte Julius kopfschüttelnd.

„Nanu, wird schon!" tröstete sie mütterlich. „Sie sind auch ein kleiner Hypochonder. Das wird Ihnen die

Frau austreiben. Bei Felgentreu war das ebenso; der hatte es mehr so innerlich — wollte ein freier Pennbruder werden oder Viehhirt in Australien. Das geben gerade die besten Ehemänner. — Sagen Sie mal, Sie oller Bullenbeißer," wandte sie sich dann plötzlich an den Alten. „Sie erzählen uns ja auch, wozu Sie Lust haben. Ängstigen die Leute mit Ihren aufrührerischen Reden. Sie müßten während der ersten wirklich kalten Nacht total erfroren sein in Ihrem Bremserhäuschen bei dem Stillsitzen. Werden eben Heizung gehabt haben! So dumm sind wir Weiber schließlich auch nicht!"

„Den Deibel wer'n wir Heizung jehatt ham!" knurrte der Alte paffend und, wie es schien, höchst übellaunig. „Zeitungen ham wa mitjenomm, un jede Viertelstunde ham wa eene anjestochen und denn so brennend in Kreise jeschwungen. War det Jejenteil von Zentralheizung, nämlich Kreisheizung. Patentiertet Vafahren!"

„Das hat er schon so oft erzählt," wandte sich Julius mit einer gewissen Erbitterung an Alma. Auch er war nun aus dem Gleichgewicht und suchte wieder Stellung zu nehmen. „Und so oft sagte ich ihm schon, daß das bloß auf Einbildung beruht. Ich habe sogar selber das Experiment gemacht. Was denken Sie, wieviel höher das Quecksilber stieg? Keinen viertels Grad. Und dafür haben diese Bremser immer den ganzen Zug in Gefahr gebracht."

Alma machte einen Versuch, auf ihn einzugehen, aber plötzlich liefen ihr Tränen des hülflosen Zornes übers Gesicht, und betreten verstummte er wieder. Es trat eine neue Stille ein, durch die bloß das erboste Rasseln von Lippkes beinahe leergerauchter Pfeife klang. Plötzlich erhob sich Frau Lippke.

„Wir müssen auch nach Hause!" erklärte sie hastig und tastete mit den dünnen Händen an ihrem Kleid und

dann am Kapothut herum. „Komm, steh auf, Anton!" forderte sie ihren Mann auf. „Es ist nicht fein, so lange zu bleiben beim ersten Besuch. Und du auch, Klara. Und du, Julius. Verabschiedet euch. Vergeßt nicht, euch zu bedanken —!"

„Aber was fällt Ihnen ein, Frau Lippke!" rief Meta zwar erschreckt, doch vollkommen unnachgiebig und faßte sie an der Hand. „Ich denke, wir wollen nu Verlobung feiern."

„Nee, nee, aus der Feier wird ja doch nichts!" erwiderte die kleine verhärmte Frau hastig abwinkend. Und mit einem eingeschüchterten Lächeln, um den rauhen Ton wieder zu versöhnen, setzte sie wie um Entschuldigung bittend hinzu: „Wir — nich wahr. — Nun gut, gut —! Ach Gott, das Glück für meinen Sohn —! Niemand trifft ein Vorwurf. Ich kann das ja begreifen. Schönen Dank für alle Liebenswürdigkeit." Sie hatte Tränen in den Augen, und ihre Mundwinkel zuckten verdächtig. „Kommt, Vater, Julius, Klara. Adieu, Herr Felgentreu! Es war uns eine Ehre. Adieu, Fräulein Alma. Wünsche baldige Erholung —!"

Es war nun ein unheimliches Wesen in das sonst so verborgen lebende kleine Weib gefahren, so daß alle sie verdutzt ansahen, und ihre Familienmitglieder erkannten sie kaum wieder. Der alte Lippke blinzelte geduckt und aufgebracht in das gelöste Spiel ihrer Bewegungen. Ihre Wangen waren übernatürlich gerötet. Ihre Augen loderten in einem Feuer, von welchem Klara unwillkürlich für sie fürchtete. Julius stand unschlüssig da und fühlte, wie eine allgemeine, fade schmeckende Trauer sich in ihm ausbreitete; eine ähnliche Geschmacksempfindung hatte er einmal gehabt, als er mit Wasserstoff gurgeln mußte. Frau Felgentreu aber hielt Frau Lippke fest bei der Hand und suchte sie auf ihren Platz

zurückzuziehen; der Kampf zwischen den beiden Frauen füllte die nächsten Minuten ganz aus.

„Das ist doch kein Plan, Frau Lippke!“ suchte sie ihr, selber ergriffen, klar zu machen. „Niemand ist dagegen. Emil, nimm dein Glas und halte einen Spruch, damit Gott uns allen gnädig ist!“

„Nee, nee, nee!“ rief Frau Lippke und riß sich mit einem Ruck los, bei dem ihr grüner Chiffonärmel in Stücke ging. „Man sieht doch! Na also! Der Ärmel ist nu auch kaput; das hätte nicht sein müssen. Man hätte im Guten scheiden können. Erst will man mir den Hut herunterreißen —!“

Es schien beinahe eine gewisse Befriedigung über alle diese Schrecklichkeiten aus ihr zu sprechen, und man hätte den Eindruck gewinnen können, daß sie heimlich erleichtert nun erst recht zum Gehen trieb. Aber dann stieß ihr flatternder Blick auf ihren Sohn, den sie so bestürzt anstarrte, als ob es ihr eine unsäglich schmerzliche Überraschung sei, ihn unter solchen kummervollen Verhältnissen wiederzufinden. Ganz ratlos begann sie auf der Stelle zu trippeln und das Taschentuch in den Fingern zu knäueln, während ihr Blick wie ein Lämpchen erlosch und plötzlich ein Schuldbewußtsein in ihren Zügen erschien, das ihnen einen hilfsbedürftigen Ausdruck verlieh.

„Mann, laß sie so nicht gehn!“ beschwor Meta leise und bleich vor Leidenschaftlichkeit. „Vergiß nicht, daß wir alle sterblich sind!“ Sie hatte sich ganz hineingedacht in die schwere Enttäuschung, die ein solcher Ausgang für die Lippkeleute bedeuten mußte, so daß sie zunächst alles vergaß, was ihr persönlich daraus drohte. Das fühlten auch die andern, aber es vermehrte neben der Achtung, die man ihr dafür entgegen brachte, nur die allgemeine Betroffenheit.

„Augenblicklich fühle ich mich nicht sterblich!“ erklärte nun Emil ruhig und voll warmen Lebens. Alle sahen ihn an und fanden, daß er die Wahrheit sprach. Es war ungemein viel Glanz in seinen Augen, und als er nun aufstand und aus seinem Sofaplatz heraus trat, schien er um eine Handbreite gewachsen zu sein. „Was beschwörst du mich, Mutter? Frau Lippke hab ick keine andern Worte jejeben als jute, und ick werde ihr noch viele jeben. Sie ist doch meine heimliche Jeliebte!“ scherzte er brüderlich. „Na also. Ick kenne sie viel länger als dich und hab ihr noch keinen Ärmel zerrissen aus Eigensinn. Wahr oder nicht, Frau Stinchen? Wir zwei werden jetzt miteinander zu Ihnen nach Hause jehn, mögen die andern denken, was sie wollen. Und mit Anton — das sage ick dir jleich, Metaken — jehe ick morjen abend sumpfen. Der hat doch morjen seinen Jeburtstag. So stehen die Dinge. — Sag mal, Mutter, bedenkst du auch det vom Planetensystem? Da ist die allmächtije Sonne und hält die unruhigen Trabanten durch ihre wunderbare Anziehung. Die haben den Trieb, immer fortzulaufen, aber infolge der unüberwindlichen Anziehung laufen sie statt dessen im Kreis um die Sonne herum. Mußt dein Herz fassen, Meta; an dir hängt das System.“ Er trat ihr mit innigbewegtem Freimut gegenüber. „Fürchtest du dich denn, Metaken?“ fragte er sie freundlich. „Nee, nicht wahr! Du wirst uns ja doch alle überleben.“

Liebkosend strich er ihr mit der Hand über das Haar, in dem noch kaum ein grauer Faden sich zeigte. Einen Moment sah er ihr tief und gläubig in die bewegten Augen, in die nun zögernd ein Schein von Vertrauen zurückkehrte. Frau Lippke beobachtete diese eheliche Szene unruhig mit einem geheim verlangenden Licht tief in den Pupillen, das aber allen entging, da jetzt niemand auf

sie aufmerkte. Nachher blickte sich Emil nach Alma um, die unter dieser Wendung zu erschrecken schien und scheu zur Seite sah. Einen Moment schien es, als ob er auch sie ansprechen wolle, aber dann begriff er, daß sie jetzt um Schonung bat, schloß den schon halbgeöffneten Mund, räusperte sich unschlüssig und legte dann in einer Art von freundschaftlicher Aufwallung Julius die Hand auf die Schulter. „Auch das dort ist so'n Planet!" bemerkte er lächelnd zu ihm mit Beziehung auf das Mädchen. „Ihren Ring haben Sie ihr schon umjelegt. Sie wissen doch: der Saturn mit dem Ring? Det wäre dann die Saturna. Kommen Sie, aufjeschoben ist nich aufjehoben." Aber Julius leistete ihm mit neugestärkter Hoffnung Widerstand, bis er sich ordnungsmäßig beurlaubt hatte. Es gab plötzlich ein neues Stimmengewirr. Während der Alte sich mit wenigen mürrischen Worten ohne alle Lobeserhebung von Meta verabschiedete, und diese baldiges Wiedersehen in Aussicht stellte, fing Felgentreu wieder mit Klara an, und nahm Julius die Gelegenheit wahr, sich Alma zu nähern. „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" sagte er mit Emils Worten bedeutend zu ihr. „Ich schicke Ihnen noch heute abend durch unsern Boten ein Frühlingsmittel. Ausgezeichnet in der Wirkung. Wird sehr gerne genommen." Ernst trat er von ihr zurück, machte noch einen kurzen Bückling und wandte sich zu Meta, die ihm ebenfalls die Hoffnung auf baldiges Wiedersehn aussprach. Nach einer kurzen Unschlüssigkeit ging dann Frau Lippke auch ihrerseits zu Alma, die verdüstert etwas seitab stand, um ihr gleichfalls auf Wiedersehn zu sagen, schien jedoch sehr froh zu sein, als sie das erledigt hatte, und lief schnell ihrem Mann nach, der sich davonschob, ohne sich noch einmal um Alma zu kümmern. Nachher umarmte Klara, die sich mit Felgentreu beinahe verschwatzt und

den Anschluß an die Ihren versäumt hatte, rasch und heftig die Freundin, versicherte sich, daß sie auch wirklich morgen zum Kaffee komme, verabschiedete sich dankend von Meta und war schon draußen. Im Vorplatz traf sie Felgentreu dabei, ihre Mutter umständlich mit Mantel und Schirm zu bedienen, und diese fand sie darüber etwas geniert, aber doch nicht von erkenntlichen Empfindungen ganz unberührt. „Eigentlich müßte mir Anton helfen — oder Julius!“ sagte sie zwar in mißbilligendem Ton, doch schien sie nicht untröstlich, daß es nun gerade der stattliche Felgentreu war. „Na, auf Wiedersehn, Metaken!“ rief Emil noch seiner Frau zu. Diese wohnte vor der offenen Tür der Stube mit zufriedenerem Blick dem Abzug bei; noch vor einer Viertelstunde hatte sie nicht auf diesen harmonischen Ausklang gehofft. „Kommt gut nach Hause!“ sagte sie nickend zu allen. „Auf Wiedersehn!“ Endlich ging die Gesellschaft trampelnd ab. In der Wohnungstür wandten sich die Kinder und dann auch Stine noch einmal grüßend nach Meta zurück. Anton kümmerte sich auch um sie nicht mehr. Felgentreu übernahm die Führung der kleinen Frau, wie er es in Aussicht gestellt hatte. Alle waren nun lebhaft angeregt und scharten sich auf der Straße dicht zu einem Trupp zusammen. Emil begann gleich völlig bei der Sache ein Gespräch über einen politischen Tagesvorgang, und bei allem hatte er die bestimmte Empfindung: „Für heute ist der Sturm nochmal beschworen!“ Er legte im weitern auch dem Alten die Hand auf die Schulter und nannte ihn Schwager und Bräutigamsvater, so daß der unversehends ins Schlittern kam und plötzlich mit lauter rechthaberischer Stimme wieder von seiner Bremserlaufbahn irgend etwas ihm wichtig scheinendes zu berichten begann. Die Anrede hatte zweifellos sein gesunkenes Selbstvertrauen geho-

ben und ihn wieder in den Sattel gesetzt. So borstig und egoistisch er sonst durchs Leben ging und seine Ehe gehandhabt hatte, so widerstandsunfähig war er im Grund gegenüber moralischen Anfechtungen, und wenn seine Frau nur ein bißchen stärker gewesen wäre, so hätte seine Ehe ein anderes Bild gezeigt. Er selber war vielleicht nur zu schwach, um die Schwäche seiner Frau nicht zu mißbrauchen, und hatte infolge dieser Nachgiebigkeit sein Charakterbild und den ganzen Lebensplan bis zu einem gewissen Grad entstellt, der ihm selber nicht immer bekam. Aber man kann viele Männer untersuchen, bis man einen findet, der in diesem Fall Stich hält.

Indem vernahm die Gesellschaft Drehorgelmusik, und als sie noch etwas weiterging, kam sie zu einem Karussell, das sich da auf einem freien Platz aufgestellt hatte. Der Regen war vorbei, und die Wetterpause hatte der Besitzer gleich benutzt, um die Vorhänge vor seinen Pferden und Karossen beiseite zu ziehen und die Orgel in Betrieb zu setzen. Der Erfolg war ganz für ihn. Nachdem das Wetter die Menschen den ganzen Tag in den Häusern gehalten hatte, wollten sie jetzt noch etwas sehen und hören; so hatte das Karussell großen Zuspruch.

Auch Felgentreu, als er die bei allen harmlosen Menschen so beliebte Anstalt erblickte, fühlte sich davon angezogen.

„Kinder!" rief er unternehmungslustig. „Wie wäre det mit einem Ritt durch das abendliche Land? Da wir doch mal so hübsch beisammen sind!"

Klara war sofort dafür. Ihre Mutter verschwand aus der Wahrnehmbarkeit. Julius lächelte ernst und nachsichtig. Der Alte, der sich in seinem Fluß gestört sah, brummte ärgerlich.

„Wer'n woll noch den blödsinnijen Klimbim mitmachen. Kannst dir alleene droben amesieren!"

Aber das war nicht Emils Meinung.

„Bleib weg, wenn deine Würde verletzt wird!" lachte er. „Wer noch Jugend und Liebe in den Knochen fühlt, folgt mir. Kommen Sie, Stinchen, wir riskieren uns wie in alten Zeiten!"

Der Alte spuckte aus.

„Du bleibst unten!" sagte er kurz. „Den Unsinn gestatte ick nich!"

Eine gewisse Verlegenheit entstand.

„Wenn sie doch aber gerne mag!" rief dann Klara, welcher Emils Anwesenheit Mut machte. „Was ist denn da dabei, Vater?"

Er schielte an ihr vorbei.

„Eene naseweise Fratze is dabei!" versetzte er übellaunig. „Kümmere dir um deine Dinge!"

Sie lachte ein bißchen eingeschüchtert.

„Das werde ich auch tun!" erklärte sie dann mit einem heimlich auffordernden Blick nach Felgentreu. „Ich jedenfalls fahre!"

Sie tat einen lebhaft verlangenden Schritt auf das Karussell zu in der Erwartung, daß Felgentreu ihr folgen werde, was aber nicht geschah. Fragend blieb sie stehen.

„Doch du fährst nich!" bestimmte nun der Alte, an dessen Mundwinkeln zwei verbissene und etwas höhnische Linien erschienen. „Hier ha vorläufig noch ick zu sagen!"

Es war nun allen klar, daß das auf Felgentreu ging, und die Kinder sahen unwillkürlich nach ihm — Klara unruhig, Julius objektiv würdigend. In diese Pause hinein erklang plötzlich Frau Lippkes Stimme.

„Immer muß er befehlen!" klagte sie vor sich hin. „Kann er einen nicht mal lassen?"

Sie stand immer noch da mit der Hand auf Felgentreus Arm, und ihm war, als zitterte diese leise oder sei sonst eine geheime Regung in sie gekommen. Ihm ging ihr Ton rührend und verloren übers Herz, und bevor Klara, die wieder die Lippen zum Widerspruch öffnete, dazu kam, sich noch einmal auszusetzen, sagte er ganz einfach:

„Na also, Anton. Eifersucht, das ist nicht. Bist mal überstimmt! — Rin ins Verjnüjen!" rief er dann und setzte sich mit ihr in Gang.

Mit einem Streifblick bemerkte er, wie sich bereits die Lichter und Farben des Karussellchens als Lebenshunger in den Augen der kleinen unterdrückten Frau spiegelten, und seinem Vormarsch gab sie so begierig, ja beinahe besinnungslos statt, daß er ordentlich eine Zärtlichkeitswallung für ihre unterdrückte Jugend empfand und unwillkürlich ihre Hand ein bißchen fester unter den Arm preßte. Klara blieb etwas betrübt zurück, da er gar nicht mehr an sie dachte, aber sie tröstete und erbaute sich schnell am ungewohnten jugendlichen Schimmer im Blick der Mutter, während sie droben unter Emils galanter Beihilfe in einer Karosse Platz nahm — das Pferdchen war ihr doch zu halsbrecherisch — und dann losfuhr. Felgentreu saß ritterlich neben ihr auf dem Begleitpferd und fing bald an, die Melodie der Drehorgel mitzusingen: „Das ist die Liebe so ganz allein! Sie drückt sich tief ins Herz hinein!" Bei der zweiten Rundfahrt sang er: „Schön ist die Jugend; sie kommt nicht mehr. Sie kommt ja nimmermehr! Sie kommt nicht wieder! Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!" In kurzer Zeit hatte er großes Publikum, und Stine wußte bald nicht mehr, wohin sie sehen sollte vor Verlegenheit und Glück, einen solchen Kavalier zu haben. Einmal nickte sie erregt ihrer Tochter zu. Dem Sohn wich sie scheu aus,

da sie dessen Billigung nicht voraussetzte. Den Alten sah sie überhaupt nicht; auch sie hatte ihre Tücken. Ihr Vergnügen wurde nur durch den Frost beeinträchtigt, den sie erlitt. Es wehte nach dem Regentag eine ziemlich rauhe Brise, und sie war bloß leicht angezogen. Als sie endlich herunterstieg, sah sie ein bißchen blaugefroren aus und schauderte heimlich zusammen, aber sie bemühte sich, nichts merken zu lassen. Übrigens verließ sie plötzlich Felgentreu in der etwas wunderlichen kurzen Art, die sie manchmal hatte, und verfügte sich demütig zu ihrem Mann, der sie wider alles Erwarten ruhig empfing.

„Na, hast dir nu jenug getan?“ knurrte er, um sich das Ansehen zu erhalten. „Ick dachte, du willst mir in die Welt davonfahren.“

Sie hörte einen gewissen unsicheren brüchigen Klang in seiner Stimme, der ihr stets anzeigte, daß eine Ehemannslaune unterwegs war, und sie schwand noch um einen Schein mehr weg, so daß sie bloß noch ihm sichtbar blieb und auch dies zu ihrer schnell über sie hereinbrechenden Ratlosigkeit. Er hatte sie seit langer Zeit zum erstenmal in einer ungewohnten Umgebung am dritten Ort gesehen. Zwischen allem Flitter und in der vornehmen Fassung einer Karosse hatte sie auf seine naturrohen Sinne unerwartet einen Eindruck gemacht. Ohnehin blieben ihm Erregungen zu vertun, die ihm die heimliche Reibung an Almas Reizen und der Aufenthalt in der Felgentreuschen Liebesatmosphäre verursacht hatten. Den Rest tat dazu die Eifersucht gegen Felgentreu. Unmißverständlich belegte er fortan seine Frau wieder mit Beschlag, und als eine Art von Beute seiner Männlichkeit schleppte er sie sozusagen nach Hause in seine Höhle. Aber sie wurde ihren Frost diesen Abend nicht mehr los, ja es schien, als ob er sich von ihrem

Körper auch auf die Seele übertrüge, und Lippke fing noch vor Beschluß des Tages an, auf den verrückten Unsinn mit dem Karussell zu schimpfen.

Da war aber Felgentreu nicht mehr anwesend. Für die Mutter hatte er sich, als er so unerwartet versetzt wurde, zunächst an die Tochter gehalten, die er erst jetzt wieder entdeckte. „Aber armes Kindeken, bist denn nicht mitgefahren?" rief er betreten. „Nu sieh mal an! Aber warte, dafür sollst du entschädigt werden! Jetzt machen wir ein Paar. Und das Karussell behältst du auch zu gut!" Etwas unruhig das Elternpaar vor ihm beobachtend, entfaltete er dann alle Vorzüge seiner Unterhaltungskunst, zog später auch Julius ins Gespräch, der ganz von ihm eingenommen wurde, und unter allem fühlte er immer ernster den tiefen und abgründigen Unterschied zwischen der Lippkeschen und der Felgentreuschen Lebensstimmung. Das verschlug ihm zeitenweise beinahe den Atem, und ein frommes Mitgefühl erfüllte ihn für alle die Leute. Noch nie auch hatte er den großen Vorzug, den er durch die Kameradschaft einer Frau wie Meta genoß, so stark und gesund empfunden wie diesen Abend nach Überwindung eines kritischen Nachmittags und im Besitz eines brauchbaren Abkommens für die nächste Zeit, in welchem er alle Teilnehmer vorläufig geborgen sah — sich eingeschlossen. Nachher, als er allein und ledig in einer Destille hinter einem Gläschen Likör saß, philosophierte er noch allerlei und fühlte sich so als freies Herz unter freien Herzen, daß er gar nicht die Rolle bemerkte, in welcher er morgen Alma erscheinen mußte, wenn er, wozu alle Aussicht bestand, nach so viel großen Worten die Nacht tugendhaft und bescheiden bei seiner Frau schlief. Aber dieser schwache Punkt fiel ihm, wie gesagt, nicht einmal auf; er kam darüber weg, wie der Reiter über den Bodensee.

VII.

Leid bringt die Menschen auseinander, Schreck bringt sie einander näher. Im Schreck sind wir uns alle irgendwie gleich, mit einem Leid zieht sich jedes in sich selber zurück, sondert sich ab und hat Neigung, sich vornehmer und achtungsberechtigter vorzukommen als der andere. Als die Kaffeegesellschaft mit Felgentreu das Haus verlassen hatte, blieben Meta und Alma mit ihrem erlebten Schreck zurück. Die Frau war zunächst froh, daß sie sich etwas zu schaffen machen konnte; sie räumte den Tisch ab, wusch das Geschirr und brachte alles an seinen Platz. Gleichzeitig machte sie auch in sich selber wieder etwas Ordnung, und sie war so voller Gedanken und versunkener Geschäftigkeit, daß ihr nicht einmal das unerhörte Verhalten Almas während derselben auffiel, geschweige daß sie dazu kam, es zu rügen. Alma saß grübelnd auf einem Stuhl und dachte nicht von weitem daran, daß sie ebenfalls häusliche Pflichten zu erfüllen habe. Höchst unnützerweise befaßte sie sich damit, eine Serviette zusammenzulegen und wieder auseinanderzufalten, und das tat sie so lange, bis Meta insoweit fertig war und ihr auch noch das Tuch aus den Händen nahm, um es ebenfalls an seinen Ort zu bringen. Aber da lag schon wieder die alte Ruhe in ihrem Gesicht, und als sie sich auf ihren Platz am Fenster setzte, tat sie es, um die Zeitung des Abends in die Hände zu nehmen. Leerlaufende und vertrauerte Stunden hatte sie noch nie zugelassen.

„Na, wie wär's, wenn du wieder mal ein Klexchen an meinem Stuhlbezug weiter sticktest?“ meinte sie, indem sie selber eine Handarbeit vornahm. „Oder soll ich den zu meinem nächsten Geburtstag nochmal geschenkt kriegen und das ganze Jahr noch auf dem ollen Ding da herumrutschen?“

Die Vernunft dieses Vorschlages leuchtete auch Alma ein; sie erhob sich, um das Werk aus ihrem Zimmer herbeizuholen. Es war eine Wollstickerei mit roten Rosen, Stiefmütterchen und Laubgewind, die für Metas Arbeitsstuhl bestimmt war, und über die sich schon allerlei Spott der damit „beschenkten“ Frau ergossen hatte.

„Nu mach mal, daß die Herrlichkeit fertig wird,“ ermahnte sie nun. „Ich fange mich an zu schämen mit dem abgeschubberten Wolf. Das sieht so aus, als ob ich nichts täte, als am Fenster sitzen. Ich will dir was sagen: bist du zum Ersten damit zustande gekommen, so bekommst du einen freien Nachmittag und ein anständiges Taschengeld dazu, damit du wieder mal mit Klara losziehn kannst. Verdient hat sie 's zwar nicht um dich; wie sollen wir nun dein Kleid anfangen ohne das Schnittmuster?“

„Frau Kallmorgen wird uns ihr Muster leihen,“ vermutete Alma mit einem leichten Seufzer; weshalb diese Aussicht sie so traurig stimmte, ging nicht aus dem Sachverhalt hervor.

„Eine nette Ordnung!“ spottete Meta. „Die eigenen Muster läßt man in der Welt herumfahren und pumpt fremde. Wozu sind wir da eigentlich abonniert?“

Das wußte auch Alma nicht. Inzwischen begann Meta den Feldzugsplan für die Schneiderei zu entwerfen. Das Muster hatte sie so scharf im Kopf, daß sie gut und gern das ganze Kleid aus freier Hand hätte zuschneiden können. Sie hatte auch schon die nach ihrer Meinung wünschbaren Abänderungen daran angebracht. Im ganzen war es ihr zu modern, zu schnittig und hoffärtig, und die Änderungen zielten also auf größere Einfachheit und Strenge. Eine ganze Weile zielte sie damit allein, ohne daß Alma etwas Bei- oder Mißfälliges dazu äußerte, aber allmählich begann sie sich selber zu über-

treiben, um das Mädchen zu reizen und herauszulocken, bis es endlich in ein halb beunruhigtes, halb belustigtes Gelächter ausbrach.

„Aber Tante!“ rief Alma sie zur Ordnung. „Es soll doch kein Kleid für dich werden! Das würde schön aussehen! Wir wollen schon lieber beim Muster bleiben!“

„Muster! Als ob du Muster hättest! Und wenn schon! Willst du denn als lebendige Modepuppe herumlaufen?“

„Ich werde schon als was anderes herumlaufen,“ vermutete das Mädchen sich wieder verdüsternd. „Ich will aussehen wie die andern.“

„Na, dafür wirst du aber noch viel zu kämpfen haben!“ sah Meta voraus. „Dies Jahr halte ich es schon für besser, daß du nicht aussiehst wie die andern.“

„Voriges Jahr hast du's auch für besser gehalten und vorvoriges Jahr.“

„Ja, wenn die Moden so sind, daß einem schwindlig wird, wenn man euch ansieht.“

„Von Schwindel hast du mir nie was gesagt und hast mich doch oft angesehen.“

„Weil ich dich vor dem Ärgsten bewahrt habe, Mädchen.“

„Geblümter Seidensatin ist aber dies Jahr nicht das Ärgste, und für das Muster ist er vorgeschrieben.“

„So? Ist er das? Dann werden wir am Ende ein anderes Muster vornehmen müssen. Oder wie wär's mit einem guten Kattun?“

„Der Seidensatin kostet jetzt bei der engen Mode nicht mehr als früher ein guter Kattun bei der weiten.“

„Und wenn wieder weite kommt, bleiben wir bei Seidensatin!“ lief ihr Meta den Weg ab. „Nee Kinder!“ rief sie aus. „Was ihr nachgerade gescheit seid! Und eng willst du also auch tragen?“

„Ich kann doch nicht weit gehen, wenn alle eng gehen."

„Aha. Man gut, daß ich das weiß! Ich dachte schon, ich sitze alleine mit meinem Entsetzen. Geh ruhig weit, mein Kind, wenn eng im Grund nicht nach deinem Gusto ist."

Alma druckste ein bißchen. Endlich gestand sie lachend: „Es ist aber nach meinem Gusto."

Meta streifte sie mit einem Blick.

„Hat sich am Ende auch dein Julius dafür erklärt?" fragte sie.

„Ach der!" sagte Alma und zog wieder die Brauen zusammen. „Er spricht dagegen, aber heimlich guckt er nach allen, die eng tragen. Und der Alte macht's gerade so. — Das wird wohl überhaupt so männlich sein," vermutete sie und beugte sich tiefer über ihre Arbeit.

„Manche sagen's," belustigte sich Meta ein bißchen. Ernster fuhr sie fort: „Willst du was wissen, Alma? Felgentreu hat mich erzogen; mach's auch so mit deinem Julius. Ein bißchen verheuchelt war ich ebenfalls, als ich zu ihm kam. Er hat's Gottseidank gar nicht gemerkt, und ich hab mich immer gewaltig in acht genommen. Sieh mal, da gibt es so ausgesetzte Posten, wo man nicht immer hinsieht, und dort braucht man eben den andern. — Ja, es ist damals viel geredet worden, als ich mit fünfunddreißig Jahren noch einen jüngern Mann heiratete," begann sie sich dann angeregt zu erinnern. „Aber ich wußte wohl, was ich tat. Ein Wagnis war's für beide Teile — nun, wir haben's in Gottes Namen unternommen. Jetzt leben wir schon in Liebe und Freundschaft zehn Jahre miteinander, haben einander achten gelernt und sind uns in allen Lebenslagen treu geblieben. Und wo eins nu mal einen andern Geist hat, da läßt das andere ihn gewähren. Na, siehst

ja, wie wir's treiben. Manches gelingt, manches geht schief. Das ist das Leben. Hast deinen Julius auch schon aus diesem Gesichtswinkel betrachtet? Hm?"

„Ich — weiß nicht. Vielleicht," sagte Alma plötzlich schüchtern werdend. „Ich kenne ja noch fast nichts von ihm!" Ihr wurde mit einer beinahe feierlichen Regung klar, wie diese starke, selbstbewußte Frau in ihrem Mann lebte und webte, und unwillkürlich sah sie sich nach Mitteln um, wie auch sie ihrem künftigen Gatten etwas bedeuten und ihren Platz neben ihm ausfüllen könne wenn auch auf andere Weise, denn sie hatte nicht das Zeug zur halben Heiligen. Ihr schien die Ehe zunächst lediglich ein Sinnenerlebnis, und dann war sie ihr noch eine wirtschaftliche Tüchtigkeitsfrage — für den Mann in seinem Geschäft und die Frau in ihrem Haushalt, damit man vorwärts kam; aber auch darin, meinte sie, könne man etwas Anständiges leisten. Eine gewisse Ernüchterung drohte ihr freilich mit unbestimmter Gräue aus diesem Idealbild und ließ sie darüber nicht zur Begeisterung kommen. Inzwischen sprach Meta weiter.

„Natürlich kennst du noch zu wenig von ihm," stimmte sie bei, während sie das Mädchen wie suchend und mit geheimer Prüfung betrachtete; die Arbeit hatte sie ganz sinken lassen. „Aber eins ist schon zu sehen: er hängt mit Leib und Seele an dir, soweit er überhaupt an jemand hängen kann. Da ist viel Verkümmertes in dem Menschen, das du aufwecken kannst. Fleißig und strebsam ist er und dazu nüchtern und häuslich. Nun, in gewissen Dingen sind sie alle ein bißchen merkwürdig. Sie haben das schwerer gehabt. Der Arme ist mißtrauisch, oder er muß ein Döskopp sein. Das hast du in diesem Haus immer gehört, daß die Versöhnung der Menschen nicht der Politik übertragen werden kann. Wenn wir alles auf die Parteien schieben, und es geht

sonst jeder seinem Gewinn nach oder bleibt bei seinem Vorurteil, dabei werden einmal arge Dinge herauskommen. Die Liebe, die Sorgfalt für den andern, die Demut und Verehrung — na, will dir keine Predigt halten. Daß wir bisher über deine Zukunft noch nicht gesprochen haben, das macht, weil ich die Leute noch nicht kannte. Jetzt sag ich das: sei bestimmt und treu, und ich werde für deine Aussteuer sorgen, daß du dich sehen lassen kannst. Einen Zuschuß sollt ihr auch haben, damit ihr nicht so knifflich anfangen müßt; für dich ist das doch nichts, würdest dich nicht frei und wohl dabei fühlen. Nach Felgentreu sollt ihr meine Erben sein, und für eine Apotheke, wenn's mal soweit ist, wird sich wohl auch Rat schaffen lassen. So, nu weißt du, was ich denke und wie ich's meine. Ich habe bloß die Bedingung zu machen, daß du mein Vertrauen nicht enttäuschst. Gott mit dir, Mädchen!"

Nachdem sie das ausgeführt hatte, wurde ihr leichter. Ihr Blick belebte sich und hellte sich auf, und nach der ernsten Seite der Mütterlichkeit zeigte sie dem Mädchen auch die herzliche und zarte. Von dem in Aussicht stehenden Kleid kam sie auf die Aussteuer zu sprechen, erzählte ihr, wie sie alles gehabt hatte, und hörte nebenher ihrer Pflegetochter die Wünsche ab. Diese kamen zuerst scheu und zögernd, da Alma noch mit dem Eindruck kämpfte, den ihr der vorige schwere Ernst und eine gewisse Bewegung hinterlassen hatten, die sie aus Metas Worten deutlich spürte. Erst allmählich wurde ihr wieder etwas freier ums Herz; schließlich war in guter Vertraulichkeit die Rede von Tischzeug und Bettwäsche, Hemdchen und andern Dingen, von deren Schnitt und was für Spitzen sein sollten, der Kücheneinrichtung, von Möbeln und Vorhängen, und alles in allem hatte sie dies eigenartige und feste Frauenwesen, das an

ihr Mutterstelle vertrat, noch nie so offen und zugänglich erlebt, so daß sie durch ganze Zeiten von einem wahren Gefühl der Verehrung ergriffen ihr gegenüber wieder Kind wurde und fast vollkommen die anspruchsvolle junge Dame vergaß, die sie sonst in der letzten Zeit hervorkehrte. Zuletzt begann Meta aus ihrer Brautzeit zu erzählen und von dem Ereignis, das sie mit Felgentreu „den ersten Liebesblick" nannte.

„Mein Vater, der war doch noch selbständiger Berliner Töpfermeister!" erklärte sie nicht ohne Stolz. „Damals lebten noch einige von der alten Handwerkergarde; die sind nu schon beinahe ganz ausgestorben. Er setzte auch Öfen — weißt du, von den großen herrschaftlichen Öfen im Westen mit Giebeln und Terrassen und Figuren. Die Entwürfe dazu machte er meistens selber, und alle sagten, daß es schönere Öfen als seine nicht gab, nicht vorher und erst recht nicht nachher. Am liebsten machte er aber Geschirr, und darauf war er eigentlich ganz versessen. Es hatte ihn auch berühmt gemacht. Keiner hatte so schöne und kurzweilige Milchkannen und Kaffeetöppe wie er. Seine Tassen die waren sinnvoll und schön in der Farbe — na, bei uns hängen und stehen ja noch genug; zum Glück hast du mir noch nich alle zerteppert. Später kam dann ja immer mehr der Fabrikkram auf, an dem keine Kunst und keine Liebe ist. Das hat sein Alter etwas getrübt, aber sonst ist er ein fröhlicher und aufrechter Mann gewesen. Ich habe in seinem Laden verkauft von meinem fünfzehnten Jahr bis zu meinem fünfunddreißigsten. Und da muß ich sagen: am liebsten verkaufte ich auch seine Sachen, an denen sein Gemüt hing. Die im Reich draußen wissen ja gar nich, wieviel Gemüt so ein echter Berliner hat. Die hören bloß sein Mundwerk, und da er nicht mit seinen Empfindungen hausieren geht, so denken sie, es ist alles. Auch

die Leute, die in den Laden kamen, schätzte ich danach ein, ob sie nach s e i n e n Sachen griffen oder nach dem Fabrikkram fragten. Na schön. Da kommt eines Tages so'n Lulatsch vort dreißig Jahren, ganz blond mit lockigem Haar un so einem fussligen Revolutionsbart um den Mund. Der Mund der ist rot und hübsch geschwungen, noch wie bei einem Knaben. Und die Augen die sind braun wie bei einem Süddeutschen und lachen einen gleich an. So wie er ist, legt er los, daß er doch in der Wut seiner Wirtin Geschirr zerschlagen hat und ihr neues kaufen will. Gleich fallen auch seine Augen, die ja überall so rumgehen und alles sehen, auf das altmodische Geschirr von Vatern, und er lacht übers ganze Gesicht. ‚Donnerwetter, Freilein!' fährt das berlinsch aus ihm heraus: ‚Wat for verdammt hübsche Dinger ham Sie d'nn da? Die hab ick lange nich mehr jesehen. Meine Mutter — Gott hab ihr selig! — die hatte davon die janze Kiche voll. Daraus hat sich jejessen wie im Himmel. Reichen Sie mal her, Fräulein, aber schnell, ick kann det jar nich erwarten! Det war eine Frau, sage ick Ihnen! Also wie aus einem Bild jeschnitten. Den blauen Milchtopp dort, den mit dem dicken Bauch un der vatrauenerweckenden Schnauze. Komm her, du träumerische Juste!'

„So sprach er gleich bei fremden Leuten. Fluchen war ich ja nu gar nich gewöhnt, und ich werde wohl zuerst etwas geblinzelt haben. Aber wie er mir so begierig den Milchtopp aus der Hand nahm und ihn gleich zu streicheln begann, da verzieh ich ihm alles, so gut wollte mir das gefallen. ‚Das wäre ein Mann für eine rechte Frau, wenn ihn die in die Hände kriegte!' denke ich so bei mir. ‚Aber sie muß ihn an die Strippe nehmen, daß er kein Geschirr mehr zerschmeißt.' Nun, noch während er den blauen Topp bekiekt und streichelt, verlangt

er schon nach einem braunen, und weißt du, so leidenschaftlich, daß ich gleich denken muß: ‚Er hat ein weites Herz!' Den braunen poussiert er ebenso wie den blauen. Und dann will er ein großes Geschäft abschließen. Aber ich kenne doch die Frauen und frage ihn, ob das zerschmissene Geschirr denn auch von dem da gewesen sei? Er kiekt mich verwundert an. Dann sagt er: ‚Nee, det war von dem modernen Dreck da. Aber die Alte hat sich doch so jewaltig jeärjert über det Zerschmeißen, da will ick ihr wat Besonderes antun.' Er lacht wieder, und ich lache nu auch. ‚Das hätte ich auch getan — mich ärgern!' sage ich. ‚Aber besser gehen Sie doch nochmal zuerst hin und fragen, ob die ollen Sachen auch erwünscht sind. Sonst haben Sie vergebliche Mühe und neuen Ärger und zerschmeißen womöglich d i e Töppe noch dazu!' Nu kiekt er auch mich selber genauer an. ‚Nanu!' meint er. ‚Det wäre! Ick will Ihn'n wat sagen. Wenn lauter solche Sachen im Land wären auf allen Jebieten, dann wäre der Unfug nur halb so jroß. Wen soll der Schwindel da in Respekt halten? Da wird eben zerschmissen, un es ist nich mal schade drum. Na, ick werde meine olle Hexe interfiesen — schon damit ick wieder kommen kann.'

„Da hast du ihn vollständig, wie er leibt un lebt. Den Blick dazu kannst du dir vorstellen. Ich werde natürlich rot und sage lachend: ‚Ist gut, das tun Sie nur. Die Gefühle der Menschen wollen einmal geschont sein. Auch an dummes und albernes Geschirr haben sie ihr Herz gehängt, sonst würden sie es nicht gekauft haben.' Ich hatte mir damals angewöhnt, weise Reden zu führen. ‚Aber zum Donnerwetter: warum kaufen sie es überhaupt?' fährt er wieder los. ‚Da ist doch keine Vernunft bei!' Ganz wütend sieht er mich an, als ob ich persönlich verantwortlich wäre. Ich werde wieder rot.

‚Vielleicht — weil es nich genug Handarbeit gibt für die große Nachfrage!' stottere ich. Dazu denke ich: ‚Ganz dämlich benimmst du dich jetzt auf einmal. Was für eine Antwort ist das. Überhaupt: sprichst wie ein Buch.' Das fand er wohl auch. ‚Quatsch ist det von der jroßen Nachfrage!' sagte er ganz traurig. ‚Im Mittelalter da war auch jroße Nachfrage, und sie haben doch keinen Schund herjestellt. Aber es gab noch keinen Kapitalismus, der den jrößten Teil der Bevölkerung zu Pofel machte. Na, büßen muß es det olle Preußen.' Nu merkte ich, daß er Sozialdemokrat war, und mich hatte man gelehrt, daß so was vom Teufel sei. Andrerseits eiferte er aber für die ollen Töppe und das olle Preußen. Ganz verwirrt machte er mich, und es dauerte auch lange, bis ich sah, daß da eine richtige Vernunft darinsteckt, und daß ein ganzer Mann denkt, kein Parteimensch und Fanatiker. — Na, für diesmal ging er seine Wirtin fragen. Natürlich wollte sie moderne Sachen. Lachend kam er den andern Tag mit dem Bescheid an. ‚Also eine Menschenkenntnis haben Sie!' rief er. ‚So jemand müßte ick um mich haben, der mich vor Dummheiten bewahrt. Seit dem Tod meiner Mutter fahre ick in der Weltjeschichte rum, dett ick mir manchmal selber leid tue. Bald werd ick noch aus dem Lande fahren mit Jeschrei. Noch ein Ruck, un ich bin hier mit allem durch. Ick jehe einen Erdenfleck suchen, den der Kapitalismus noch nich versaut hat.' Jetzt sah er ganz vergrämt aus und forschte mir so suchend und fragend in den Augen, daß mir das Herz klopfte. ‚Siehst du, Metaken,' sagte er später: ‚In dem Augenblick war mir, als ob ick mich zum erstenmal wieder ein bißchen zu Hause und in Deutschland fühlte!' Das war auch der erste Liebesblick, und bei dem bin ich nicht errötet. Ich hab ihn ausgehalten, auch wenn mir beinahe der Atem ausging, so

klein und dumm kam ich mir vor, und so leid tat er mir in seiner Heimatlosigkeit und Menschenfeindschaft. Aber dann war da wieder das Geheimnis, warum er trotzdem so offenherzig lachen konnte und an allem so leidenschaftlich Teil nahm. Na, ich bekam Zeit, ihn zu studieren. Aber zuerst suchten wir miteinander das moderne Geschirr für seine Wirtin aus. Und für sich selber kaufte er eine ganze Ausstattung vom alten. ‚Von dem Greuel freß ick nich mehr!' sagte er lachend, aber mit einem ganz ernsten Blick. Und er hat Wort gehalten."

Nach halb elf hieß sie das Mädchen die Handarbeit niederlegen und zu Bett gehen, da sie fand, daß es noch angegriffen aussehe und Ruhe brauche. Es half auch keine Einrede; Alma mußte unter ihren Augen noch ein Pulver schlucken, das für solche Tage vorrätig war, und Meta wachte streng darüber, daß nicht etwa noch gelesen oder auch nur in überflüssiger Weise mit dem Auskleiden getrödelt wurde. Das offene Fenster gestand sie zu, obwohl sie es eigentlich nicht in der Ordnung fand für ein junges Mädchen, dem man ins Zimmer sehen konnte. Mit einem Kuß auf die Stirn verließ sie dann ihre Pflegetochter, und noch lange hörte Alma sie wie eine Maus im Wohnzimmer rascheln.

Als es endlich still geworden war, begannen Almas Gedanken zu arbeiten. Wie eine Saat gingen in ihrem Kopf und Herzen Metas Worte auf, aber es kam nicht alles gleich gut fort, am frischesten schoß ins Kraut, was ihr am besten gefiel und die meisten Beziehungen zu ihrem Leben hatte; das trieb auch sofort Knospen und Blüten. Eigentlich fühlte sie sich mit ihren zwanzig Jahren und dem angefangenen Bräutigam doch trotz allem etwas „versetzt". „Bräutigam wie Bräutigam!" dachte sie melancholisch — sie hatte mehr unfeste Anwandlungen, als ihr bei ihren Grundsätzen jemand zu-

traute: „Wenn ich ihn halten soll und er mich nicht auch hält? Ich bin keine große Frau wie die Tante!“ Dann begann sie jedoch die vorteilhaften Seiten dieser Partie sich vorzustellen: die gute Aussteuer, die künftige Apotheke, den Neid der Freundinnen, die in Aussicht stehende Erbschaft — lauter Dinge, die nun nahe mit Julius Lippke verbunden waren. Trotzdem: ein bißchen, meinte sie, treibe da auch Meta Politik; nicht alles sei die bare Großmut. Warum sollte sie, Alma, sonst Hals über Kopf nun gerade diesen Provisor heiraten?

Plötzlich fiel ihr Felgentreus Ankündigung wieder ein, was werden würde, wenn sie diesen Abend nicht „in festen Händen“ sei. Zuerst kam ihr das im kühlen Licht ihrer Mädchenschaft sagenhaft vor, und sie schien sich in den Konventionen des Hauses so geborgen, daß sie sich ein bißchen über ihn lustig machte. Aber allmählich überschlich sie so eine heimlich drohende Neugierde und eine gewisse Schwäche im eigenen Blut, und nach wiederholter reiflicher Erwägung glaubte sie sich bei weitem nicht mehr so sicher. Der Riegel stand offen und hätte auch ohne die Tante offen gestanden; sie gehörte nicht zu den Mädchen, die mit ihrer Unschuld vor sich selber wichtig tun. Nachdem sie sich noch eine Weile zwischen ihrem Trotz und einer geheimen Abenteuerlust herumgeschlagen hatte, erhob sie sich. Während sie aber zur Tür ging, sah sie plötzlich aus der Mondhelle, die ihre Kammer erfüllte, seinen blonden Kopf mit den braunen Augen hervortreten. Er blickte sie übermütig und spöttisch an und wiegte sich lachend in den Hüften, so daß sie sich mit ihrem Argwohn auf einmal dumm und zimperlich vorkam. Darüber vergaß sie ihre ursprüngliche Absicht, und von einem heimlichen Unmut erfüllt wandte sie sich nach dem hellen Fenster. Dort setzte sie sich wie ergrimmt ins Mondlicht, das überall an die

Gardinen und mit einem hohen dreieckigen Strahl in die Kammer fiel. Wie ein nächtliches Wild oder ein großer weißer Vogel kauerte sie da lange unzufrieden grübelnd in dem kalten und beinahe grellen Schein und dachte etwas leidend, wie sie ihren Freund und Onkel an ihren Grundsätzen und an ihrer rechnerischen Fassung anlaufen lassen würde, wenn er wirklich so verliebt oder vermessen sein sollte. Sie war sogar erzürnt und daher in einem gehobenen Zustand, und ihr Sicherheitsgefühl ließ jetzt nichts zu wünschen übrig. So wartete sie auf ihn, hörte ihn endlich draußen an der Wohnungstür mit dem Schlüssel klappern und öffnen, und in einer Art von düsterer Freude fürchtete sie jetzt höchstens, daß er vorbeigehen könnte, ohne ihr den Mädchentriumph über ihn zu verschaffen, der meist der Anfang des Männertriumphes ist; die phantasievollen Kreaturen können sich nachher selten genug tun, dem besiegten Mann für die Niederlage Entschädigungen zu bieten. Nun begann ihr auch das Herz zu klopfen. Schon war sie drauf und dran, doch noch schnell hinzugehen und den Riegel vorzustoßen, aber von einer gewissen fatalistischen Starre befallen blieb sie unbeweglich sitzen und erwartete das Weitere. Nun stellte er den Schirm in den Ständer, und dann war es einige Augenblicke lang vollkommen still. Sie hatte das Bedürfnis zu schlucken, und konnte nicht. Nebenher fing sie an zu frieren, und von allem, was sie sich zu seinem Empfang ausgedacht hatte, wußte sie kein Wort mehr. Darauf schlapfte deutlich das Flurlämpchen aus. Im nächsten Augenblick drückte er die Klinke zur Wohnstube nieder, und noch etwas später hörte sie ihn drüben im Schlafzimmer mit seiner gewöhnlichen ruhigwarmen Stimme sagen: „'n Abend, Mutter. Bist ja noch wach. Hast doch nich auf mich jewartet?"

Fröstelnd kehrte sie ins Bett zurück. Um nicht länger die ehelichen Stimmen hören zu müssen, zog sie die Decke über die Ohren. Und plötzlich fielen ihr die Augen zu. Die Spannung hatte sie so ermüdet, daß sie wie eine Erschöpfte mehrere Stunden hintereinander schlief. Erst gegen Morgen wachte sie von einem dumpfgrabenden Kopfschmerz auf, der ihr Migräne anzeigte; das war gewöhnlich der Ausklang solcher Anfälligkeiten, wie das sonst so kräftige Mädchen im Lauf des Tages eine erlitten hatte. Außerdem war ihr damit angezeigt, daß sie diesen Tag im Bett verbringen werde und dadurch von der Gratulationstour bei den Lippkes entbunden sei. Obgleich sie sich gar nicht wohl fühlte, empfand sie diese Enthebung als angenehmen Aufschub; im andern Fall hätte sie nicht zu sehen vermocht, wie die Verlobung noch einmal an ihr vorbeigehen sollte. Geduldiger als sonst stellte sie sich aufs Erleiden ein; eine halbe Stunde später schon war ihr eines so gleichgültig wie das andere, und gab es für sie nur Kopfschmerzen. Die plagten sie bis in den Vormittag hinein mit voller Wut, ebbten über Mittag ab und hinterließen dann die besondere Migräneverwüstetheit, bei der die Gedanken wie ins Hirn genagelt zucken und sich drehen und nicht von der Stelle kommen. Das dauerte noch über den Nachmittag. Um vier Uhr jedoch nahm sie Kaffee an, und das schien ihr selber ein gutes Zeichen. Gegen Abend wurde ihr zusehends leichter. Der Geist wurde frei, und die Dinge des Lebens fingen wieder an, Bedeutung zu bekommen.

Das erste, was sie fand, das war, daß sie Felgentreu nun doch wieder ernst genommen hatte. Im weiteren ging ihr auf, daß in dieser Sache die Zeit des Spiels überhaupt vorbei sei. Eine Erleichterung war ihr von gestern nacht nicht nachgeblieben. Sie sah schwarz in

ihr Verhältnis zu Felgentreu, obwohl er sie gestern geschont hatte — oder vielleicht eben deshalb. Sie unterlag einem unbestimmten furchterregenden Eindruck von ihm, und aus der Welt, aus welcher er seine unberechenbaren Anstöße empfing, zu handeln oder nicht zu handeln, gewann sie nun einen ersten beunruhigenden Begriff. Gut, sie konnte sich entschließen, ihm den Sieg, an dem sie in ihrer heutigen Geschwächtheit nicht absolut zu zweifeln vermochte, so teuer wie möglich zu machen; schließlich konnte sie, als ein unter kapitalistischen Verhältnissen großgewordenes Menschenkind, sich schwer denken, daß ein moderner Mann sich nicht von der Androhung strengster Bezahlung von einer Leidenschaft sollte abschrecken lassen. Das war jedoch ihre einzige Sicherheit.

Felgentreu sah sie erst abends wieder, als sie zum Nachtessen bei Tisch erschien. Sie war blaß, aber darum für einen Mann wie Emil um so anziehender. Ihre Augen blickten ihm mit düsterer Prüfung kampfmüde entgegen, und ihr Mund hatte für seine Erkundigung bloß leise ablehnende Auskünfte. Ihr Schweigen vollends hieß: „Hast dich gestern ja still an meiner Tür vorbeigedrückt!" und auch dies verstand er. Ohne seine Unbefangenheit zu verlieren, die ihn nie so auszeichnete, als wenn man ihn aus irgend einem Grund befangen erwartete, blitzten seine braunen Augen wie begeistert auf, und auf einen Moment glitt ein lebenssicheres Leuchten über seine weiße hohe Stirn.

„Sieht sie nun nich heute Abend aus wie eine Maria Magdalena?" wandte er sich lächend an seine Frau. „Ick sage: laß erst den Menschen ein bißken von seiner rohen Kraft kommen, dann merkst du erst, ob Jeistigkeit in ihm lebt, und was für welche. Die Sanftmut und Rührung nämlich, die ein Mensch in kranken Tagen

zeigt, die ist auch wirklich in ihm, sonst könnte sie sich nich zeigen. — Sei man nich bange, Almaken, wirst schon nicht unter deinem Preis weggehen. Dafür wachen zu viele Augen über dir; mit uns und dem lieben Jott sind es sechse."

Später, als er angezogen aus der Kammer trat, um sich zum „Geburtstagssumpf" mit dem alten Lippke zu begeben, strich er ihr, die noch allein in der Stube saß, mit einer teilnehmenden Bewegung über das Haar, riet ihr zu, sich gleich wieder zu legen und wünschte ihr eine gute Nacht. Das letzte Wort galt dagegen wieder Meta.

„Laß dir man den Abend nich lang werden, Frau," ermahnte er draußen freundlich. „Genehmige dir auch ein Jläßchen, damit du im Kontakt mit mir bleibst, und ick daran denken kann."

VIII.

Felgentreu führte Lippke nach seiner geliebten Bodega in der Friedrichsstadt. Es gab dort spanische Weine, die er besonders liebte, und allerlei „Spezialplatten", wie sie die Kunst des Restaurateurs in einem wohlfeilen Zeitlauf für seine Kundschaft „kultiviert". Die Bodega befand sich in einem sogenannten „Bogen" der Stadtbahn. Diese besteht aus einem viele Stunden langen Backsteinbau, der in zwei weiten Kreisen oder Ringen als Nord- und Südring das Stadtbild durchzieht. In den Gewölben befinden sich die verschiedenartigsten Geschäfte: Magazine, Pferdeställe, Fuhrhaltereien, Friseure, Reitschulen, Blumenläden, Kolonialwarenhandlungen, Betriebsräume und Weinstuben. Sie sind so fest und stark, daß das Rollen der Züge droben nur schwach gehört und eine Erschütterung gar nicht verspürt wird. Die

Bodegas ziehen ein besonderes Publikum an, das sich von dem der Bierwirtschaften und auch der andern Weinstuben merklich unterscheidet. Sie sind sozusagen demokratischer, was die Stände angeht, die hier sich bunt mischen, aber aristokratisch im Vergleich mit den Bierkneipen, denn hier kommen mehr die Genießer aus allen Klassen zusammen. Zu diesen gehörte auch Felgentreu als echter lebendiger Berliner, und wenige Sonntage endigte er ohne einen Schlußbesuch in seiner Stammbodega.

Zuerst redete Lippke wieder des langen und breiten von seiner Bremserherrlichkeit. Besonderes Gewicht legte er einem Lokomotivführer bei, den er gekannt hatte, einem gigantischen unerreichbaren Kerl, wenn man ihm glauben durfte, dem nichts genügte, der mit seinen Güterzügen durchs Land fegte wie der Teufel, und der für seine Lokomotive eine eigene Pfeife hergestellt hatte, die so tief und dröhnend brüllte, wie eine Schiffsirene. Felgentreu begriff, daß es ihm darauf ankam, sich mit diesem berühmten Lokomotivführer, der sein Freund gewesen war, ein Ansehen zu geben, zugleich schenkte ihm dessen romantische Unbändigkeit einen gewissen Ersatz für die abtötende Öde seiner eigenen Beamtenlaufbahn und für die ganze platte Phantasielosigkeit seines auf materielle Genüsse und Erfolge gerichteten Mannesleben; der Genüsse war er habhaft geworden, aber die Erfolge hatte er nicht erreicht, da er nie über den Bremser hinausgekommen war. Andere waren etwa Bahnmeister oder so etwas geworden und hatten Untergebene bei schlechter Laune kujonieren können; für diese Bedürfnisse war ihm immer bloß seine Familie und besonders seine Frau zur Verfügung gestanden. Als aber Felgentreu das Thema langweilig zu werden begann, fing er an, von den Frauen zu reden.

„Sieh mal, so eine Frau," erwog er, liebevoll seinen Wein betrachtend, „die ist dir ein wahres Kompendium. Verstehst du — eine Zusammenfassung, ein kurzes Lehrbuch sozusagen. Wenn du was über deine Verhältnisse nicht recht weißt, denn nimmst du det lebendije Kompendium vor und schlägst es auf. Siehst mal im Rejister: ‚Charakter' oder ‚Liebe' oder ‚Treue'. Und dann findst du Aufklärung auf Seite achtunddreißig oder sechz'n — na, und bleibst nich länger im Unklaren. Das heißt, so eijentlich jescheit ist ja keine Frau, das ist man so mehr Natur. Aber darin ist sie dann einfach jroßartig, wenn sie von juter Art ist. Na, wirst ja auch selber wissen."

„Nischt weeß ick!" knurrte Lippke geärgert. „Imma eene dümmer ha ick jefunden als die andere, un jemeina un dreckija dazu. Laß mir zufrieden mit die Bande. Die Recke uffjeho'm, un denn is det jedesmal die jleiche Uffklärung."

„Dann hast du eben Unglück gehabt!" erwog Felgentreu bedauernd. „Mit den Röckeaufheben fängt die Aufklärung erst an. Hast wohl immer zu früh aufgehört. In meiner Frau da schwimme ick, wie in der See. Da kann ick tun un lassen, was ick will. Die See hat keine Balken. Bloß mit der Kirche: in dieser Sache ist sie mir unerreichbar. — Jehst du manchmal zur Kirche?"

Lippke knurrte etwas, das wie eine Bejahung klang; im übrigen hüllte er sich in eine ungeheure Rauchwolke. „Wenn ick ma an Sonnamd keene Nachtwache jehatt habe," setzte er mürrisch hinzu.

„Ja, ja," nickte Emil gedankenvoll. „Sache des Standpunktes. Ich kann mich dazu nicht bringen. Aber wenn ick sie ihrem Herrgott abspenstig machen könnte —: sieh mal, jeradezu eine zweite Hochzeitsnacht würde mir det bedeuten. Würde auch eine draus werden. Aber

vielleicht soll die vorausgehen! Denn warum? Weiber sind durch Tatsachen rumzukriegen."

„Durch eene eiserne Faust sin se rumzukriejen!" betonte der Alte. „Die Koppelbremse und —" Er machte eine eindeutige Gebärde. „Die Deine hat for meinen Jeschmack zu ville zu sagen in Hause. Läßt ihr zu jroßen Kräfteüberschuß. Ick ha jede Nacht Ansprüche jemacht, wenn ick da war."

„Da ist freilich wenig von ihr übriggeblieben!" meinte Felgentreu etwas unbehaglich. „Na, Gott mit euch! Trinkst noch ein Jläßchen? Oder wollen wir einen andern Troppen versuchen? Mal einen Portwein?"

„Imma zu!" ermunterte Lippke. „Kommt doch nich oft an eenen, dett man so herrschaftlich freijehalten wird. Eenen Schick haste am Leibe, Emil, det is wahr! Hättst det Zeug zu eenem jroßen Herrn."

Er war nur an Bier und Schnaps gewöhnt, daher begann der feurige Wein bald auf ihn zu wirken. Zunächst suchte er das zu verbergen. Er spielte besonnen den starken Mann und den abgebrühten Tyrannen; durch das Rauchen strebte er die Alkoholoffensive in seinem Kopf zu bekämpfen. Aber mit der neuen Weinsorte nahm das Übel schneller überhand und wurde die Entwicklung seines Charakters unaufhaltsam. Zunächst bedachte er zwar noch seine Abhängigkeit von diesem Wohltäter und auch die Aussichten, die für seinen Sohn vom guten Verhalten des Vaters abhingen; immerhin handelte es sich um eine gute Partie, wenn auch niemand genau wußte, wieviel hinter den Leuten steckte, aber daß sie etwas Ordentliches im Rücken hatten, das stand ihm fest. Langsam indessen begann es ihn zu drücken, daß er dem viel jüngeren Mann den Hof machen sollte. Er grämte sich, daß ihm der grobe und unverschämte Ton nicht mehr länger gelingen wollte, und fühlte eine ge-

wisse Hilflosigkeit, die ihn aufreizte und erbitterte. Inzwischen brachte Felgentreu die Sprache auf Alma, daß sie heute krank gewesen sei, aber morgen sicher nachholen werde und so. Darauf hatte Lippke schon lange gelauert, und er horchte genau und streng hin.

„Das Mädchen hat seine Reize!" sagte darauf Emil sorgsam. „Soviel kann ick wohl behaupten. Ick weiß noch jar nicht sicher, ob ick sie jetzt schon in andere Hände gehen lasse. Nicht jede Ehe ist ein Glücksgriff. Mir würde das schwer fallen, sie in unbefriedigenden Umständen zu wissen. Die Jrundsätze, die du entwickelst, mein lieber Freund, jeben mir zu denken. Hast du sie auch deinem Sohn beijebracht? Ick meine das von der Koppelbremse und so weiter. Das sind nämlich so materialistische Auffassungen, von denen der Vorteil bei dem ist, der sie hat und ausübt, verstehst du. So klug sind wir inzwischen auch schon wieder jeworden. Wie ist das damit bei deinem Julius, hm?"

„Der — na der denkt doch janz objektiv!" knurrte der Alte voll trauriger Wut über dies Verhör. „Allens faßt der wissenschaftlich an. Det hättste nu schon merken kenn'; er macht keen Jeheimnis daraus."

„Ja, ja, nu reden sie von der Objektivetät. Als ob der Mensch ein Objekt wäre. Soviel ick weiß un an mir selber spüre, bin ick ein Subjekt. Sieh mal, hinreißend wirkst du nicht auf mich, aber doch ist mir deine Philosophie noch lieber, wenigstens ist Kraft dahinter, und mußt du persönlich dafür einstehn. Die Jungen drücken sich nu auch von der Verantwortung mit ihrer Objektivetät. Nee, mein lieber Lippke, beruhigend hört sich das alles nich an für die Zukunft eines jeliebten Kindes."

„Et is ja nich **dein** jeliebtes Kind!" platzte plötzlich Lippke verärgert heraus. „Nich mal deine leibliche

Nichte is et. Jiebst dir eene Wichtigkeet! Hier is doch deine Frau die Hauptperson. Also rede nich, sonst komme ick uff Jedanken."

„Dann kommst du auf was janz rares," meinte Felgentreu ein wenig spottend. „Aber recht hast du. Ohne meine Frau käme das Heiratsprojekt zwischen Alma un deinem Provisor jar nich in Frage. Dann jinge nämlich i ck selber mit ihr auf die Hochzeitsreise! Na, kannst dich beruhigen; ick bleibe im Bannkreis meiner Frau. Noch brauche ick Schwerkraft. Nur mit euch Lippkes — das überlegen wir uns alle noch mal. An die Sache muß ick mich erst langsam nach un nach jewöhnen. Deinem Julius will ick nich vor seinem Glück stehen, aber er soll mir die Achtung beweisen, daß er sich jeduldet, bis ick mich für seine Interessen durchjerungen habe. Das Kind hat ein Stück Jeld zu erben; dafür kann man sich auch ein bißken anstrengen. Ihr spannt darauf, euch bedeutet das eine wichtige Anjelejenheit. Ick würde sie mit Jottes Erlaubnis nackt und arm, wie er sie jeschaffen hat, an meine Brust reißen. Kannst mal deinen Julius fragen, ob er sie auch so nehmen würde. Dich könnte ick fragen, ob du es erlauben würdest. Könnte womöglich eine kitzlije Frage für dich werden."

„Frage wie Frage!" höhnte Lippke grob. „Wat soll mein Julius mit einer hysterischen Nutte, die Zustände kriegt, wenn sie nich ma Jeld ham soll? Sone m i s s e n sojar Jeld ham, sonst soll man sie lebend innscharren mit ihre vornehme Nerven."

„Hysterisch ist sie wohl weiter nich," versetzte Felgentreu langsam mit warnend aufleuchtendem Blick. „Sie kann bloß nich jut Ordinärheiten vertragen. Aber da kann sich einer Mühe geben wie er will, seine wirkliche Jesinnung schafft sich doch durch. Manchen überkommt das plötzlich, daß er seine Wahrheit patzig herausschmeißt."

„Wahrheet!“ fuhr der Alte auf. „Verreck an deine Wortkunst. Erst vasuchste eenen Menschen, un denn fängste ihn in seine Reden! Imma triumphierste aber ooch nich! Eenmal wird dir een Magenkrebs oda sonst wat anfliejen, un denn kannste zingeln mit deine jlatte Zunge! — Na, ick meene nur so!“ machte er dann betreten mit einer linkischen Handbewegung. „Wir sin ehrbare Leute, Emil, wenn wa ooch arm sin. Meinen Julius mußte erst kennen lernen. Achtbarer nobler Mensch, der wat uff sich halten darf. Da ist keene Frage. Er erinnert mir sogar in ville Sticke an dir. Verehrt dir schon — ick weeß nich wie. Nischt läßt er jejen dir uffkomm! Könntest dem Jungen viel sein — so eene durchjebild'te Perseenlichkeet wie du!“

„Wer weiß, was ick ihm sein kann!“ wehrte Emil trübe und im Beginn, an ihm zu leiden.

„Nee, nee, sa'e det nich!“ rief der Alte beinahe drohend. „Da is in die janze Fabrik bloß e e n e Meinung: ‚Der Feljentrei is een perfekta Tschentlmän!‘ Na, Jlick muß eener ham! Schon manchma ha ick jedacht: ‚Häng der uff, Anton!‘ Da war mir det Schweinele'm, det ick fiehrte, so zuwida, kann ick dir sa'n! Nächtelang ha ick mir vorjestellt, dett ick mir den Hals abschneide. Aba ooch dazu is unsaeena zu jemein. Sone ordinäre Menschen missen nu mal ihr Le'm herunterwürjen, bis sie krepieren. Wat hat unsaeena ohne Fressen, Saufen un die Weiba? Un denn noch det Jeld. Aba davon ha ick nie wat in die Finga jekriegt. Allens ha ick an meine Familje jewendet. ‚Dein Junge,‘ dachte ick imma, ‚der soll et mal besser ham! Der soll hoch komm aus'n Dreck!‘ Sieh ma, drum bin ick dir ooch dankbar, dett de ihm im Prinzip uffnehm willst, wo de doch sagst, dett et dir so schwer wird. — Haste ooch schon mit deine Frau darüba jesprochen? Wat wird sie so unjefähr jleich

mitbringen in die Ehe? — Ick interessiere mir wejen Julius, kannste dir vorstellen. Ick bin doch Vata!"

Beunruhigt schob Emil das Glas von sich; der Wein hörte auf, ihn zu freuen. „Eine vollkommene Ausstattung und dazu Zehntausend in bar," entgegnete er aufs Geratewohl. „Den Rest meinetwegen nach dem Tod meiner Frau."

Der Alte musterte ihn mißtrauisch blinzelnd von unten herauf, während er den Rauch in großen Wolken ausstieß.

„Hm! Un wieville is det woll, wat nach'n Tod von deine Frau noch ausstehn wird?" fragte er dann gegen sich selber argwöhnisch und strengte sich an, um trotz seiner alkoholischen Benommenheit genau und scharf zu hören.

„Die Ausstattung jeht aus unserem jemeinsamen Ersparten. Dann legt Mutter noch Fünftausend vom Ihren zu, daß die Zehntausend in bar voll werden. Der Rest beläuft sich auf Dreißigtausend."

„Alle Achtung!" erwog der Alte mit unnatürlicher Zurückhaltung, während das eisgraue Glitzern wieder in seinen Augenwinkeln erschien. „Da freu ick mir for Julius. — Aba dett du so bei Lebzeiten uff allens vazichten willst?" bohrte er darauf weiter. „Du mußt doch ooch le'm. Wirst woll sonst noch wat in die Hinterhand ham, wat?"

„Ich kann doch arbeiten!" achselzuckte Emil. „Was brauche ick da in der Hinterhand?"

Der Alte sagte sich: „Er hat eine Lebensversicherung auf das sechzigste Jahr!" und wurde plötzlich ganz munter. „Vasteht sich!" stimmte er stark bei. „Hast deine Frau nich wejen die Jelder jeheirat't, kannst se ooch mit alle Jelder nich halten; denn kann der Deibel den Dreck holen. Mag er den Jungen le'm helfen! Imma siehste

die Dinge vom richtijen Standpunkt aus. Een wahrer Prophet biste."

Er fuhr noch fort, zu rühmen und regte sich mächtig an, während Emil bezahlte und aufbrach. Mit der Pfeife wichtig um sich fuchtelnd und ziemlich schwankend verließ er mit seinem künftigen Schwäger die Bodega, und draußen wurde er so starkgeistig, daß er laut anfing zu singen: „O Susanna, wie ist das Leben doch so schön!" und darauf: „In einem kühlen Grunde!" Aber plötzlich überfiel ihn die Wehmut um seine Frau.

„Wenn ick det bedenke, Emil," sagte er stehenbleibend und nachdenklich die Straße entlang blickend: „So'n armet Weib — wie man dem mitspielt! Wat ha ick die Meine untadrickt un jepiesakt! Nich ma riehren durfte sie sich, wenn ick det nich wollte. Nee, nee, oft is der Mensch ooch zu streng mit seinem Nächsten. So'n besonders treiherzijet Jemiet haftet ihr an. Ick kann woll sa'n: eene scheene erfinderische Häuslichkeit hat sie mir bereit't. Weeßte, wenn wa noch an eene Weinkneipe vorbeikomm, denn koofste mir eene Flasche Rotwein, dett ick ihr ooch wat mitbringe. Ick jebe dir det Jeld zurick; oogenblicklich ha ick nich soville bei mir. — Heute hat sie ja nu im Bett jelejen. Friert und klappert mit die Zähne. Karussellfieba!" bemerkte er mit einem schielenden Seitenblick. „Is an solche Jalanterien ja nich mehr jeweehnt!" Darauf wurde er vertraulich. „Een eijenet Spiel machten wa da imma miteinanda. Sie hat doch so'n feinen Hals, haste jesehn, jerade eene rechte Handvoll, dett dich det orntlich juckt in die Finger. Wenn ick nu so bei Laune war, weeßte, so halb valiebt, halb wietend, wie eena bei die Weiba e'm wird, denn fing ick an mit ihr zu spielen. Balle kannte sie det Ding schon und bekam et jleich mit die Angst. Un denn war die Frage: wirste am Ende hopla hopla — de vastehst schon —, oda

wirste ihr fimf Minuten die Kehle zudricken, wat ooch seine Sißigkeet hat. Schließlich zog ick imma mehr det Zudricken vor. Un willste mir jloo'm: ooch sie zog et imma mehr vor. Eenma hat sie mir jestanden, dett sie wat bei fiehlt. — O du wunderscheena deitscher Rhein!" brüllte er los. „Du sollst ewig Deitschlands Zierde sein! — Halts Maul, Bremsa!" befahl er sich dann selber. „Bist doch bloß een Subalterner! Een Proletarier! Een Schweinehund, Anton Lippke! — Doch du bist een Schweinehund, Jingelken!" sagte er zu Emil und blieb wieder stehen. „Soll ick dir sa'n, warum? Haha, dachtest woll, de bist der scheene Emil? Laß mir ooch ma dein Hälseken anfassen! Ick liebe dir so, Emileken, du Verräter —!"

„Laß das!" sagte Felgentreu ruhig und drückte seine Hand beiseite. „Solche Späße an meinem Halse liebe ick nich. Kannst mir noch sagen, warum ick ein Schweinehund bin, un denn nach Hause ins Bett mit dir. Wieso bin ich ein Verräter, Anton?"

„Een Schweinehund — een Verräter —" lallte Lippke tückisch und musterte ihn mit tastenden Blicken von unten herauf: „Weil de wat mit die Alma vorhast, wat Folgen hat, und sie nu um zwanzigtausend Mark an meinen Julius losschlagen willst. Aba imma zu. Wir sin Re—Realisten. Wo et wat zu fassen jibt, da fassen wir zu. Lange zu wählen ham wa nich, wir Lippke und Sohn. Bloß uff den Kopp jefallen — det sin wa ooch nich. Det Mädchen is anjerissen un soll mit mein'n Julius jeflickt wer'n. Bist een feina Bruda. Alle Achtung!" Er rückte erregt an seiner Mütze. „Tadellosa Vakehr mit dir! Jieb mir mal — sa'n wir: tausend Mark Schweijejeld. Et muß doch wat jeschehen, dett mein Julius nischt afährt von den Plan. Kannste uff meine Vaschwiejenheit rechnen, Emileken?"

„Treib's nich zu weit!“ murmelte Emil halb krank vor Gram und Lebensverdruß. „Kannst tausend Mark haben, was liegt daran. Bedingung: daß in vier Wochen die Hochzeit is. Einverstanden?“

Mit haßerfüllten Augen starrte ihm Lippke ins Gesicht. Emil war bleich, und seine Züge drückten eine Schwermut aus, die den Alten eigentlich hätte warnen sollen, aber er war nicht mehr in der Verfassung, um sich warnen zu lassen.

„Na, 's is jut!“ murrte er mißtrauisch. „Bist imma noch der anständijere Teil von die Ehe! Läßt eenen wat vadienen!“ Einen Augenblick war er still. „Deutschland, Deutschland üba alles!“ sang er dann mit Überzeugung, riß die Mütze vom Kopf und schwang sie durch die Luft. „Weeßte, wat ick mit die tausend Mark mache?“ kündigte er an. „Da nehm ick meine kleene vapriejelte Olle hoch un fiehre ihr uff die Hochzeitsreise. — Komm, Karlineken, komm, wir woll'n nach Rixdorf jehn, dort ist's so wundascheen! — Valleichte dett ick mir aba ooch een kleenet Ladenmädchen zuleje. — Sone Schwarze, sone Blonde, sone braune Feiarote! Uch! — Ei ei, mein Sohn Julius, wie wirst du rinjeritten! Un von so anständije feine Leite. — Läßte mir jetzt fiehlen, Emileken? Zier der nich, sag ick dir, det kann ick schlecht vaknusen. De denkst doch nich, dett dir diese Jemeinheit vajessen wird? Hast uns an unsre Ehre jekränkt! Hast unsre Familje beschmutzt. Hochmietig biste üba unsre Rechte wegjeschritten! — Weg die Hand! Ick bin nu besoffen! Ick ha eenen orntlichen weg! Da kann ick jeden bloß warnen, mir zu reizen!“

Er hatte in der Tat ‚einen ordentlichen weg‘, kaum daß er noch auf den Füßen zu stehen vermochte; bloß der Haß gegen Felgentreu hielt ihn noch. Aufdringlich häkelte er sich an den viel größeren und stärkeren Mann an

und begann wie im Spaß, mit ihm handgemein zu werden. Er faßte sich an seinen Rock fest, riß ihm die Krawatte herunter, griff ihm nach dem Bart, und vor Sorgfalt um ihn wehrte sich Felgentreu zuerst kaum. Umsichtig sah er, daß Lippke nicht mit dem Kopf voran an ihm vorbei gegen eine Mauer taumelte oder zu Boden stürzte. Kameradschaftlich redete er ihm zu. „Sei doch vernünftig, Lippke. Mach keine Sachen, Mensch!" Aber plötzlich fand der Betrunkene Kraft zu einem Sprung, und nun saßen seine Finger an Felgentreus Kehle. Vergeblich suchte ihn dieser gleich abzuschütteln; er krallte sich leidenschaftlich ein, während das erste Röcheln einer wütenden Befriedigung aus seinem Hals drang. Felgentreu begann es vor den Augen zu flimmern; der Atem ging ihm schwer. Er bekam Herzklopfen, und allmählich überkam ihn eine trübe traurige Ahnung von dem alten Geschöpf, dessen Augen er so ratlos und voll Bosheit unter den seinen glimmen sah. Er begriff, daß diese ungefaßt zuckende Miene und das fletschende gelbgerauchte Gebiß den ausgebrochenen Haß eines Zurückgesetzten und Beleidigten bedeutete, und daß hier für ihn selber eine bestimmte Gefahr zum ersten Male ihren abgründigen Blick aufschlug. Hinter der dumpfen Heiratsgeschichte steckte mehr, und während er sich das sagte, wurde er der Mittelpunkt einer schweren Bekümmernis um das Schicksal dieses übel beratenen Menschen, der im Eifer um seinen Sohn und in der Gier nach einer G e n u g t u u n g für sein ganzes niedriges Leben mit ihm persönlich die Abrechnung eröffnet hatte. War es nun dies freimütige Begreifen in Felgentreus Miene und der Schein von rückhaltlosem Miterleben, der darin geheimnisvoll erschien — plötzlich ließ Lippke los und taumelte zurück. Verwirrt mit den Augen von ihm abspringend tastete er nach seiner Mütze, die ihm

vom Kopf glitt, verfehlte sie und bückte sich mit einem seltsamen trauervollen Seufzer danach, fiel aber vorwärts auf die Hände und blieb da eine ganze Weile liegen. Plötzlich war es Felgentreu, der wie versunken stehen geblieben war, als ob er ihn aufschluchzen hörte, und darin irrte er sich nicht. Dann begann er allerlei wirre Dinge durcheinander zu reden, die mit seiner augenblicklichen Lage gar nichts zu tun hatten, und Felgentreu sah ein, daß die Betrunkenheit nun vollkommen über ihn Herr geworden war. Da tat er noch ein übriges für ihn, packte ihn auf, nahm einen seiner Arme unter, faßte ihn mit der andern Hand hinten am Rock, und so schleppte er ihn vollends nach Hause. Lippke weinte noch viel, versuchte dazwischen immer wieder patriotische Lieder zu singen, beteuerte seine Ehrenhaftigkeit und seine Kaisertreue und wollte durchaus seine Nachtwache antreten.

Das war der Zustand, in welchem Felgentreu den Lippkeleuten ihr Familienoberhaupt zurückbrachte. Der Alte war nun ganz stumpf und erkannte niemand. Klara empfing ihn an der Tür mit einem etwas erschrockenen Gesicht und einem leise vorwurfsvollen Blick für Emil, dann griff sie aber gleich tapfer mit zu und half ihn in die Wohnstube transportieren, wo er auf dem Sofa sein erstes Unterkommen fand. Gleich fragte Stine aus dem Schlafzimmer, was los sei, und Klara ging hinein, um Bericht zu erstatten. Einen Augenblick war es still, dann hörte Felgentreu sie etwas müde und mit einer gewissen zögernden Befriedigung sagen: „Das ist ganz gut so. Er hat ein Vergnügen gehabt. Sage Herrn Felgentreu, ich lasse ihm danken. Und den Vater bringt zu Bett, du und Julius.“ Selbst dem harmlosen Mädchen mußte irgend etwas im Klang dieser Worte aufgefallen sein, jedenfalls betrachtete es Felgentreu mit einem veränderten

und neugierig fragenden Blick, als es zurückkam und seine Botschaft ausrichtete. Dieser begriff vollkommen, daß er der armen Frau heute eine Wohltat erwiesen hatte, nachdem sie gestern durch ihn zu einer Plage gekommen war. „Sage deiner Mutter, das wird nun wohl wieder auf ein halbes Jahr reichen!" trug er Klara doppelsinnig auf. „Wenn wieder Bedarf eintritt, steh ick ihr jederzeit zur Verfügung!" Inzwischen hatte sich auch Julius hergefunden. Er hatte Tinte an den Fingern und kam von seiner wissenschaftlichen Arbeit. Mit seiner Hilfe zogen sie miteinander den Alten soweit aus, daß man ihn bloß noch zu Bett bringen mußte. Das besorgten die beiden Kinder. Julius stellte sich zu allem sagenhaft ungeschickt an, aber wo Klara zugriff, da war nachher etwas getan, und das Mädchen machte Emil wieder einen sehr guten Eindruck. Aufgestört, und wegen des Vaters an seinem Ehrgefühl leidend, brachte ihn Julius nachher hinunter. Aber als sich Felgentreu schon verabschiedet und zum Gehen gewandt hatte, rief ihn der junge Mann noch einmal an und kam ihm zugleich nach.

„Noch ein Wort, Herr Felgentreu!" sagte er hastig, kämpfte aber wie ein Mann gegen seine Schüchternheit. „Ich meine, ich möchte nicht —!" Er sah ihn mit verehrendem Ausdruck an und versuchte umgänglich zu lächeln, während seine Lippen in geheimer Besorgnis zu zittern begannen. „Ich würde nämlich gerne wissen — wie ich objektiv dran bin!" Vor innerlicher Leidenschaft wußte er die Hände nicht zu lassen, die unruhig an seinen Kleidern herum tasteten. „Ich meine — wegen Fräulein Alma —! Darf ich wohl noch hoffen, Herr Felgentreu?"

Felgentreu blickte mit aufmerksamen Augen in diesen verschämten Gefühlsdurchbruch einer sonst kargen und

cher verkümmerten Natur hinein, und ihm legte sich eine neue Beschwerung auf die Seele.

„Wenn Sie die aufrichtige Liebe und dann noch den rechten starken Glauben haben, Herr Lippke!" versetzte er endlich sehr ernst. „In dem Falle können Sie nämlich alles hoffen. — Das ist wie mit den Bergen, von denen unser Erlöser im Evangelium spricht," erklärte er sich näher. „Sie wissen, wo vom Versetzen und so die Rede ist." Eine neue innerliche Bewegung spann sich bei ihm an. „Ick werde darauf achten, ob ick Wirkungen von Ihrem Glauben begegne," nickte er ihm zu. „Wenn Sie mich, den Berg Emil Felgentreu, zwingen, dann werde ick mich auch bestimmt versetzen."

Darauf ging er endgültig nach Hause. Lange noch sah er die bestürzt geweiteten Augen und die erbleichenden Lippen des jungen Menschen vor sich und das verstehende Senken seines Kopfes. Er begriff, daß seine Verehrung auch jetzt noch standhielt, und er empfand ein beinahe quälendes Mitleid mit ihm, ohne jedoch trotz des immer schwerer lastenden Verantwortungsgefühls eine Möglichkeit zu sehen, wie er ihm helfen konnte. „Was ist da auch zu helfen?" überlegte er verdüstert. „Was der Mensch durch seine tiefsten Kräfte an sich bringt, das gehört ihm. Die Kräfte müssen in ihm w a ch s e n. Wo ich keine Kräfte fühle, da gehe ich gerade zu — wie eine Naturkraft. — Dabei bin ich doch solch ein Mensch ohne eigentlichen Willen und Charakter. So'n moralischer Gelegenheitsarbeiter bin ich. Ist viel Glaube und Gemütsstärke um mich, so bin ich ein Ehrenmann und gewinne ein vorteilhaftes Ansehen. Treffe ich auf Zweifel, Unfestigkeit, Versuchungen — gleich trübe ich mich, verändere mein Aussehen und trete über meine Ufer. Die beiden Lippke — das sind viel brauchbarere Männer. Da weiß die menschliche Gesellschaft, was sie zu erwarten

hat. Bei denen ist es gleich, ob gute oder schlechte Gelegenheit da ist, sie halten sich an ihre Berechnung, verändern sich nie und bauen folgerichtig eine Familie auf, auf der sich dann wieder der Staat aufbauen kann."

Unter diesen Betrachtungen kam er an seine Haustür, öffnete, trat ein, schloß von innen, durchschritt den Durchgang und den Hof und bestieg im Hintergebäude seine drei Treppen. Ganz mit sich und den Aufschlüssen über sein Wesen beschäftigt, betrat er auch die Wohnung. Schon wollte er sich vom Vorplatz nach der Stube wenden, durch die man nach dem Schlafzimmer des Ehepaars mußte, als ihm, er wußte nicht warum, die offene Küchentür auffiel. Wie eine Erscheinung stand da eine halbe Helle vom Fenster her aufrecht und schien ihn fragend anzublicken: „Und das Mädchen?" Im Hintergrund bemerkte er Almas Türe. Aus ihrer Kammer hörte er eilig ihren Wecker ticken, ihm war, als sei es ihr beschwingter Herzschlag, und auf einmal ging auch der seine rascher. Eine warmblütige Abenteuerlust durchpulste ihn. Nach allem Wust dieses Abends und in dem ungeordneten Durcheinander der Nacht versprach ihm ihr Dasein irgend etwas Sicheres, kreaturhaft Verläßliches, das ihm das verlorene Gefühl von sich selbst zurückgeben konnte. Seine Vorstellung zeigte ihm ihr schönes herrenloses Leben aufgelöst in die Geheimnisse der Nacht. Seine ausbrechende heidnische Kraft tastete nach Kampf und Erlebnissen mit ähnlicher Kraft aus. Sehnsucht nach jungen Bewegungen und Düften erregte ihn plötzlich. Unversehends befand er sich auf dem Weg nach der Tür. Ganz beiläufig erinnerte er sich an das Abkommen. Die Verlobung war nicht zustandegekommen und das Mädchen ihm ohnehin ‚verfallen'. Beinahe sicher legte er die Hand auf den Drücker. Trotzdem durchfuhr ihn wie ein mildes Feuer die Beobachtung, daß die Tür nachgab und sich öffnete.

Auf den ersten Blick sah er ihr Bett im Mondlicht daliegen; nach dem regnerischen Tag hatte es sich, wie so oft in dieser Jahreszeit, gegen abend aufgeklärt, und es folgte eine klare und zu kalte Nacht. Das Mädchen schlief vom Gestirn hell beschienen. Es lag auf dem Rücken, den Kopf etwas zur Seite geneigt und einen Arm halb über der Stirn. Das Gesicht zeigte einen seltsam nachdenklichen, ja fast grübelnden Zug, aber zugleich waren die Lippen wie verlangend geöffnet und schienen zu lächeln. Das ganze Bild war ihm eine Offenbarung, zumal ihm das Mondlicht mit der Freude alles Lichtes am Verrat mehr von ihren Reizen enthüllte. Aber im nächsten Augenblick fuhr sie jäh auf. Hatte eine Diele geknackt, oder war es die Wirkung seiner Nähe: plötzlich saß sie im Bett aufrecht und starrte aus großen noch traumerfüllten Augen entsetzt nach ihm hin. Mit einer mechanischen Bewegung strich sie sich das Haar aus der Stirn. Es sah aus, als ob sie schreien wollte und nicht konnte. Das Licht zeigte ihm von Tagesgedanken ungeschwächt die wissende Furcht in ihrem neuerlich etwas schärfer gezeichneten Gesicht.

„Wie kommst du denn hier herein!" sagte sie fassungslos; deutlich hörbar hämmerte ihr Herz unter ihrer Stimme. „Ich habe doch zugeschlossen —!"

In diese aufrichtige Bestürzung blickte er freimütig und voll unwillkürlicher Achtung. Er spürte sofort, daß da keine Komödie gespielt wurde. „Sieh mal an!" erwog er irgendwie beschenkt. „Dachte gar nicht daran, auf mich zu lauern! Gute Rasse!" Freundlich und mit der ihm eigenen Leichtigkeit in zweifelhaften Lagen erwiderte er:

„Immerhin war offen, und hat mich dein Duft hergeführt. Auch haben wir was abgemacht, was du nicht vergessen haben wirst. — Ist dir das so schlimm? Ich

kann natürlich auch wieder gehen. — Aber wem gehörst du nun? Darüber müssen wir doch klar werden!"

Sie starrte ihm immer noch entgegen wie einem Einbrecher.

„Nein, nein," sagte sie endlich ohne zu wissen, was sie sprach, und strich sich erneut die Haare aus der Stirn. Darauf ließ sie sich leise stöhnend ins Bett zurück sinken, und nach einer Pause ratlosen Schweigens und Kämpfens wiederholte sie wie vernichtet: „Ich hab doch geschlossen —!" Vor Frost und Erregung schauderte sie in sich zusammen, und er hörte ihre gesunden harten Zähne aufeinanderschlagen. Wie er so das ganze bebende große Mädchenbild ins Auge faßte, vergaß er allmählich seine etwas schwüle Abenteuerlust. Sie fing ihm an leid zu tun, und großmütig begann er mit ihr zu denken.

„Sieh mal, dann funktioniert der Riegel wohl nicht richtig!" vermutete er nach einem Schweigen. „Hattest ihn so lange nicht gebraucht, und man muß ihn nachsehen lassen. — Aber das gilt gleich," fuhr er dann fort. „Ick nehme es für getan. Dann ist unsre Angelegenheit eben noch nich reif. Gewalt werd ick dir nich antun, Mädchen! Ick habe heute dem Julius gesagt: wenn er herzlich glauben kann, dann wird er obsiegen. Du fürchtest dich herzlich, auch das ist eine Macht!" Erwägend betrachtete er ihre fortgesetzt hilflose Haltung und ihren bange geschlossenen Mund. Das Mondlicht glomm in seinen Augen. Sein Haar schimmerte silbern. „Ist gut!" nickte er ernst. „Kannst also nochmal eine Kraftprobe machen. Ick gebe dir die ganze kommende Woche Zeit. Frau Lippke ist durch meine Schuld krank geworden; da hast du also eine natürliche Anknüpfung, wenn dich dein Herz hintreibt. Man wird dich mit Freude und Genugtuung empfangen, und du wirst Sonne in die Wohnung

bringen und Glück um dich verbreiten. Nächsten Sonntag vormittag werden wir weiter sehen. Bist du dann bei Lippkes — gut. Bist du hier — auch gut, denn immerhin liebe ich dich! Dazwischen raus kann ick dich nich lassen, Mädchen. Man läßt mich auch nich. — So, nu dreh dich wieder auf die Schlafseite und träume weiter. Ick werde Gott bitten, daß er dir ein paar Engel schickt, die dich behüten."

Diese letzten Worte sprach er mit starker Innigkeit in der Stimme, die sie beinahe wieder sehnsüchtig und schwach machte, aber bevor sie sich über ihre Empfindungen klar wurde, war er samt seinem flammenden Schopf verschwunden, und die Tür hinter ihm zu. Sie blieb allein zurück, und obwohl seine Anwesenheit sie mit der leidenschaftlichsten Bangigkeit erfüllt hatte, war es ihr nun doch, als hätte sie für dies Alleinsein ein Opfer gebracht. Das Mondlicht schien ihr nicht wie sonst herrlich schwermütig, sondern kahl und unwirtlich. Unruhig wandte sie die Augen davon. Die geschlossene Tür starrte sie, als ob sie ihr einen Verlust bedeutete, mit einer Art von trauernder Unbefriedigung an. Sie kroch wieder unter die Decke. Zur Verdrossenheit kam eine peinigende Furcht, die ihren Sitz in ihren Nerven hatte. Fast angstvoll wartete sie dann auf das eheliche Gemurmel im Schlafzimmer; von vorneherein durchzuckte sie wieder jene leise bohrende Regung von Eifersucht. Aber zu ihrer Verwunderung blieb es heute dort still. Mit der wiederkehrenden Erwärmung belebte sich das Blut allmählich. Etwas später begann es wieder zu träumen. Solange ihr Blut träumte, solange rechnete ihr Kopf nicht. Sie rechnete auch nicht, während sie sich bangte. Überhaupt rechnete sie bloß bei Tage, wo sie in einem hübschen Kleidchen als anständiges Berliner Mädchen — als „junge Dame" — durch die Straßen ging, Freun-

dinnen sah, Schaufenster betrachtete und von dem allgemeinen Klatsch über Karriere, Beförderung, Geld und gute Partien umgeben war. Nachts „lebte“ sie. Sie war ein Nachttier.

Dagegen fand Emil den Tagmenschen, der seine Frau war, diesmal in tiefer Schlafbefangenheit vor. Meta wurde kaum wach, als sie ihn kommen hörte, nahm mit einem blinzelndschweren Blick Kenntnis von seiner Anwesenheit und drehte sich seufzend auf die andere Seite, wo sie die kurz unterbrochene Kahnfahrt auf dem gestaltenreichen Strom des Schlafes sofort besinnungslos fortsetzte. Eine solche Hingegebenheit wunderte ihn immerhin, und unwillkürlich sah er sich nach ihren Ursachen um. Da fiel ihm ein, daß er auf dem Tisch im Eßzimmer ein Weinglas hatte im Mondlicht glänzen sehen, und das sagte ihm genug. Mehr als ein Glas brauchte die an Alkohol gar nicht gewöhnte Frau nicht, um diese Wirkung zu haben, aber mit einer ernsthaften und aufmerksamen Berührtheit stellte er fest, daß sie seiner Aufforderung zur ehelichen Ferngemeinschaft nachgekommen war. Als er dann sein Bett bezog, tastete sie mit der Hand gewohnheitsmäßig liebend nach ihm aus, und mit dieser bald ebenfalls schlafenden Hand in der seinen lag er noch lange denkend und in seine Zukunft horchend wach.

IX.

Frau Lippke fieberte. Sie blickte still mit roten Flecken auf den Wangen und glänzenden Augen aus ihren Kissen heraus. Ihre Hände lagen matt und unruhig auf der Decke und hielten ständig ein kleines Taschentuch, obwohl sie es nie brauchte. Ihre Pulse gingen nicht hoch, aber sehr schnell. Nach der Ansicht des Arztes entwickelte sich vielleicht eine Lungenentzündung,

aber es war nicht sicher. Vorläufig schien möglicherweise erst die rechte Seite davon ergriffen, aber da nach dem Leben, das sie geführt hatte, ihr Herz vorzeitig abgenützt war, so sah der Arzt den Zustand immerhin für ernst an und gab strenge Verordnungen. Klara pflegte sie mit Hingebung und leidenschaftlichem Verständnis für die Bedürfnisse eines kranken Menschen. Sie wachte mit Eifersucht darüber, daß niemand sonst sich am Krankenbett zu schaffen machte. Sie entwickelte eine Selbständigkeit, die früher nicht an ihr gewesen war, und wagte es, selbst gegen den Alten aufzutreten, wenn es ihr nötig schien. Anstatt ewig im Schlafzimmer auf und ab zu gehen, hielt sie es zum Beispiel für nützlicher, wenn er ihr Ausgänge abnahm und einkaufte, und zu ihrer eigenen Verwunderung fügte er sich, nahm die Markttasche und trollte ab. Sie verbot ihm das Rauchen im Schlafzimmer, und er ließ es gehorsam. Dann fing sie an, gegen das Herumgelaufe zu reden; wenn er das Bedürfnis habe, auf und ab zu gehen, so solle er das im Wohnzimmer betreiben; wolle er sich in der Krankenstube aufhalten, so müsse er stillsitzen. Er hörte sich diese Ausführungen schweigend an und setzte zunächst in sehr übler Laune seine Wanderung fort; plötzlich ging er ins Wohnzimmer hinüber, indem er die Tür hinter sich zuschlug, und drüben lief er eine geschlagene Stunde um den Tisch herum; als Klara wieder durch den Raum kam, herrschte ein Qualm dort, daß man ihn hätte in Scheiben schneiden können; das war der nachgelassene Ausdruck seiner Wut. Inzwischen hatte er nämlich auch schon wieder eine halbe Stunde lautlos wie ein artiger Knabe, der gewarnt war, auf dem Stuhl im Winkel neben dem Kleiderschrank gesessen, der ihm dafür angewiesen war; dort brütete er den Rest des Tages hin, bis Klara ihn zum Abendessen rief, und er seine Nacht-

wache antreten mußte. Wenn er nicht brütete, so beobachtete er die Kranke. Das tat er so, daß er sie unbeweglich mit seinen kleinen grauen Augen aus gekniffenen Lidern anblickte, die Ellbogen breit auf die Knie gestützt und die Hände untätig gefaltet; dazu wälzte er einen Priem in den Zähnen. Der Kranken waren diese Zeiten sehr lästig, und sie regten sie auf. Es war ihr nie gut gegangen, wenn ihr Mann seine Aufmerksamkeit auf sie richtete; am wohlsten hatte sie sich stets gefühlt, wenn er sie nicht bemerkte. Aber er bildete sich ein, er sei dieses Anstarren seinen Pflichten als Ehemann, der für das Wohl und die Gesundheit seiner Angehörigen aufzukommen hat, schuldig. Sie fühlte darin etwas wie eine Verwarnung: ‚Daß du dich bald wieder besserst, hörst du! Was für Geschichten sind das! Und warum hast du sowas überhaupt angefangen! Na, nu mach ein bißchen schnell!' Aber andererseits war er doch auch froh, daß er soviel zu denken hatte und in Spannung gehalten wurde, und vor Wichtigkeit vergaß er beinahe ganz, auszuspucken.

Zunächst hatte es ihm sehr wenig gepaßt, als er am Dienstag morgen aus seinem Rausch erwachte und anstatt der wiederhergestellten alten Verhältnisse eine richtige Kranke vorfand. Im ersten Anlauf verspürte er Lust, Krakeel zu machen, aber die Kranke begegnete seinem aufgebrachten Blick so angstvoll, und Klara sah ihn so bedeutsam und vermahnend an, daß er schwieg und sich mißlaunig aus dem Bett hob. Zunächst erging er sich in gereizten Schimpfereien gegen Felgentreu, dem er die Schuld an dem ganzen Unglück zuschrieb; aber mit der Bewältigung seines Katzenjammers strebte er die starre und drohende Haltung wieder an, von der er glaubte, daß sie am besten geeignet sei, seine Leute im Zaum zu halten. Wie man sah, verfehlte sie ihre Wir-

kung auf Klara vollkommen. Julius bemerkte sie überhaupt nicht, er „schnitt" ihn die nächsten Tage, da er sein Benehmen vom Montag abend für skandalös und „kompromittierend" hielt. Über die kranke Mutter sprach er ausdrücklich bloß mit seiner Schwester. Er hatte dunkle Ränder um die Augen, zeigte sich blaß und nervös und aß wenig. Wenn beide Männer gleichzeitig in der Wohnstube anwesend waren, ging einer auf dieser Seite des Tisches auf und ab und der andere auf der andern, oder einer hielt sich hier auf und der andere im Krankenzimmer. Natürlich entging dem Alten die Verachtung seines Sohnes nicht, und auch sie wurmte ihn, zumal er Julius' geistige und sittliche Überlegenheit nicht mehr einfach zu übersehen vermochte. Schon daß er ein „moderner" Mensch war und die „jetzt gültige Weltanschauung" besaß, imponierte ihm. Ferner verdroß und grämte es ihn, daß es Julius wie eine ungehörige Berührung mit großer Strenge ablehnte, über den sonntäglichen Kaffeebesuch und dessen Aussichten mit sich sprechen zu lassen. In diese Verwahrung schloß dieser zwar auch die Frauen ein, aber er zeigte ihnen nicht die gleiche Verachtung, ja, bei der Mutter hörte er sogar geduldig zu und vermied es nur, darauf einzugehen, so daß sie es schließlich verschüchtert ließ.

Trotzdem dachte niemand an etwas anderes. Von Dienstag an — Almas Unpäßlichkeit am Montag hatte ihnen noch Meta durch eine Frau umsichtig melden lassen — begannen alle auf den Besuch zu warten. Sobald es klingelte, lief der Alte an die Stubentür, um zu horchen. Wenn jemand ins Krankenzimmer trat, so spähte ihm die Fiebernde prüfend entgegen und ließ die Blicke enttäuscht sinken oder fragend und ängstlich begütigend auf dem Gesicht des Eintretenden liegen, falls es eins der Kinder war. Wenn Julius zum

Essen kam, fragte er nicht direkt nach Alma, aber er fragte nach dem Arzt und dann so im großen Ganzen, was sonst passiert sei; Klara verstand ihn, und er wußte auch, daß Klara ihn verstand. Der erste Tag verging in gespannter Stille. So viel zu denken und zu sorgen war, so verspürten doch alle am Abend eine gewisse Leere und Enttäuschung. Bei Tisch herrschte eine leise Bitterkeit und ein gereizter und unfreundlicher Ton, den der Alte hinein brachte. Es paßte ihm heute schlecht, eine Nachtwache anzutreten, während er viel mehr Bedürfnis hatte, sich zu Bett zu legen, um die nachgebliebene Müdigkeit vom gestrigen Abend und die neue vom heutigen anstrengenden Tag auszuschlafen. Verdrießlich und aufgebracht ging er endlich ab. Als die Kranke draußen die Tür ins Schloß fallen hörte, atmete sie heute zum erstenmal auf. Um Gebrauch von der endlichen Befreiung zu machen, war sie allerdings zu matt und infolge des aufreibenden Kampfes unter dem Blick ihres Mannes zu sehr wieder mit sich auseinander. Erschöpft sank sie in einen unerquicklichen Fieberschlaf.

An der Fabrik wartete Felgentreu auf den Alten, um zu hören, wie es bei seiner Frau stehe. Lippke gab mürrisch Auskunft; Emils offenem Blick wich er aus. Die Nachtwache trat er an mit einer niederdrückenden Empfindung von moralischer Minderwertigkeit, über deren plötzliche Herkunft er gar nichts wußte. Auch er war nun — nach seiner Frau und seinem Sohn — soweit, sich „neu zu fühlen", und der alte graue Mann, der bisher so stolz auf sich und auf seine Niederträchtigkeiten gewesen war, „fühlte" sich mit einer radaubedürftigen Hilflosigkeit, für die er keine Ableitung finden konnte. Der Dienst verlangte seine peinlich genaue Befolgung. Überall waren Uhren, die er zur bestimmten Minute stellen mußte; es wäre für ihn völlig unmöglich gewesen, nach

einer lebenslangen Gewöhnung an Dienst und Pflichterfüllung plötzlich zu „streiken" oder gar „Sabotage" zu treiben, zumal das ja wieder auf ihn zurückgefallen wäre. Innerhalb dieser klugen bürokratischen Maschinerie war ihm — außer zu Hause — nirgends eine Eigenmächtigkeit oder eine Ausschweifung gestattet. Aber die Verschlimmerung seiner Lage bestand darin, daß er plötzlich auch zu Hause keinen „Auslauf", kein Ventil mehr hatte, daß es auch dort keine Entspannung und keine eigenmächtige Betätigung mehr für ihn gab. Unruhig begann er sich umzusehen, wo denn sonst eine Möglichkeit zur „Erholung" bestand, aber nach allen Seiten stieß er auf diese neuerliche geheimnisvolle Anfechtung seines Charakters, welcher er ausgesetzt war. Er wurde ganz verzagt und wieder aufgebracht, fühlte sich dumm und schief und beschloß diese Nacht in übler Verfassung.

Währenddessen war Felgentreu auf dem Heimweg einem schwungvollen Einfall folgend bei einem Kolonialwarenhändler eingetreten und hatte für die Kranke einen Korb mit allerlei Sachen zusammenstellen lassen: eine Flasche Portwein, ein Flasche Wermut, eine Flasche Kognak, ferner Orangen, frische und getrocknete Delikateßfeigen, Datteln, und was er sonst so sah. Er räumte ungefähr von allen Gestellen und aus allen Fächern etwas herunter, schien sich gar nicht genug tun zu können, und vor lauter Eifer überkaufte er sich; er mußte seine goldene Uhr, die ihm Meta zur Hochzeit geschenkt hatte, als Pfand dalassen. Das Ganze schickte er nach der Wohnung der Lippkes für die Kranke, aber seinen Namen verweigerte er, auch verbot er streng, seine Person zu beschreiben. Von dem schon angezahlten Geld nahm er noch eine Mark als Trinkgeld für den Boten zurück, um seiner ganz sicher zu sein. Bis zur Wohnungstür der Lippkes passierte auch nichts, aber als die überraschte

Klara, die sofort an Felgentreu dachte, dem grinsenden Lümmel noch einmal fünfzig Pfennige bot, erklärte der richtig, daß es ein großer Mann mit hellblondem Bart und Haar und braunen Augen gewesen sei. Ganz verzaubert lief sie gleich ins Krankenzimmer mit dem Korb, um ihn der Kranken zu zeigen. Auch deren Augen leuchteten getröstet auf, und selbst Julius, den Klara aus seiner Geisteswerkstatt herbeischleppte, wie er war: ohne Kragen und in einer abgescheuerten Hausjoppe, hatte ein frohes und hoffnungsvolles Lächeln um den ernsten Mund und den aufgebürsteten Schnurrbart; mit beklexten Fingern und dem Gefühl, daß nun alles gut gehen würde, verfügte er sich in die Tintenhöhle zurück, wo er beschwingt eine neue Rubrik begann, nachdem er sich noch die Nase geschnaubt hatte. Nebenher waren die Lippkes mit sich einig geworden — jedes für seine Person —, daß Alma aus bestimmten Gründen heute noch verhindert gewesen sei, daß sie aber morgen sicher kommen werde.

Diese Erwartung wurde beinahe bis zur Stunde des Hausschlusses am nächsten Tag festgehalten; auch Lippke, der den Geschenkkorb mit verkniffenen Blicken kritisch betrachtete, nahm an derselben Teil. Sie verhinderte ihn, wieder in beleidigende Äußerungen über den Schenker zu verfallen, und sogar die immerhin bissig gemeinte Bemerkung: „Na, wer et lang hat, läßt et lang hängen! Wa scheinen eene splendide Vawandtschaft zu bekomm!“ löste bloß erfreuliche Empfindungen aus. Schließlich kam er sogar auf die Idee, daß Alma abwarten wolle, bis er sicher aus dem Haus sei, um nicht durch ihn geärgert zu werden, und da er dadurch zugleich auch einer neuen Begegnung mit Felgentreu ausweichen konnte, so machte er sich schon eine halbe Stunde vor der Zeit davon. Julius behielt gegen alle Regeln der strengen Spar-

samkeit den Kragen um, als er später nach Hause kam, um „nicht so proletenhaft vor dem schönen Mädchen zu stehen", und mit der Tinte verkehrte er auch vorsichtig. Der Mutter vollends hatte die Erwartung einen guten Tag verschafft; Klara wollte gar nicht recht mehr an eine ernste Krankheit glauben und meinte, daß sie spätestens übermorgen wieder auf den Beinen sein werde. Aber je weiter die Zeit vorrückte, desto schneller verschlechterte sich ihr Zustand, als ob die Verschlimmerung eines ganzen Tages in zwei Stunden nachgeholt werden sollte, und abends zeigte das Thermometer wieder über vierzig Grad. Aber immer noch blickte die Kranke mit aufgeweckt suchenden Augen aus den Kissen, und sie wurde erst ganz matt, als die Kinder nach zehn Uhr enttäuscht und still draußen die Tür geschlossen hatten.

Der Donnerstag war ein strahlender Frühlingstag. Noch bevor es hell wurde, hörte Frau Lippke die Amseln singen; eine saß irgendwo im Hof und schlug so mächtig, daß es von allen Mauern widerschallte. Daneben die große Morgenstille und das halbe Licht berührten sie so seltsam und geheimnisvoll, daß ihr angegriffenes Herz sich zu regen begann. Sie hatte eine schlechte Nacht gehabt und war früh wach geworden. Lange fragte sie sich, ob sie wohl sterben werde und fürchtete sich sehr davor, so wenig sie vom Leben gehabt hatte. Sie fand alles süß und traurig und hatte den Wunsch, noch lange dabei zu bleiben. Nach Sieben kam der Alte nach Hause. Er sah verwittert und übernächtig aus und setzte sich auf den Kaffee wartend in seinen Stuhl, um bis dahin schweigend die Kranke anzustarren. Kurz vor dem Frühstück trat auch Julius auf den Plan. Auch er hatte wenig geschlafen und war blaß und still; übrigens hatte er sich früh erhoben, um seine Unruhe in der Wissenschaft zu betätigen, und war schon zwei Stunden fleißig gewesen.

Während des Kaffees flog ein kleiner Vogel ins Schlafzimmer und regte die Kranke ein wenig auf. Er setzte sich auf die Schrankkante, flog gegen die Wand und krallte sich an die Tapetenleiste fest, benahm sich aber im ganzen recht einsichtig und fand sich auch selber wieder hinaus. Später gaukelten zwei Schmetterlinge hintereinander herein und trieben sich lange poussierend in der Stube herum. Der Arzt brachte an den Kleidern Frühlingsluft und im Knopfloch ein Veilchensträußchen mit, das er der Kranken daließ; er machte ihr gute Hoffnungen, und auch draußen zu Klara sagte er nichts, was zu Sorgen Anlaß gab. Kurz, der Tag verlief, wie ein echter beschwingter Frühlingstag verlaufen soll. Ein Luftschiff flog in allem strahlenden Licht übers Haus und zog einen ganzen Strudel von Wünschen hinter sich her. Ein Leierkastenmann hatte sich durch den Eingang ins Haus gestohlen und spielte im Hof ein Stück aus der letzten Winteroperette, und in Anbetracht des schönen Wetters warf ihn der Portier einmal nicht hinaus. Frau Lippke hörte die Musik gerne; sie strömte für sie Besänftigung und Trost aus und versprach ihr, daß sie wieder unter Menschen werde gehen dürfen. Auf dem Tisch stand noch unberührt der Geschenkkorb Felgentreus. Die Flaschen leuchteten dunkelrot, die Orangen schimmerten in ihrer Farbe, die Etiketten warfen mit Blau und Violett um sich, und ein billiges grünes Band schlängelte sich durch alles hindurch wie ein bengalisches Feuerwerk. Klara las aus einem sehr schönen Roman vor, so lange es die Kranke mochte; er hieß: „Zauberei des Herzens", und ging glücklich aus. Ein Besuch kam weiter nicht, obwohl alles darauf hinzudeuten und es zu versprechen schien.

Nachmittags brachte der Alte einen Mißklang in die gute Stimmung des Hauses. Er fing an, die Geschenke Felgentreus zu benörgeln, fand „ein solches Benehmen"

hochfahrend und grafenhaft und mißtraute vor allem der Güte der Weine, auch ärgerte er sich, daß man die Dinge noch nicht angebrochen hatte.

„Sitzt drum herum wie arme Leite, die nich zuzujreifen wagen!“ knurrte er. „Kiekt mit heilija Vaehrung uff den Kohl, als ob er vom Kronprinzen käme! — Sollst det Zeug doch zur Stärkung trinken, Mutta! Aba erst wer' ick von allem vasuchen, obste dir ooch nicht schadest! Erste Klasse wird et woll nich sind!“

„Das kannst du auch nicht verlangen,“ sprach Klara sogleich dagegen. „Erste Klasse kaufen sich die Reichen. Verdirb uns doch nicht die Freude, wenn du selber keine daran hast.“

„Mach schon die Flaschen auf!“ riet ihm seine Frau, die ihn kannte, mit schwacher Stimme. „Immer versuche. Wer weiß, vielleicht daß ich dann auch Lust zu einem Gläschen kriege. Der Doktor hat es mir ja erlaubt —!“

Hustend brach sie ab, richtete mit einem ungewissen und schüchternen Ausdruck die Augen auf ihre Tochter und drehte sich dann auf die Seite, um sich für eine Zeitlang dem peinigenden Blick ihres Mannes zu entziehen.

Lippke erhob sich auf Klaras unzufriedenen Wink verärgert vom Stuhl.

„Is jut, ha mir vajangen! Kann mir in meine eijene Wohnung nich mehr bewejen! — Ick vabiete det Affenjetue in meinen Hause,“ brach er plötzlich los. „Wenn Wein valangt is, so kann ick ihm selba schaffen. Brauchst nich die Oogen vor Dankbarkeet nach den noblen Fritze zu vadrehn mit seinem lökrijen Kram! Wenn de man an mir so hoch jekiekt hättst! — Na, wer' bloß jesund. Kannst et ooch bis zum Schluß so weita trei'm!“

Damit ging er hinaus; die Frauen hörten ihn eine Viertelstunde nach der andern um den Tisch herumlaufen,

und bald drang der Tabakqualm durch alle Ritzen der Türe. Frau Lippke weinte eine Zeitlang leise vor sich hin; darauf hieß sie Klara aus dem Buch weiterlesen.

Auch heute kam Alma nicht. Aber am nächsten Mittag stand plötzlich Felgentreu mitten in der Wohnung. Lippke war ihm gestern abend wie vorgestern aus dem Weg gegangen; von seiner und dazu der Unruhe seiner Frau getrieben kam er selber her, um zu hören und womöglich zu sehen. Sein Erscheinen verursachte große Bewegung. „Als ob dir een Fürst beehrt hätte!" dachte Lippke grimmig. Obwohl er Emils Stimme genau kannte, rührte er sich nicht von seinem Stuhl beim Ofen, um ihn zu begrüßen, und auch als ihn Klara lachend ins Krankenzimmer führte, stand er nicht auf und gab ihm auch kaum die Hand; die Blicke richtete er kalt und gleichgültig an ihm vorbei. Frau Lippke trat sofort die Röte in die schmalen und etwas eingefallenen Wangen, und ihre Augen glänzten freudig auf. Die Bewegung, mit welcher sie ihm die Hand entgegenstreckte, war zugleich hastvoll glücklich und ängstlich wegen der Anwesenheit ihres Mannes, der alles aus den Augenwinkeln beobachtete, und sie verhaspelte sich vor Verwirrung. Das erste, was sie dann klar herausbrachte, war ein Dank für den schönen Geschenkkorb.

„Was für'n Jeschenkkorb?" machte Felgentreu verwundert. „Ick weiß von keinem Jeschenkkorb. — Den da? Na nu erschrecken Sie mich aber nicht! Wie soll ick auf so was kommen? Da müssen Sie sich auf Ihre Verehrer besinnen, Frau Lippke!" Sie schüttelte mit strahlenden Augen den Kopf, und Klara wollte widersprechen, aber er redete schnell weiter. „Aber warum haben Sie denn noch nich aufjemacht? Zum Bekieken ist das doch sicher nich da! Sofort, Klara, daß deine kranke Mutter ein Jläßchen bekommt! Nee, von dem Portwein. Bleib

da, ick werde selber aufziehen; ick hab einen Korkenzieher am Taschenmesser."

„Nee, Sie sind aber auch einer!" kicherte Klara. „So'n Versteller, wie Sie —!"

„Anton hätte Ihnen eigentlich einen Dankbrief schreiben sollen — oder auch Klara!" bemerkte die Kranke kleinlaut und hustete. „Daß du daran nicht gedacht hast, Klärchen —!"

„Na, da hätten Sie mich schön in die Patsche jesetzt!" meinte Felgentreu beschäftigt. „Un dann womöglich der Ulk, daß Anton mir für was dankt, was er selber anjerichtet hat —!"

„Der Junge sagte, es ist ein großer Mann mit blonden Haaren und Bart und braunen Augen gewesen!" rief Klara ganz außer sich vor Begeisterung.

„Jroße Männer mit blonden Haaren jibt det in Deutschland noch einije!" brummte Felgentreu, indem er die Portweinflasche zwischen die Füße auf den Boden stellte und dann vorsichtig zog, um nichts zu verschütten.

„Aber die braunen Augen!" beharrte Klara eigensinnig; sie bemerkte gar nicht, daß der Alte wieder ausspuckte; bei solchen Gesprächen langweilte er sich rapid.

„Na nu lassen wir das schon!" ermahnte Felgentreu nun ein bißchen belästigt aber immer noch sehr herzlich. „Bringe lieber endlich ein Gläschen her. Oder soll deine Mutter aus der Pulle trinken?"

„Ach Gott!" rief Klara und fuhr mit der Hand an den Mund. Dann lief sie weg und kam mit einem Glas zurück, das sie im Laufen noch einmal ausrieb. „Ich bin doch aber auch ein Schussel!" verklagte sie sich vergnügt. „Hier, Herr Felgentreu!"

Aber nun begann sich der Alte zu regen.

„Un for dein'n Vata bringste woll keen Jlaß?" fragte er unzufrieden. „Ick ha doch jesagt, erst vasuche ick,

bevor Mutta womeeglich sich vadirbt. Wer weeß, wo det Zeug herkommt und wat for eene Lurke det überhaupt is. Je scheena die Bilda, desto vadächtija der Inhalt!"

Die Frauen sahen ihn entsetzt an; im nächsten Augenblick schoß der Zorn in Klaras Augen, aber Felgentreu kam ihr zuvor.

„Na, so uneben riecht er nu jerade nich!" meinte er und kehrte sich aufblickend dem krakeelenden Alten zu. „Aber ist jut, versuche ihn selber; immerhin handelt es sich um eine Kranke." Er reichte ihm versöhnlich das Glas hin, doch der Alte spuckte wieder aus.

„Ick trinke keenen Anschnitt!" sagte er kurz. „Un in meinem Haus schenke ich mir ooch selba inn, wenn ick trinken will."

Klara holte noch ein Glas.

„Kannst dich was schämen!" sagte sie im Vorbeigehen mit halblauter Stimme und blitzenden Augen zu ihm. „Beträgst dich wie ein Straßenkehrer! Wir haben anständigen Besuch!"

Er warf ihr einen glimmenden Blick zu, erwiderte ihr jedoch nichts; erbost schlug er ein Bein übers andere und wartete tückisch und verbissen vor sich hinblinzelnd das weitere ab.

„Dann will ick dir schon was sagen," erklärte Felgentreu endlich mit einem gewissen Aufsehen in der Stimme: „Die Sachen sind von mir und haben ungefähr so viel gekostet, daß eine anständige Ware davon erwartet werden kann. Deswegen brauchst du dich also für deine Frau nicht zu beunruhigen. — Na, un so ist jut!" sagte er darauf sich rasch wieder erheiternd zur Kranken. „Seien Sie froh, daß Sie so einen wachsamen Haushund haben, Frau Lippke. Manche ist übler dran. — Ick hätte übrijens nich jedacht, daß er noch so eifersüchtig sein kann!"

wandte er sich mit einem neuen Gedanken wieder an Lippke. Einen Augenblick betrachtete er ihn forschend. „Nimm mir nichts übel, Anton," bat er dann freimütig. „Ick wollte nicht in deine Rechte jreifen. Ick hatte einfach den Einfall und wollte auch etwas tun."

„Schon lange recht!" winkte Lippke mit einer Hand seitwärts ab. „Ick wußte ja von nischt. Mach schon keenen Feets. Imma denkste dir weeß der Deibel wat! — Wat sollen wa mit die zwee Jläser?" fuhr er dann Klara an. „Machst Sprüche von den anständijen Besuch und willst ihm trocken stehen lassen." Klara sah ihn einen Moment unsicher an und lief darauf hochzufrieden noch einmal hinaus. „Aba det sin nu die Weiber! Riechen jleich uff hundert Schritt, von wem eene Uffmerksamkeet is. Na, die jeschmeichelte Eitelkeet!"

„Wenn doch der Junge gesagt hat —" wollte die Kranke einwenden.

„Ach wat Junge jesa't!" schnitt ihr der Alte das Wort ab. „Vaschossen biste in Feljentrei! Det is allens. — Übahaupt sollste nich imma reden. Wie willste denn da schnell wieda jesund wer'n?"

Die Kranke übergoß sich zuerst mit einer schwachen Röte; nach der letzten Vermahnung kroch sie aber eingeschüchtert wieder in sich zusammen und schien von neuem die unterbrochenen angestrengten Bemühungen aufzunehmen, gesund zu werden.

„Aber warum kommt denn Almaken gar nicht zu uns?" sprudelte darauf Klara plötzlich hervor; man hatte inzwischen getrunken und den Wein gut gefunden. „Wir warten hier von einem Tag auf den andern. Sie ist doch nicht noch krank?"

„Ja, die Alma," meinte Emil aufblickend. „Sie hat immer noch mit dem Anfall zu schaffen — ihr wißt doch!" wandte er sich an alle. „Da ist sie jedesmal ein bißken

scheu und schwer zu bewegen. Das will eben seine Zeit haben."

„Das arme Kind!" bedauerte Klara herzlich. „So schlimm war das! Und ich kann sie nicht mal besuchen und aufheitern! — Ein Glück, daß wir Sie wenigstens hier haben!" sagte sie mit einem ehrlichen Aufleuchten des Blickes. Darauf errötete sie aber und begann sich plötzlich am Bett der Kranken zu schaffen zu machen. Felgentreu folgte ihr nachdenklich mit den Augen.

Wie aus der Pistole geschossen fing Lippke jetzt an von Politik zu reden. Das war just die Sache, von der er am wenigsten verstand, die ihm aber den bequemsten Auspuff verschaffte, wenn er seine Unbefriedigung am Leben allgemein ausdrücken wollte. Er begriff soviel, daß ihm die meisten andern Menschen zu viel Geld besaßen, und daß sie ihn durch die Selbstverständlichkeit herausforderten, mit der sie ihre Vorteile zur Geltung brachten. Davon ging er aus, und dahin kehrte er stets zurück. Nachdem er zuerst bemängelt hatte, daß man einen solchen Tropfen bloß bei ganz besondern Anlässen zu trinken bekomme, während ihn andere täglich im Glas hätten, um damit „ihr Leben zu verlängern", landete er bei seinem Generalmittel für alle Schäden und Gebrechen: der „Expropriation", ein Wort, das er sehr liebte, und das er umsichtig und stolz aussprach. Die Betrachtung spitzte sich schließlich in einen Angriff auf Felgentreu zu, der zu wenig zur Sache des Proletariats beitrage. Irgendwie mußte sich seine Spannung gegen ihn doch Luft schaffen; auch war es ihm ein Bedürfnis, seinen Weibern zu zeigen, daß er sich in keiner Weise in seiner Freiheit hindern lasse.

„Hast eene jute Partie jemacht!" bohrte er an ihm. „Aba det entbindet dir nich — im Jejenteil, et vaflicht't dir noch mehr, deine Brieda jejen die Mächtijen un Rei-

chen zu helfen. Frieha warste een eifrijerer Parteigänga! Det sa'n alle. Jut, dett ick ma dadruff zu sprechen komme. Js det Solidarität, sa'e mal?"

„Ich hab keine Brüder!" versetzte Felgentreu ruhig. „Ich habe auch früher keine gehabt. Immer fühlte ich mich einsam."

„Aba Schicksalsjenossen haste," betonte Lippke. „Un eene Standesvaslichtung! Bei deine Intellijenz un Beredsamkeit, un bei det Ansehen, wo de in die Fabrik ooch bei die Hehern jenießt! Kenntest die Interessen der Arbeetaschaft ville schärfa vatreten, aba imma gehste uff eene lahme Vamittlung zu. Da haste doch alle schwer enttäuscht, muß ick dir sa'n. For dir hätte ick die Hand in't Feia jelegt. Kiek meine Knochen voll Jicht und Rheumatismus. Js det nischt, um dafor innzutreten? Äußere dir mal dazu, wenn de Worte hast. Hast sonst imma Worte."

Felgentreu setzte sein Glas weg und erhob sich, um zum Essen nach Hause zu gehen.

„Wirst auch essen müssen," bemerkte er wie gedankenabwesend mit einem Blick durch die Stube. „Hast viel eingewendet, und ich hab bloß wenig zu antworten. Sieh mal, jede Sache hat ihre Natur, un ich hab nich die eure. Es mag Menschen geben, die brauchen Solidarität. Es gibt welche, die brauchen Unabhängigkeit. Ich sagte schon Alma, daß ick von dem Geld meiner Frau unabhängig bin. Wer weiß, wann das plötzlich allen deutlich wird. Aber dann wird es dir auch wieder nicht recht sein. Übrigens: mit zwanzig oder fünfzig Pfennigen oder auch zwei Mark Lohnaufbesserung ist eure Lage immer noch nich gut. Ihr seid gestellt, daß euch nich so un nich so zu helfen ist. Kehrt zum Boden zurück, dort sind die einzigen natürlichen Existenzbedingungen für euch. Wollt ihr das, so habt ihr meine leidenschaft-

liche Mithilfe. Bevor ick meine Frau kennen lernte, war ick drauf un dran, nach Australien zu gehen, um weiß Gott wat anzufangen, Schafzucht oder Ackerbau oder noch was ganz anderes. Wäre vielleicht für manche Angelegenheit besser gewesen, ick hätte mich nicht abhalten lassen. Na, un nu bessern Sie sich weiter so fort, Frau Lippke. Meine Frau wird sich wundern, daß ich solange ausbleibe; sie weiß noch nich, daß ick hier war. Es fiel mir jerade so ein, schnell raufzukommen. — Alma werd ick jrüßen von Ihnen, Klärchen. — Un du gifte dich nich länger über mich; mußt mich schon verschleißen, wie ick bin."

„Denn hättste wenigstens een Paket Extratabak zulejen missen," nörgelte Lippke, „dett ick mir mit dem Korb ooch jemeint fiehlen konnte. Aba an den Mann wird nie jedacht, wat der auszuhalten hat, wenn seine Frau krank ist."

„Det — kann ja nachjeholt werden," meinte Felgentreu sich etwas für ihn schämend. Schonungsvoll wich er den auf ihn gerichteten Blicken aus, und nach einem letzten Zögern wandte er sich zum Gehen. Die Frauen trugen ihm noch schüchtern Grüße für Frau Meta auf; warum auch sie sich nicht sehen ließ, wagte keine zu fragen. An der Tür stieß er auf Julius, der gerade nach Hause gekommen war. Im Werktagsanzug sah er noch schlottriger und verstaubter aus, aber sein Schnurrbart hatte den gehörigen Glanz und Schwung, und von der Selbstachtung seines gewöhnlichen Ausdrucks war noch nichts verloren gegangen. Zuerst erschrak er, den Vater der so lange umsonst Erwarteten selber in der Wohnung zu treffen; im ersten Augenblick dachte er, daß sie krank sei, und er verfiel augenblicklich, zumal heute in der Apotheke besonders große Ansprüche an ihn gestellt worden waren. Auch war er ganz verhungert, da man ihm nicht Zeit gelassen hatte, die mitgebrachten Butterbrote

zu essen; auf dem Herweg griff er sie nicht an, um sich den Mittagsappetit zu erhalten. Als er jedoch die erfreuten Blicke Klaras verstand, die ihm heimlich zunickte, errötete er ein bißchen, wenn auch nur matt, und lächelte dem Besucher zu.

„O Herr Felgentreu!“ sagte er fragend und zurückhaltend. Er verbeugte sich leicht mit schiefgehaltenem Kopf, ohne ihm die Hand zu geben; die Arme ließ er streng hängen und sah ihn dann erwartend an.

Felgentreu überflog ihn zuerst mit einem Blick, ehe er ihm antwortete. Dann reichte er ihm seinerseits freimütig die Hand, in die der junge Mann sofort hastig einschlug; er verbeugte sich noch einmal darüber hin. „Na, haben Sie fleißig Pillen jedreht?“ fragte er ihn darauf freundlich.

„O ja, heute ging es sogar sehr streng her,“ erwiderte Julius und nahm seriös seinen vorigen Standort wieder ein. „Diese Influenzaseuche grassiert geradezu. Das Menthol ist uns ausgegangen.“

Er verstummte und beobachtete ihn wieder erwartend. Felgentreu rührte dieser lange hoffende Mensch, er konnte nicht sagen wie. Suchend sah er sich in der Stube um. Es war alles wie bei ihm. Da stand der Schrank, dort das Vertiko, an der Wand hing eine Etagere und ein Regulator, und von der Decke die dreiarmige Gaskrone, nur daß alles um einen Grad geringer und dabei vernützter aussah, als bei ihm. Auch der Kaiser unter den Soldatenbildern schien eine geringfügigere Fürstlichkeit und herrschte offenbar über ein bedeutend ärmeres Volk. Gott wußte übrigens, wie der alte verbissene Aufbegehrer das mit sich zusammenbrachte, aber vielleicht ist es nicht einmal so schwierig zu erklären. Mit dem großherzigen Wunsch, dieser Armut

oder Armseligkeit entgegenzukommen, erinnerte sich Emil daran, was der junge Mensch von ihm wollte.

„Nu sollte ick Ihnen wohl was von Alma berichten?" meinte er, ihn mit Teilnahme betrachtend. „Fragen Sie Ihre Schwester nachher, sie weiß nicht wenijer als ick. Alma macht eine schwere Zeit durch; manchen Mädchen fällt das leichter, andern schafft es Ängste. Haben Sie schon wat von Telepathie jelesen, zu deutsch seelische Fernwirkung? Zur Chemie jehört sie nich, aber die Elemente dazu sin in jedem Menschen. Es kann nämlich sein, daß an einem starkgeistijen Jebet von Ihnen Almas Schicksal hängt! Auch das Ihre, und wer weiß, welches sonst noch. Verlassen Sie sich hier auf keine Objektivetät, ick rate Ihnen jut. Wachet un betet. Na, Gott mit Ihnen. Ick werde auch von I h n e n jrüßen."

Nach diesen mit sehr ernsten, ja beinahe bewegten Augen gesprochenen Worten gab er ihm noch einmal die Hand und ging wie beschwert ab. Julius vergaß vor Betroffenheit „Auf Wiedersehen" zu sagen. Auch Klara hatte er einen starken und nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Die nächsten Tage war sie ohne Frage von ihm ergriffen. Julius dagegen fühlte sich niedergedrückt und verängstigt. Er begriff, daß die Gefahr, die seine Wünsche und Hoffnungen bedrohte, im raschen Wachsen war. Aber das angegebene Gegenmittel hielt er doch für stark veraltet und laienhaft; dafür nahm er sich vor, morgen seine Apotheker einmal über Telepathie zu befragen; vielleicht ließ sich auf mehr wissenschaftlichem Wege etwas von „Einflußnahme" aus der Ferne erreichen; auch wollte er darüber lesen. Eine Zeitlang dachte er an Hypnose und Suggestion, aber dafür mußte die Person zur Hand sein. Nach einer beinahe schlaflos verbrachten Nacht glaubte er die Frage soweit geklärt, daß es jedenfalls auf das starke „Darandenken" ankomme. So dachte er mit

aller Kraft daran, wurde noch stiller und ging noch gebeugter und ernsthafter durch die Straßen. Seine Herren fragte er schließlich doch nicht, da dies eine Herzenssache war; auch hielt er sie als Chemiker nicht für zuständig.

Der Alte hatte Felgentreus Rede an der Tür behorcht. Obwohl ihm einiges davon entgangen war, beschäftigte sie ihn doch sehr, und beim Essen tat er ein paar vorsichtige Bemerkungen darüber, ohne daß es ihm gelang, aus den Kindern die ihm fehlenden Stücke herauszubekommen. Er versuchte es mit Spott. „Bet dir man nich die Finger krumm, sonst kannste nachher keene Viecha mehr schrei'm!" riet er Julius. „Oda is jut: imma bete! Kannst ja mit die Finga abwechseln. Wa sin nich so jestellt, dett wa wat vasäumen dürfen. Aba gnade Gott, Junge, wenn et nischt nützen sollte!"

Julius beachtete ihn nicht. Nachher begann er wieder zu laufen, obwohl er Klara im Abräumen störte.

Damit setzte bei der Familie das Warten, und beim Alten das Lauern von neuem ein. Man nahm es zunächst nicht mehr so schwer, daß der Rest der Woche verging, ohne daß das Mädchen sich gezeigt hatte, um so gewisser glaubte man es dafür auf den Sonntag gewärtigen zu können. Am Sonntag stand Julius früh auf von seiner Erwartung getrieben und machte zuerst einen Spaziergang im Tiergarten. Es waren noch wenig Leute unterwegs. Der Himmel zeigte einen leichten Belag, aber es war dabei viel Licht in der Luft, und der Tag begann mit einem geheimen Schwung. Die Vögel sangen aus voller Kehle; eigentlich war ihm ja ein solches Betragen unbegreiflich, aber heute interessierte er sich dafür. Über allen Wegen klang es, und es war kaum ein Baum, auf dem nicht so ein verliebter kleiner Schreier saß. Der Goldregen blühte im ersten Stadium, die Sy-

ringen taten dasselbe im letzten. Die meisten Büsche zeigten schon etwas Grün. Die Bäume dagegen hielten sehr zurück; die Eichen standen noch ganz kahl. Auf dem kalten bräunlichen Wasser der Spree lagen einige bunte Kähne, auf denen kleine Hunde wachend saßen oder verärgert zur Brücke hinaufbelferten, wenn man sie von dort neckte; Julius hatte auch für solche Scherze nie Verständnis gehabt, aber heute sah er der Wissenschaft halber einmal zu, und mit einer gewissen Erheiterung bewegte er sich weiter. Enten trieben sich hochzeitlich auf dem Wasser herum; die nahmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch wegen der Farbenzusammenstellungen, welche die Enteriche boten. Dann fiel es ihm auf, daß die Bänke einen neuen Anstrich nötig hatten; zu ihrer längeren Haltbarkeit war es unbedingt erforderlich, sie wenigstens jedes zweite Jahr frisch zu streichen; jetzt war aber schon das dritte Jahr, wie er genau wußte. Allmählich kam er in den Bezirk der Denkmäler. Diese machten ihm immer einen vorzüglichen Eindruck, und er begriff nicht, was die Berliner darüber zu witzeln hatten; besonders die Siegesallee stimmte ihn feierlich, und wenn er als später Nachkomme diese weiße Prahlerstraße hinunterwandelte, an deren Ende ihm die Göttin Viktoria von der hohen Säule entgegenwinkte, so befand er sich stets in einer sozusagen nüchternen Gehobenheit. Dem Militärdienst hatte er sich zwar rechtzeitig entrückt, aber er glaubte darum doch nicht, daß Deutschland jemals wieder besiegt werden könnte. Die kriegerischen Erfolge der Deutschen im neunzehnten Jahrhundert erfüllten ihn mit einer Genugtuung, die vielleicht einen gewissen geschäftlichen Anstrich hatte, aber sie gehörte jedenfalls zu seinen größeren Steigerungen.

An den „Zelten“, wo großer Frühbetrieb war, ging er nur beobachtend vorbei, ohne daß es ihm einfiel, ein

Glas Bier zu trinken und etwas zu essen. Er fühlte zwar lebhaften Hunger, jedoch den hob er sich für den rechtmäßigen häuslichen Kaffeetisch auf, dem er nun auf dem kürzesten Wege zustrebte.

Erfrischt und geradezu aufgeräumt kam er nach Hause, und er frühstückte so ausgiebig und mit Genuß, daß nach der Morgenblässe — infolge der draußen herrschenden Kühle — sich seine Wangen kräftig zu röten begannen. Nachher ging er umsichtig daran, sich zu rasieren, und als das geschehen war, erwog er, ob er nicht doch besser den blauen Anzug anziehen solle, anstatt des gestreiften grünlichen, den er augenblicklich trug. Nach reiflichem Erwägen kam er zum Schluß, daß er im blauen vorteilhafter aussehen werde, und wechselte. Er band auch eine andere Krawatte vor, da nach seiner Überzeugung zum blauen Anzug nicht die grüne paßte, die er zum grünlichgestreiften trug, sondern eine bläuliche sein mußte, die eine delikate Vermittlung nach seinen Augen bildete. Damit und mit dem Aufbürsten seines Schnurrbartes hatte er eine gute Stunde zu tun. Inzwischen war es Zehn geworden und auch das Kirchgeläut schon verklungen; man konnte nun jede Minute das Gehen der Klingel erwarten. Er nahm ein Buch vor und setzte sich damit gesammelt zum Fenster, um solange noch etwas Vernünftiges zu lesen; aus dem Fenster nach Alma auszusehen, fiel ihm dagegen wieder nicht ein. Natürlich las er über Telepathie und zwar über die Versuche des Moskauer Professors Naumkotik, Gedanken- und Willensübertragungen durch den isolierten Kupferdraht herzustellen. Durch logische Fragestellung hatte er den Buchhändler dahin geleitet, es ihm zu empfehlen. Julius war über den Verlauf der Experimente äußerst befriedigt und vergaß auf eine längere Zeit, daß er auf Alma wartete. Plötzlich trat Klara ein und rief zum

Mittagessen, und Julius starrte sie an, wie aus den Wolken gefallen.

Seit gestern hatte die Krankheit der Mutter sichtbar um sich gegriffen. Die Fieberkurve, die seit Felgentreus Besuch Neigung gezeigt hatte, zurückzugehen, war am Samstag abend plötzlich auf einundvierzig Grad gestiegen, und zeitenweise lag die Kranke ohne Bewußtsein. Aber dazwischen kam sie, von einem ruhelosen Gedanken oder einer Empfindung geweckt, immer wieder überraschend zu sich und blickte dann suchend oder mit befremdetem Ausdruck im Zimmer umher. Der Alte lief beinahe den ganzen Vormittag erregt qualmend um den Tisch; nur wenn er an der Wohnungstür klopfen hörte — Klara hatte durch einen ausgehängten Zettel gebeten, nicht zu klingeln sondern zu klopfen — rannte er, wie der Dachs ins Loch, in das Krankenzimmer zurück und nahm seinen Platz ein, wo er sich sofort mit überschlagenem Bein das Ansehen gab, als ob er ganz kalt und gleichgültig seinen Sonntagmorgen halte und an nichts weiter denke. Wenn Alma gekommen wäre, so hätte er sie kaum bemerkt. Wurde ihm dann aber klar, daß es wieder nichts gewesen sei, so spuckte er enttäuscht aus, und nach zwei oder drei Minuten litt es ihn nicht mehr im Schlafzimmer; er ging wieder in die Stube hinüber, und nahm seinen unterbrochenen Rundlauf auf. Außerdem war ihm seine Frau heute zum erstenmal unheimlich, auch war er doch nicht ganz sicher, ob er sich nicht anstecken könnte, und für seine Gesundheit hatte er die zärtlichsten Empfindungen, deren er fähig war. Grundsätzlich ließ er die Pfeife überhaupt nicht mehr kalt werden, weil er glaubte, daß das Rauchen ein Gegenmittel gegen Übertragung sei. Wenn ihn einmal eine kleine Unpäßlichkeit befiel, so war das immer nach dem Ausspruch Klaras eine „Oper“ mit ihm. Dann mußte er

alle Tees haben, die es gab, alle warmen Tücher mußten um seinen Leib liegen und alle Krüge neben ihm und zu seinen Füßen. Er war so reizbar und ausfällig, daß seine Frauen gerne zehn Stunden weit von ihm geflohen wären, aber er ließ keine weiter als fünf Schritt. Kaum hatte eine die Schlafzimmertür hinter sich aufamtend zugemacht, so rief er sie schon wieder zurück, weil ihm irgendein neues bedenkliches Zeichen auf- oder eine weitere Kurmethode eingefallen war. Wollte man jedoch nicht auf ihn hören, so schlug er so lange „Krach“, daß man froh war, wenn man ihn bloß wieder zum Schweigen bringen durfte, aber das war dann keineswegs leicht. Lief er vollends wutentbrannt im Hemd selber hinaus und traf noch gar etwa seine Tochter ruhig am Fenster der Wohnstube mit einer Arbeit, so machte er sie unter aufsehenerregenden Begleitumständen schuldig, an seinem Tod zu arbeiten; für die nächsten acht Tage hatte sie „nichts zu lachen“, denn es stand ihm jede Stunde, so lang es hell war, für Beleidigungen und Schikanen zur Verfügung. Schmeckte ihm einmal die Pfeife nicht wie sonst, so bekam er Todesgedanken, nahm Abführmittel und ging in schweren Sorgen umher. Das war auch mit ein Grund, warum seine Frau jetzt vor seinen Blicken mehr Ruhe hätte genießen können, wenn nicht das gesteigerte Fieber sie an diesem Genuß gestört hätte, doch empfand sie es immer dankbar, wenn sie einmal erwachte und ihn nicht vorfand. Über die Tagesstunden hatte sie nun keine Kontrolle mehr, bloß daß es Sonntag war, hielt ihr schmerzender und verwüsteter Kopf mit großer Zähigkeit fest. Auch die Mahlzeiten boten keinen Anhalt mehr, denn sie bekam nun den ganzen Tag Fleischbrühe und leichten Kaffee, eingeschlagenes Ei oder Zwieback. Sie war in jenen vorgeschrittenen Zustand gekommen, gegen den sich der Kranke möglichst lange wehrt, und in

den er dann ganz plötzlich wie in eine Art von Vorgrab versinkt. Die Welt rückt fern, die Menschen werden zu Schemen, der Raumbegriff zerfällt, die Zeit steht still, und bloß die Krankheit ist wirklich. Sie begann zu flüstern und bewußtlos zu klagen, und ganz deutlich wahrnehmbar hatte der Tod mit ihr zu spielen angefangen; es war nun die Frage, ob aus dem Spiel Ernst wurde, oder ob sie sich demselben im letzten Augenblick noch einmal unter den Händen fortstahl. Das war es, was dem Alten an ihr unheimlich wurde. Als Gegenmittel fing er an, sich die Befehle und Anordnungen zu überlegen, die er Klara nach der überwundenen Krise zu ihrer Genesung erteilen werde, und es fand sich so viel von ihr zu verlangen und ihr aufzuerlegen, daß er darüber sich beinahe beruhigte. Seine Umsicht und Unerbittlichkeit erfüllten ihn schon zum voraus mit Genugtuung und erlaubten ihm, sich mit einer gewissen Achtung zu behandeln; außer Leibesgenüssen schätzte er nichts so, wie sich im Licht eines unbestechlichen, klarblickenden Haustyrannen zu erblicken.

Plötzlich lief er in die Küche, um Klara „auf den Trab“ zu bringen. Der Kaffee war schon mehr als eine halbe Stunde über die Zeit fällig.

„Wat is d'nn det heute for eene Zucht?“ fiel er sie draußen an. „Ick soll mir woll nachher allens zusamm in den Bauch schlagen, Kaffee, Suppe, Kuchen un Kartoffeln? Hast noch nich jenug an e e n e n Kranken? Die andern missen ooch wat abkriejen, wenn et man bloß eene Magenvastimmung is, aus der sich valleichte een teetliches Fieba entwickelt?“

Er wußte genau, aus welchen freundschaftlichen Gründen Klara mit dem Kaffee so lange gezögert hatte, aber gerade das begann ihn zu erbittern. Sie hatte auch für alle Voraussicht neben der übrigen Arbeit einen Ku-

chen gebacken, über den er sich ebensoviel wegen des vergeblichen Aufwandes erboste, als seine nie ruhende Eßlust auf ihn gierte. Verspätete Mahlzeiten hatten aber bei ihm stets Nervenausbrüche hervorgerufen.

Es wäre unwahr zu behaupten, daß der Kuchen schließlich dann doch nicht zu seinem Recht gekommen sei. Der Alte aß mit vollkommen ungeminderter Aufnahmefähigkeit. Auch Julius konnte sich nicht entschließen, seinem Vater heute einmal aus Betrübnis einen Vorsprung zu lassen. Nur Klara blieb stark zurück, und allein aus diesem Grund konnte sie ihr zweites Stück Kuchen für morgen retten. Einer der Männer jedoch mußte noch den Anteil der Mutter übernommen haben; Klara hatte die gewöhnlichen Mengen gebacken, ohne daß darum etwas übrig blieb.

Nachher lief der Alte wieder um den Tisch. Er beunruhigte sich, weil die genossenen Mengen Kohlehydrate ihm schließlich doch nicht bekamen, und stellte nach einer halben Stunde bei sich Magendrücken fest, aber er schob es auf die verspätete Kaffeestunde, und seine Laune verschlechterte sich zusehends. Auch glaubte er zu bemerken, daß ihm das Rauchen schon weniger schmeckte, und er probierte einen andern Knaster, aber auch der zog nicht recht an. Sehr verstimmt verfügte er sich darauf ins Krankenzimmer, da er sich auch müde und niedergeschlagen fühlte, was nach dem vielen Herumrennen kein Wunder war. Viertel nach sechs begann er sich umzuziehen. Er war nun in der übelsten Verfassung angekommen. Seine Hände und Knie flackerten ihm, und das konnte er vollends nicht an sich ausstehen; er war früher immer sehr stolz auf seine festen Muskeln und unbeeinflußbaren Nerven gewesen, und den Hergang seines Altersverfalls beobachtete er mit dem allertiefsten Mißvergnügen. Wenn Felgentreu den Extratabak geschickt

hätte, so würde ihm nun noch ein Mittel zur Verfügung gestanden haben, um seinem gesunkenen Befinden aufzuhelfen. Nichts ermunterete so, wie eine bessere Tabaksorte oder gar eine gute Zigarre; bei einer Spur von Schuldbewußtsein oder wirklicher Freundschaft hätte Emil sich sogar zu einer kleinen Kiste aufschwingen müssen. Aber das war echt Felgentreu! Damals beim Nachhauseweg von der Bodega, als Lippke den anständigen Gedanken äußerte: „Wenn ick doch nu eene Flasche Wein für meine Frau mitnehmen könnte!" schwieg er „bummsstill", aber am nächsten Tag spielte er sich mit einer Sendung großartig auf, ohne zu verraten, daß die Idee von Lippke war.

„Feljentrei!" knurrte er auf einmal hörbar; beinahe ohne zu wissen fing er an laut zu denken: „Von wejen Feljentrei! Feljenvarat mißte er heeßen. Feljenniedertracht! Na ja. Zum Deibel mit den janzen Dreck!" Wütend schmiß er seine Sonntagshose in eine Ecke. Darauf riß er sich Krawatte und Kragen vom Hals und ließ sie der Hose folgen. Julius saß neben dem Bett der Kranken und beobachtete unruhig die Symptome der Krankheit, über die er gelesen hatte. Den Alten beachtete er nicht. Er war ganz in kindlicher Furcht vor einem schlimmen Ausgang befangen und vor der Vereinsamung, die ihm nachher drohte. Deutlich fühlte er, was ihm bisher die Mutter gewesen war, und in liebender Bekümmerung nahm er ihre welke Hand in die seine, als ob er sie daran zurückhalten wollte. „Hinjehalten wirste!" zerfiel der Alte weiter mit sich selber. „An die Neese herumjezogen. Erst jroßartig zum Kaffee innjeladen un von Valobung jesprochen. Denn jibt det uff eenmal Zustände. Woher kommen diese Zustände? Hä? Da reißte vawundert die Fresse uff, aba et fliegt dir keene jebratene Taube rinn, un wennde noch so eifrig betest."

Julius hatte zwar nicht verwundert ‚die Fresse aufgerissen', im Gegenteil: er hatte heimlich die Finger der Mutter an seine Wange geführt, um zu fühlen, wie heiß oder kalt sie waren. Erst die letzte Bemerkung vom Beten ließ ihn fragend aufblicken, und das hatte Lippke bezweckt. Aber auch die Kranke war wieder aufgewacht und horchte mit großen Fieberaugen her. Klara war nicht da. „Wat soll d'nn det schon heeßen mit die Beterei?" fuhr er indessen fort, sich zu entladen. „Entweda eene Sache jeht mit rechten Dingen zu, oda sie jeht nicht mit rechten Dingen zu. Det war zu allen Zeiten det vaschiedene Jerede un Jetue von die Pharisäer. Wer da hat, dem wird jeje'm. Hast ville Bildung un Wissenschaft jeschluckt un weeßt doch nischt. Wärste letzten Montag mit uns jewesen in die Bodega, so wärste een Ende klüga un hättst dir die Woche anders bewegt. Ick will dir nu beweisen, dett de ooch bloß een Proletarier bist. Wat macht eenen Proletarier aus? Dett de immer zuletzt als der Jeleimte dastehst! Is jut, sollst eene Aussteia von Zehntausend un noch Zehntausend in bar kriegen; keene Lumperei. Vorijen Montag wollte Feljentrei ooch beim Tod von seine Frau uff ihr Erbteil vazichten zugunsten von seine — von deine Braut. Ick weeß nich, ob er heite noch so denkt. Macht weitere Dreißigtausend. Nu weeßte, wofor de beten sollst: nämlich dett die junge Dame sich entschließt, dir als Ehrenretta zu nehm. Fällt ihr vadammt saua, wie det scheint. Weeßt nu ooch, wat det mit den ‚Zustand' uff sich hatte. Kommt manchmal vor bei junge Damen. Hast jetzt in fünf Minuten mehr jelernt, als sonst in eenen Jahr aus hundert Viecha. — Ja, ja, man kann eenen ollen umsichtijen Vata un selbstlosen Verteidija der Familienhoffnung imma noch brauchen!" prahlte er dann von seinem Erfolg enttäuscht. „Wo würdet ihr uner-

fahrene Küken hinkomm, wenn ihr mir nich hättet! Ick ha jesa't: ‚Ick führe euch glücklichen Zeiten entjejen!' un wer' det ooch halten. Die Behandlung is freilich nich imma danach. — Hm, det vadammte Sodbrennen! Ick muß ma een Jläschen Portwein nehm zum Appetitanrejen! Janz schlecht wird mir ollen Mann! Schwarz wird mir vor die Oogen. Na, na! Vakooft un varaten biste, wennde deine Kräfte valoren hast. — Wo is d'nn det Jlas, vasflucht nochma —? Aha! — Nee, nee, sowat an meinen Lebensabend!"

Mit zitternden Händen ergriff er die Portweinflasche und entkorkte sie; dann tastete er nach dem Glas. Beim Eingießen schüttete er mehr daneben als hinein, und das Glas leerte er so hastig, daß ihm die Hälfte in den Bart lief. Für eine solche Art von Erregung, wie die, welcher er sich den Tag hindurch ausgesetzt hatte, besaß er nicht mehr die Kräfte. Dazu verfiel plötzlich die Kranke in ein hastiges Röcheln, dessen Bedeutung er auf den Schlag begriff, ohne hinzusehen. Beinahe noch furchtbarer war ihm zunächst das tiefe Schweigen seines Sohnes, das dem Geräusch seiner Reden folgte. Verwirrt und mit Schweiß auf der Stirn griff er nach seinen Werktagskleidern und zog sich vollends um. Während Julius selber halb aufgelöst mit der Mutter kämpfte, die auf der Stelle sterben zu wollen schien, murmelte er eine Reihe von unverständlichen Worten, die er mit bestürzten und abwehrenden Handbewegungen begleitete. Notdürftig angezogen machte er sich dann unter einem schielenden Blick nach dem Krankenbett aus der Schlafstube und setzte sich in e i n e m besinnungslosen Lauf drüben an den Tisch, wo er noch ganz geängstigt und verstört aufs Nachtessen zu warten begann. So ungewohnt ihm das Gefühl der Scham war, so qualvoll litt er daran. „So'n dämlichet Jequassel!" dachte er zerschmettert.

Diese Niederlage vor seinem Sohn traf ihn in seinem Stolz als Familienvater — eben noch wollte er umsichtig die Seinen glücklichen Zeiten entgegenführen! — und das furchtbare Röcheln der Kranken, das durch die Türe drang, stellte seine Ehre als Bürger und Beamter in Frage, da er womöglich ‚seine Frau gemordet' hatte. Eine solche Selbstanklage fiel wie Gift und Galle in seine offene Lebenswunde, als die er ohnehin das Bewußtsein seiner Unansehnlichkeit und Erfolglosigkeit mit sich herumschleppte. „Wird viel von dir halten, von einem solchen Verteidiger!" Schweigend fraß er Schande, Wut und Essen in sich hinein. Seinem Sohn wagte er nicht mehr in die Augen zu sehen. Nach dem Essen schlich er trotz seiner Furcht vor den Vorgängen doch noch einmal ins Krankenzimmer, um unter den Flaschen Musterung nach einem verdauungsfördernden Wein zu halten, fand Wermut und öffnete, da er Magendrücken hatte. Seine Frau delirierte heftig und focht mit den magern Armen um sich. Einmal saß sie steil auf und starrte ihn an, erkannte ihn jedoch nicht und ließ sich wieder keuchend in die Kissen zurückfallen. Ihn überlief es kalt, und er leerte schnell das Glas aus, um sich auf den Weg zu machen.

X.

Viele Schriftsteller geben sich das Ansehen, als bestände das Schicksal des Menschen aus lauter heroischen und „repräsentativen" Vorgängen, die ihn sogleich, sobald er etwas erlebt, von weitem wahrnehmbar aus der Alltäglichkeit herausheben. Diese Leute beobachten schlecht, oder ihr Wahrheitsdrang ist nicht groß. In Wirklichkeit bleibt der Verlauf des täglichen Lebens, selbst wenn sich ein Schicksal hineinmischt, ganz derselbe, da die Menschen

gar keinen andern zur Verfügung haben, als den einmal überkommenen. Andrerseits ist es auch nicht möglich, die Menschen in ihrer menschlichen Wirklichkeit anders zu finden und nachzuweisen als an der Hand ihres bürgerlichen Wandels, wo allein sich die stillen und unerbittlichen Veränderungen ihres Bestandes offenbaren, und zwar bloß dadurch, daß sie dieselbe Sache heute anders tun als gestern und vorgestern, und daß dasselbe Tun heute zu vollkommen andern persönlichen Ergebnissen führt als noch am Tage zuvor. Wer den Menschen kennt, weiß, daß gerade dies seine Ungeheuerlichkeiten sind, denn er selber sieht ja die Welt und das Leben nicht mit dem sensationellen Blick des Romanschriftstellers, sondern er ist ohne Überblick und ohne Hoffnung auf Willensfreiheit darein verknüpft, auf Gnade und Ungnade. Seine Heiligkeit besteht in der Spur von Geist, die sein Tun und Lassen stets begleitet, und in der Vorstellung einer innewohnenden Sittlichkeit, aus welcher er sich sein Urteil bildet. Insofern ist nichts bürgerlich oder „naturalistisch" und alles menschlich, das heißt vom Schicksal geadelt.

Auch die Felgentreus waren mehr oder weniger durch die Krankheit der kleinen Frau Lippke und die Frage, ob und wann Alma dort wieder ihren ersten Besuch machen werde, in Atem gehalten. Aber dies Interesse war ein Gegenstand des Schweigens; nach den Aussichten, die Frau Felgentreu am Sonntag abend Alma gemacht hatte, und denen, die Emil am Montag ihr letztmalig eröffnete, war zu sagen nichts mehr übriggeblieben, und alle Teile sahen sich auf kommende Taten verwiesen. Inzwischen wurde das bereits besprochene Kleid angefangen. Der erste Schritt dazu war der Ausgang in die Stadt, um den Stoff dafür zu kaufen. Um Alma den Nachmittag für den Besuch bei den Lippkes freizulassen,

wurde er am Vormittag unternommen. Meta glaubte ein würdiges Abkommen vorzuschlagen, wenn sie in Aussicht stellte, die Notwendigkeiten bei Wertheim einzuholen, aber Alma hatte bedeutend mehr Lust zu Cords, einem Seidenhaus, und in dieser Willenserklärung war auch schon ihre Ansicht über das zu wählende Zeug ausgedrückt; in einem Seidenhaus kann man keinen Kattun kaufen. Nun gehörte aber Meta nicht zu den Müttern, die sich schnell ergeben, und für Alma wurde es eine Fahrt voll echter Spannungen und Anfechtungen. Meta wußte als erfahrene Frau so viel Ehrenrühriges gegen Seide und Seidensatin vorzubringen, daß sich in Almas Vorliebe für diese Stoffe zwar ein widerstrebendes Bedauern mischte, aber die Liebe selber wurde nicht kleiner. Gute Seide könne man doch nicht kaufen, meinte Meta, dazu sei sie zu teuer, und schlechte sehe billig aus, halte nicht, und gebe keinen schönen Fall. Dagegen dachte sie da an schönen leichten Cheviot oder auch an Musselin. Was Alma von Musselin halte? Aber Alma hatte auch ihre Methoden; sie antwortete auf solche Fragen überhaupt nicht, weil sie erfahrungsgemäß verfänglich waren, und die Musterbeispiele, die ihr Meta in der Elektrischen und nachher unterwegs an andern Mädchen und an Damen für die geglückte Bearbeitung solcher Gewebe nachweisen konnte, bemerkte sie mit stummer Verachtung.

Leise seufzend trat Frau Felgentreu dann mit Alma bei Wertheim ein; sie sah bereits, daß die Verhandlung auf einen erbitterten Kampf zulaufen werde. Beim Tuchlager entwickelte Alma erst ihre Methoden zur vollen Wirkung. Mit einem Worte war ein Stoff als Bekleidungsmöglichkeit für ihre schöne Person abgetan, und zwar immer so, daß sie sich dabei gewissermaßen mit Meta verbündete. Sie konnte zum Beispiel wirksam darauf aufmerksam machen, daß die Farbe aller Wahr-

scheinlichkeit nach nicht halten werde, daß für diesen Preis doch zu wenig Wolle daran sei, daß die grobe Webart kein hübsches Tragen verspreche, daß eine andere sich in kurzer Zeit glänzend scheuern müsse — „du weißt doch, das braune Kleid damals; das war vom gleichen Stoff, und wie unzufrieden warst du selber!" —: kurz sie zeigte, was sie bei ihrer Pflegemutter gelernt hatte. Wenn sie vollends ein Tuch für „viel zu teuer" erklärte, so war Meta unfähig, sich einem solchen Argument zu entziehen; kam aber ein Muster zum Vorschein, das nach allen Richtungen entsprochen hätte, so bekam Alma einen abwesenden Blick und sah gelangweilt und mürrisch aus, und dann hätte keine Macht der Welt sie zu irgendeinem Zeichen von Anteilnahme bewegen können. Als der Vorrat an Mustern, Geduld, Kraft und guter Laune erschöpft war, ging Meta mit Alma zum Kattunlager. Aber da war Alma überhaupt nicht vorhanden. Sie vermied es streng und mit wirkungsvollem Geschick, sich auf etwas einzulassen, sagte: „Vielleicht!" und: „Wenn du meinst!" oder: „Ich weiß nicht!" und sah nach allen möglichen Dingen umher, nur nicht nach Kattun. Meta ärgerte sich ein bißchen, aber sie wußte zur Genüge, daß es nichts helfen werde, es sich anmerken zu lassen, und fragte nach dem Seidenlager. „Du kannst sehen, daß du hier etwas Passendes findest!" bemerkte sie kurz zu Alma. „Zu Cords gehe ich nicht. Richte dich also ein. Du weißt, was ich auslegen will." Am Seidenlager drehte sie dann den Stiel um und spielte ihrerseits die Person, die es an sich herankommen lassen kann, mit dem Erfolg, daß Alma im Verlauf von fünf Minuten ihre natürliche Liebenswürdigkeit zurückgewann, doch ohne daß Meta mehr dafür bezahlte, als den Kaufpreis des Stoffes, für den sich Alma endlich — im wesentlichen unter einseitiger Beteiligung ihres Subjekts —

entschlossen hatte. Es war ein hübsches karriertes schottisches Muster, und soviel kannte Alma von ihrer Pflegemutter, daß sie ihrerseits keine Macht der Erde zum Zahlen gebracht hätte, wenn ihr der Kauf ungünstig erschienen wäre. So ging das Mädchen mit einer Genugtuung über den durchgesetzten Willen in betreff der Seide, und Meta mit einer über die erfolgreiche Weigerung, bei Cords zu kaufen, sowie über die wiederhergestellte Liebsamkeit im Betragen der Pflegetochter hervor. Im übrigen war man müde und aufgerieben, und Meta schätzte sich glücklich, daß sie das Essen in richtiger Voraussicht in der Kochkiste angesetzt hatte und nicht zu rasen und dann noch am Herd zu stehen brauchte. Die Kochkiste ihrerseits war wieder ein Kunstwerk Emils, wie das einmal in einem harmonischen, gut eingearbeiteten Haushalt zu sein hat. Mit einem dankbaren Gefühl für ihren Mann ruhte sich Meta im Erfrischungsraum bei einer Tasse Fleischbrühe aus, während Alma zum eroberten Stoff auch noch das zugehörige Schnittmuster in der betreffenden Abteilung auftreiben ging. Als sie damit endlich ankam, sah sie so abgespannt aus, daß es Meta ablehnte, mit ihr nach Hause zu gehen, bevor sie sich ebenfalls erfrischt hatte. Und so ward aus Vorsorge und Gehorsam abermals ein Übereinkommen.

Es zeigte sich, daß das Muster seine Mucken hatte, und Meta hielt es für fraglich, ob man das Kleid auch wirklich selber machen könne, aber auf diesem Gebiet ließ sich Alma nicht lumpen. Wie sie voraussah, würden die Zutaten noch weit genug über den ursprünglichen Kostenanschlag hinausgehen, und die Ersparnis der Schneiderin war also nicht bloß ein Ehrenpunkt. Gleich nach dem Essen machte sie sich mit Eifer an die Arbeit, breitete aus, steckte ab, rechnete und schnitt unter Metas besonnener Oberaufsicht, und als die Kaffeezeit heran-

kam, war sie mit dem Zuschneiden im wesentlichen zustandegekommen. Meta dachte nun, daß sie es für heute genug sein lassen und vielleicht zu den Lippkes gehen werde, aber das schien ihr gar nicht einzufallen. Sie machte Kaffee, deckte den Tisch, spintisierte unterm Trinken absichtsreich und eifrig weiter, und kaum war abgeräumt, so schleppte sie die Puppe aus ihrer Kammer, wo sie ihr Quartier hatte, herbei und fing an zur Naht zu werfen. Sie konnte es aber nicht erwarten, etwas Greifbares zu sehen, ließ plötzlich Methode Methode sein und begann gegen alle Ordnung an der Puppe zu drapieren und aufzustecken, bis eine Seite des künftigen Kleides von ungefähr so offen kunstreich und so geheim zielstrebig dahing, wie es angelegt war. Sie schien mit dem Anblick auch nicht übel zufrieden, dagegen hatte Meta, die erst jetzt recht sah, wie da verfahren werden sollte, ihre Behinderungen. Innerlich entsetzt erklärte sie: „Du gehst mir nicht in einem so engen Rock!" Nachher fand sie diesen noch außerdem um eine Handbreite zu kurz, und über den projektierten Halsausschnitt ließ sie überhaupt nicht mit sich reden. Da aber, wie es schien, auch Alma entschlossen war, nicht darüber mit s i c h reden zu lassen, so schied er als Unterhaltungsgegenstand vorläufig überhaupt aus, was insofern zweckdienlich war, als das Gegenteil auf dem kürzesten Wege zu Verdruß geführt hätte. Nach diesem ernsthaften Zusammenstoß dehnte sich der sparsame Verkehrston auch auf die noch übrigen Gesprächsmöglichkeiten aus, und so wunderte sich Emil beim Nachhausekommen wieder einmal, wie still es in seiner Wohnung unter Umständen zugehen konnte. Die aufgeputzte Puppe stand noch da; sobald er seine Frau begrüßt hatte, ließ er sich mit ihr ein. Im Gegensatz zu Meta gefiel ihm alles ausgezeichnet, und er stellte seine Wertschätzung gerade der gegenwärtigen Mode überhaupt

nicht unter den Topf, weder unter einen Bunzlauer noch einen modernen. Darin kannte sie ihn aber bereits.

„Nächstens wird das soweit kommen, daß sich die Weiber nur noch zwei Ellen Mull um den Leib winden und damit holla!“ spottete sie. „Wirst dann wohl auch noch lobsingen!“

„Det weiß ick nich!“ sagte er, sich alle Freiheit vorbehaltend. „Erst muß ick sehen. — Spaß beiseite, Metaken, die Frau soll doch durchs Anziehen — na eben anziehend werden. Sieh mal: Beine und Arme, Füße und Hals — das sind Jottesgaben, die mal nich zum Verstecken und Vergraben da sind. Wenn sich det von der Hüfte bis zum Knöchel so recht lustig regt und denn unter dem Rocksaum bald so'n flinker kleiner Fuß zu sehen kommt — na, ick hab mal meine Freude dran. Und fürs Ausjeschnittene bin ick nu gar, det muß ick schon sagen. — Alles mit Maß, versteht sich!“ schränkte er ein, als er merkte, daß seine Frauen sinnende Augen bekamen. „Det kommt immer auf den Fall an —!“

„So, da wird mir nichts anderes übrigbleiben, als mir auch so eine Fahne zuzulegen!“ meinte sie ein bißchen auffässig. „Man bleibt doch einmal ungern zurück. Unten nichts und oben nichts — und das andere noch durchsichtig: da werd ich eine Nummer bei dir kriegen — —!“

„Na, Mutter, haste ohnedem!“ lachte er zum Guten redend und umfaßte ihre Taille. „Und wat für eine! So hoch hinauf kannst du jar nich zählen mit deinen Volksschulkenntnissen! — Aber wat anderes, Metaken: ick hab heute deine Uhr versetzt. Wat sagst du dazu?“

„Meine Uhr?“ fragte sie verwundert und machte sich von ihm los; sie hatte seine Liebkosung ohnehin bloß sperrig geduldet. „Wieso versetzt? Hast du das nötig? Und hast du dich dabei nicht des Todes gefürchtet?“

„Wieso? Für den Tod gebe ich ungern was aus. Aber ick dachte: Für deine künftije Schwieger kannst du auch mal Metas Uhr versetzen, damit sie ihre Freude standepede hat. Ick hab ihr einen Jeschenkkorb jeschickt, da ick doch an ihrer Erkältung schuld bin, damit sie mir nich zu böse ist. Un dazu hatte ick nich genug Jeld. Kannst du det jut heißen, Metaken?"

Diese Nachricht hörte sie nicht ungern. Ein freundlicher Ausdruck trat in ihr großes Gesicht, und sie betrachtete einen Mann mit solchen Einfällen mit wohlgefälligen Augen. Dasselbe tat Alma, aber etwas schielend und mit Mißtrauen versetzt, ohne daß in diesem Moment jemand auf sie achtete.

„Da hast du gehandelt wie ein rechter Brautvater!" bemerkte Meta zufrieden. „Ich werde es für diesmal noch gutheißen. Aber du mußt auch nicht solche arme Seelen aufs Karussell schleppen. Sie friert doch sonst schon immer. Wenn wir einen solchen Jux treiben, das ist ganz was anderes; ich kann was aushalten."

Das kleine Zeichen stimmte sie für den Rest des Abends heimlich froh und bewirkte, daß sie ihrem Mann geneigt war, doch hütete sie sich, ihm heute etwas davon zu zeigen, und beim Zubettegehen machte sie sich sogar rarer als sonst. Er bemerkte es, ohne sie zu stören.

Immerhin erschien sie am Mittwoch morgen mit einer nachdenklicheren und gesammelteren Miene im Wohnzimmer, war ein wenig sachlich und wortkarg, wie ein Mensch, der auf etwas Bestimmtes wartet, und Alma wußte vollkommen, woran sie dachte. Sie ihrerseits zeigte ein halb ängstliches, halb abweisendes Wesen, als ob sie von vornherein Erkundigungen nach ihren Absichten abschneiden wollte, aber es war ihr nicht wohl dabei, zumal sie mit einer Ratlosigkeit aufgewacht war, deren Entwicklungsfähigkeit sie bereits beunruhigt vorausfühlte.

„Wie ist das nun mit der Enge und der Kürze von dem Rock und mit dem Ausschnitt?“ erkundigte sich Meta. „Hast du dir das inzwischen beschlafen?“

Wie sich zeigte, hatte Alma das getan.

„Mit dem Rock ist weiter nichts mehr zu machen!“ achselzuckte sie wenig bedauernd. „Der ist doch nun zugeschnitten!“ Über den Ausschnitt schwieg sie sich aus.

„Na, dann bin ich schon froh, daß du heute mit dir reden läßt!“ meinte Meta. „Mit gutem Willen ist ja vieles noch zu retten.“

Dies Rettungswerk begann sie unter dem untätigen und verdrossenen Zusehen des Mädchens. Sie stellte fest, daß reichlich Saum und Naht vorhanden sei, um den Rock eine Handbreit länger und wenigstens fünfzehn Zentimeter weiter zu machen. Alma kam es vor, als machte sie ihn einen Meter länger und sieben weiter, aber Gott, der ins Verborgene sieht, weiß, daß Meta mit allem geschäftigen Ernst unten bloß drei Zentimeter zugab und in der Weite vielleicht fünf. Aus dem Halsausschnitt schien sie vollends eine Kapuze zu machen, aber als die letzte Nadel steckte, war damit zu rechnen, daß das Mädchen noch gerade genug von seinem weißen Fell zeigen werde, um seinem Verlobten unternehmende Blicke anzuschaffen. So ein Auge ist manchmal ein sonderbares Organ; plötzlich vergrößert es ins Riesenhafte oder verkleinert ins Mikroskopische und dies meistens zu seiner eigenen Unlust. Alma hatte keinen Spaß mehr an ihrem Kleid, nachdem es so „zuschanden gerichtet“ war, arbeitete schlecht und launisch und maulte. Die Folge war, daß wieder Meta keinen Spaß mehr am Mädchen hatte. Wenn sie selber um so besser arbeitete, weil sie nicht anders konnte, so erweckte sie wenig Dank dafür, und im ganzen fand sie diesen Tag anstrengend und enttäuschend. Um die Kaffeezeit warf sich dann Alma plötzlich

über die Maschine und nähte in einem Strich zwei Stunden lang, ohne sich von ihrem Stuhl zu rühren oder so zu tun, als gäbe es außer diesem verwünschten Kleid noch ein anderes Interesse auf der weiten Welt. Mit dem wieder erweckten Eifer hob sich auch die Qualität der Leistung; Meta konnte dieser wütenden Näherei nachspüren, wo sie wollte, nirgends ließ sich d a r a u s ein Anlaß gewinnen, um ihr Einhalt zu tun. Bis zum Abend war das Kleid im ganzen zur Naht gemacht ohne die Ärmel, die als besondere Kunstleistung dem nächsten Tag vorbehalten blieben. Beinahe ebenso plötzlich packte dann Alma zusammen und machte sich mit der gleichen tödlichen Entschlossenheit über die Abendgeschäfte der Küche, wobei sie Meta überließ, ihrerseits zu tun, was sie wollte.

Das geschah aber von ihr beinahe heulend. Unbedingt mußte sie einen Charakter verwerfen, der sie so sein ließ, wie sie einmal war, und der ihr nicht erlaubte, anders zu sein — fröhlicher, leichter, liebenswürdiger. Um diesem Ideal näherzukommen, besann sie sich nebenher, welches Gericht Felgentreu am wenigsten schätzte, und das machte sie, um sämtlichen Beteiligten zu demonstrieren, wie wenig sie mit ihm zu tun habe, denn das errechnete sie ganz richtig: ohne die Frage Felgentreu gab es im Haus keine Frage Lippke. So richtete sie also zu und buk eine Art von Fladen aus Haferflocken, der nach nichts schmeckte und bloß die Eigenschaft hatte, den Magen zu füllen — vor allem aber: der dem Fleischesser Felgentreu ein Gräuel war. In den Folgen fand sie sich jedoch enttäuscht. Zu jeder andern Zeit, auch wenn Meta die Köchin dieser im übrigen sehr bekömmlichen Krankenkost gewesen wäre, hätte Felgentreu gemurrt, wie ein Kind eine Weile darin herumgestochert, mit langen Zähnen ein paar Bissen gegessen und

dann offen revoltiert, indem er in die Küche ging, um sich ein Stück Brot herunterzuschneiden und die Speisekammer nach Fleisch oder Wurst zu durchstöbern; Hering und überreifen Käse nahm er ebenfalls mit Vergnügen, um dann nachher noch nach übriggebliebenem Kompott zu fragen, oder Meta an den Marmeladetopf zu gehen, obwohl sie das abends unzeitgemäß fand und protestierte; Marmelade war bloß für morgens und nachmittags. Alles das geschah nicht. Nachdem Meta viel zu spät mit geheimem Zorn die eingeleitete Mißhandlung auch ihres Mannes erkannt hatte, ohne sie mehr abwenden zu können, erlebte sie zu ihrem Erstaunen, daß er nach einem einzigen fragenden Blick auf Almas Gesicht sich ruhig an den Tisch setzte und zu essen anfing, als ob alles in Ordnung sei. Wer jetzt stocherte und mit langen Zähnen aß, das war Alma, dagegen fing Emil nach seiner Weise an zu plaudern und etwas später zu orakeln, und nur, wer ihn näher kannte, wußte, daß er sich unter einem Eindruck befand. Meta entging es nicht, und Alma sah wenigstens ein, daß sie das Gegenteil ihrer Absicht erreicht hatte, und die Betretenheit darüber füllte ihr den Rest des Abends unbequem aus. Später, als man von außen gesehen behaglich und friedvoll beisammensaß, geschah noch etwas. Eben hatte Emil einen seiner Hausvorträge gehalten, als er ganz nebenbei seine Zigarettenschachtel hervorzog, — seit einiger Zeit rauchte er keine Pfeife mehr — öffnete und, bevor er selber nahm, leicht und ‚als ob nichts gewesen wäre' sie Alma anbot. Er sah sie nicht einmal dabei an, sondern sagte lächelnd etwas zu Meta, von der er übrigens nachgerade wußte, daß sie mit Zigaretten nicht zu verführen war. Alma fuhr leise erbleichend auf und dankte hastig, um sich sofort wieder über ihre Arbeit zu beugen; jetzt war es die Stickerei für Metas Stuhlkissen. „Nanu!" machte

Felgentreu darauf verwundert. „Du bist doch sonst keine Feindin davon!" Einen Moment ließ er wie liebkosend seinen Blick über ihren gesenkten Scheitel gehen, um ihn dann wieder seiner Frau zuzuwenden. „Ist auch besser, sie läßt erst den Anfall noch ganz vorbeigehen!" gab er einsichtig zu. „Sage mal, Mutter, tut ihr nich zu viel mit der Näherei jetzt schon? Übertreibt sie det auch nich?"

Heute entkleidete sich Meta fast ganz im Dunkeln; sie war schweigsam, ohne verstimmt zu sein, und kam lange nicht zum Schlafen. An den leichten und schwingenden Atemzügen ihres Mannes merkte sie, daß er ebenfalls wach lag, und mit einem leise ungehaltenen Gefühl dachte sie, daß wahrscheinlich auch Alma ohne Schlaf liege. Diese Ungehaltenheit gab ihr lange zu schaffen, da sie eine Ungerechtigkeit darin argwöhnte, aber es gelang ihr nicht, die Gestalt des Mädchens davon zu befreien, sie hätte sonst ihren Mann damit belasten müssen. Es lag ihr schon schwer auf, daß Emil sich gar nicht dafür zu interessieren schien, ob Alma heute bei den Lippkes gewesen war, und sie hatte genug zu tun, sich gegen ein Gefühl der Vereinsamung zu wehren, das er ihr in dieser Sache übrigließ.

Am Donnerstag früh bot Alma das Bild einer Erkrankten und Verstörten, und Meta bemerkte ihr Aussehen mit einer Mischung von Besorgnis und beginnendem Groll. In der Erinnerung an Emils Einwand wollte sie die Schneiderei heute aussetzen, aber mochte nun Alma an ihrer eigenen Störrigkeit leiden oder nicht leiden: jedenfalls war sie vorhanden und beherrschte sie in einer für sie selber so schmerzlichen Weise, daß sie den ganzen Tag keinen freien Atemzug tun konnte. Hinter ihr das Meer Meta, vor ihr der Sumpf Lippke, über ihr das Gewitter Felgentreu: das war und blieb ihre Lage. Sie war nun schon so marode und gehetzt, daß sie

gegen Mittag nach einem eigensinnig übertriebenen Arbeitsvormittag ohne jeden ersichtlichen Grund, wie von einer Art Stumpfheit befallen, vor Metas Augen ein ganzes Brett mit Tellern und allem Zubehör zu Boden warf und zwar so gründlich, daß nicht ein Stück ganz blieb. Nach einer dumpfen Erstarrung über die eigene Untat brach sie in ein nervöses Gelächter aus, das Meta das Blut in die Wangen trieb.

„Dabei ist wohl was zu lachen!“ meinte sie geärgert. „Nimm dich schon zusammen, wenn es dir möglich ist. Alles hat seine Grenzen, Mädchen.“

Alma räumte schweigend die Scherben zusammen. Sie tat das mit so unbeheimateten und fahrigen Bewegungen, daß es der Frau wieder nahe ging. In jedem andern Fall hätte sie nun ein begütigendes Wort oder einen humorvollen Ausgleich gefunden, und Alma wartete darauf, bereit, ihr dafür die Hand zu küssen, wenn sie es auch sicherlich nicht getan hätte, dafür war sie zu wenig sanguinisch angelegt, aber sie hätte ihr als der Älteren und Geschädigten Dank gewußt. Allein es hatte sich bereits in Metas Seele selber ein Tümpelchen Erbitterung angesammelt, das ihr nicht mehr erlaubte, gegenüber einem kämpfenden jungen Menschen, der zugleich ihre Rivalin war, Großmut zu üben; eine menschliche Behinderung von ganzer Gültigkeit war vollends die bockbeinige und eigenmächtige Methode, die das große Mädchen anwandte, um sich in seiner Drangsal die Anerkennung von Autoritäten und die Erfüllung von Ansprüchen vom Hals zu halten. Äußerst unbefriedigt und etwas gereizt erwartete sie Emils Auftreten und war nun schon bereit, um bloß diesem Hängen und Würgen ein Ende zu machen, den offenen Streit vom Zaun zu brechen. Zum Unglück blieb er eine gute halbe Stunde über die Zeit aus, und als er endlich wie im-

mer wohlgelaunt und unbefangen auftrat, geschah es einmal, daß Meta auch ihm am Zeug zu flicken unternahm.

„Hast wohl gute Freunde oder Freundinnen getroffen unterwegs?“ vermutete sie leise händelsüchtig. „Kannst nun das Fleisch verbraten und das Gemüse verkocht essen. Da hilft keine feine Zunge.“

Er sah sie mit einem seiner klugen verstehenden Blicke an, von deren Wärme sie sich stets entwaffnet fühlte, und sagte um einen Ton inniger als sonst, da er fühlte, daß sie litt:

„Wird schon nicht so schlimm sein, Metaken! Aufjewärmte Sachen schmecken bei dir immer noch besser als frischjekochte bei andern Weibern. Aber sieh mal, ick mußte doch mal selber nach Frau Lippken sehen. Geht mir der Olle aus dem Weg, oder wat sonst ist: nachdem ick ihn auch jestern abend nich hatte sprechen können, ließ mir det keene Ruhe. Nu, und da sprang ick schnell vorbei. — Von deiner künftijen Schwiejermutter ist die Rede!“ sagte er grüßend zu Alma, als er mit Meta ins Wohnzimmer trat. „Woran det Herz denkt. — Na, sie hat doch hohes Fieber,“ bemerkte er mit bedenklichem Gesicht wieder gegen seine Frau. „Über vierzig. Wird vielleicht eine Lungenentzündung draus, meint der Arzt. Sie lassen alle grüßen. Dich auch, Almaken. Sollst dich man recht erholen, sagte Frau Lippke. Na, und nu hab ick auch einen Hunger, der nich von schlechten Eltern ist.“

Ohne sich weiter aufzuhalten, ging er zu seinem Stuhl, setzte sich und breitete begierig die Serviette aus. Auch Alma verließ ihren Platz bei der Maschine und kam herbei. Hätte sie jetzt jemand angesehen, so wäre ihm ein befreiter hoffender Zug in ihrem sonst so bedrückten Gesicht aufgefallen. Noch einmal hatte ihr Emil eine Gnadenfrist verschafft, und während sie schon mit

Herzklopfen diesem dritten, stumm trotzenden und zugleich so furchtbar ratlosen Nachmittag entgegengesehen hatte, fand sie die Dinge unerwartet wieder in Ordnung gebracht; sie wurde sogar ermahnt, sich erst ordentlich zu erholen. Beinahe unwillkürlich im Gefühl ihrer Dankbarkeit, denn sie war jung und eindrucksfähig, sagte sie:

„Dann will ich morgen nur auch mal nachsehen!" Und ein bißchen verlegen unter den Blicken, die sich nacheinander auf sie richteten, setzte sie hinzu: „Man weiß nie, welche Wendung so etwas nimmt. Und auch sonst —!"

Eine kurze Pause folgte diesen Worten. Darauf erwiderte Meta mit kaum merklicher Erwärmung und ohne sich zu übereilen:

„Ja, das tue nur, Kind!" Und noch etwas zögernd auf ihre Worte eingehend erwog sie weiter: „Im übrigen wollen wir das Beste hoffen und nichts berufen. — Und das Kleid ist dir ja jetzt sicher auf den Sonntag."

Darauf begann Emil unterm Löffeln vom alten Lippke zu erzählen, kam wieder auf Stine, erwähnte Klara und gab wie unabsichtlich seiner Achtung vor Julius' Wesen und Charakter Ausdruck. Alma sah er dabei nicht näher an, und auf ihre Ankündigung ging er nicht ein, aber alles zusammen machte doch einen so guten Eindruck, daß diese Woche zum erstenmal wieder ein Schimmer der sonstigen Gemütlichkeit die kleine Tischgesellschaft umschwebte, und der Streit jedenfalls für heute an dem Zaun blieb, von dem ihn Meta hatte reißen wollen.

So verlief der Nachmittag nicht unmutig. Das Kleid konnte zum erstenmal am lebenden Modell geprobt werden, und es war sowohl über den Schnitt des Musters, wie über die Ausführung nur das Beste zu sagen. Da das Muster wie immer für eine Idealfigur angelegt war,

und Almas Gestalt sich derselben jedenfalls stark annäherte, so fand sich auch kaum etwas zu ändern. Am unteren Saum des Rockes brannte zwar die Meinungsverschiedenheit über die Länge noch einmal auf, aber Alma setzte sich sofort in Kampfpositur und begann wieder von unten herauf zu blicken und abzuspringen, so daß Meta etwas errötend, ohne sich zu ergeben, die Sache auf sich beruhen ließ und über den Ausschnitt, der ihr natürlich auch noch zu tief vorkam, überhaupt nichts sagte. Um diesen Preis erhielt sie den Frieden bis zum Feierabend. Gewissermaßen zum Dank oder zur Begütigung sorgte Alma dann, daß Emil im Gegensatz zu gestern eine Lieblingsspeise bekam und zwar Bratkartoffeln mit gebratener Grützwurst, die von Fett und Mostrich troff; das war so sein Fall. Als er sah, wie heute gespielt wurde, wollte er auch nicht zurückstehen und holte eine Flasche Wein herbei; zu diesem Entschluß brauchte es nie viel bei ihm, ob es nun Sonn- oder Werktag war. Nachher grub er plötzlich aus seinem Schrank eine alte Zither hervor, die er, Gott wußte wie lange, nicht mehr gespielt hatte. Eine Weile stimmte und klimperte er, darauf ließ er einen Ländler hören, nachher einen Walzer, um fürs erste mit einem Schnadahüpfl aus seinen besten Tagen zu schließen. Meta zeigte wieder einen sinnenden Blick, das schien er aber nicht zu merken, statt dessen begann er angeregt von seinen Wanderfahrten in allen deutschen Landen zu erzählen, die Freiheit zu preisen, das Lob des Himmels und der weiten Erde zu singen, und obwohl er seine Worte immer an beide Frauen zugleich richtete, machte es sich doch so, daß Alma seine eigentliche Zuhörerin war, da sie die meisten von seinen Geschichten noch nicht kannte. Sie bekam ein bißchen rote Wangen; wenn sie zufällig einmal an Julius dachte, so war ihr, als ob sie sich an ein

ausgedehntes endloses Regenwetter erinnerte, und sie konnte nichts so wenig ausstehen wie Landregen. Aber schließlich wurde sie wieder unruhig, da ihr Metas Schweigsamkeit auffiel. Zur rechten Zeit nahm er die Zither wieder vor, aber auch er war inzwischen auf seine Frau aufmerksam geworden. „Sieh mal an," dachte er mit ihr: „So lange hab ich das Ding nicht mehr angerührt, da braucht mir das Mädel bloß Grützwurst zu braten, und ick trete in Aktion. Na, bin schon neugierig, wie mir Metaken das beibringen wird!" Gegen alle Erwartung schloß der Abend ein bißchen kleinlaut.

Einen Erfolg zeitigte er dann noch für Alma, der sie selber überraschte. Das begann schon während des Ausziehens. Noch nie hatte das sonst so trödellustige Mädchen abends dermaßen ohne alle Rücksicht in so vollkommener Vergessenheit getrödelt wie heute. Es war schon zwölf Uhr, und sie saß noch immer erst halb entkleidet mit hängenden Zöpfen am Fenster, starrte zum Himmel auf, über den mit leisem Drängen allerlei halbdunkles Gewölk hineilte, und grämte sich über sich selber. Schlecht war es gewesen, daß sie gestern Felgentreu ein Zornessen vorgesetzt hatte, und erst recht nicht gut war es, daß sie ihm heute ein Liebesessen anrichtete. Sie konnte tun, was sie wollte, so ging es nachgerade übel aus. Aber das machte ihr widerborstiger und undankbarer Charakter, der alle Liebe und Aufopferung in diesem Haus mit Unfrieden und Schmollerei vergalt. Lange grübelte sie darüber nach, warum sie das nicht zu ändern vermochte. Heute mit dem Rocksaum war sie doch gleich wieder bereit gewesen, sich zu „verkrachen". Und daß Felgentreu sich so an ihr verbiß, das konnte er doch bloß infolge eines entsprechenden Fehlers an ihr. Sie verstand ihn ja gar nicht in Schach zu halten. Sie fragte sich, ob sie das wohl von ihrer Mutter geerbt habe, von der sie so wenig

wußte, und über die sich Meta so zurückhaltend äußerte — oder so schonend, wenn sie schon einmal von ihr sprach. Darauf schickte sie sich ernsthaft an, über ihr sonstiges Leben nachzudenken, und fand es verwirrt. Schon jetzt begann sich der nächste Nachmittag wieder vor ihr aufzubauen wie eine Mauer. Aber allmählich löste sich daraus deutlicher die Gestalt ihres Verlobten und die Erkenntnis, daß das ganze Verhältnis für ihn auf einen Betrug oder wenigstens auf eine Enttäuschung zutrieb. „So geht das auch nicht weiter!“ dachte sie kopfschüttelnd. „Immerhin ist er ein ehrenhafter Mensch!“ Entschlossen wandte sie sich endlich nach ihrem Tisch, nahm Schreibzeug und Papier her und begann zu schreiben. Sie verfaßte einen Brief an Julius, worin sie in freundlichen und demütigen Ausdrücken mitteilte, daß es ihr leider verwehrt bleibe, die Seine zu werden, da sie nicht gut genug für ihn sei. Er brauche ein stilles feines Mädchen, aber sie sei hochfahrend und selbstsüchtig, und für einen eingezogenen Lebenswandel eigne sie sich schon gar nicht. Doch dieser Brief stockte auf einmal und kam nicht weiter, so daß sie ihn zerriß und unmutig einen neuen begann, in welchem sie den „unerbittlichen Tatsachen“ mehr Beachtung schenkte. Die „unerbittlichen Tatsachen“ hießen Aussteuer und so weiter; Emil Felgentreu gehörte auch dazu. So schrieb sie hier im Gegenteil, daß sie entschlossen sei, die Seine zu werden, weil sie seine Eigenschaften respektieren müsse, und weil alle diese Vereinigung wünschten, aber sie müsse sagen, daß sie ihn nicht so liebe, wie man lieben verstehe; sie achte ihn und wolle ihm gehorsam sein, soviel sie irgend könne. Und zu diesem Zweck müsse sie ihn zuerst mit einigen unschönen Eigenschaften von ihr bekannt machen. Lange grübelte sie über diese Eigenschaften nach, ohne daß sie sie am Kern zu erfassen und zu nennen wußte, und schließlich

hielt sie das alles für Unsinn und fing erzürnt einen dritten Brief an. In diesem kam sie auf den ersten zurück, machte ihn kurz und höflich mit der Unmöglichkeit bekannt, ihn zu heiraten, bat um Verzeihung und teilte mit, daß sie gleichzeitig das Haus ihrer Verwandten verlasse, da sie deren Vertrauen nicht länger würdig sei. Dieser Brief verschaffte ihr endlich eine düstere Befriedigung. Sie faltete ihn und steckte ihn in den Umschlag, schrieb auch die Adresse mit dem Vermerk: „Persönlich" und frankierte ihn.

Darauf begann sie unter ihren Sachen Umschau zu halten und wählte die aus, von denen sie annahm, daß sie für eine erste Zeit unentbehrlich seien; das waren einige Wäschestücke, ein Paar Schuhe, ein Kleid, einige Blusen, ein Reserverock — und schon war der Handkoffer voll. Sie sah noch einmal auf dem Schrank nach, wo die Reisebehältnisse lagen, aber ein größerer Handkoffer fand sich nicht. Enttäuscht und traurig betrachtete sie darauf all die Sachen, die sie hierlassen sollte, und welche die weitaus größere und ansehnlichere Hälfte darstellten, ihre guten Kleider, ihre Unterröcke, ihr weißes Sommerzeug, ihre weißen Schuhe, ihren Sonntagshut, ihren hübschen Wintermantel mit dem der Tante im bekannten Verfahren erpreßten Fuchskragen, ihre Tanzschuhe, ihr Ballkleidchen, ihre Vasen, Schachteln, Döschen, Sächelchen und Geräte, das Photoalbum, das Tintenzeug mit dem bronzenen Hirsch, der das Tintenfäßchen zwischen den Geweihen trug, und die niedliche Standuhr auf vier Säulchen, die ihr Felgentreu geschenkt hatte. Dies und noch vieles andere sollte sie hierlassen, und wie sie ihre Tante einschätzte, konnte sie niemals darauf rechnen, die Sachen wiederzusehen, außer wenn sie kam und sie sich selber holte. Ganz entmutigt setzte sie sich auf das kleine Sofa. In den Händen der Tante befand sich fer-

ner ihr Sparkassenbuch mit einer Einlage von sechshundertunddreißig Mark — lauter Geburtstags- und Festtagseinzahlungen der Felgentreus; lumpen hatten sie sich nie lassen. Mit der Aussteuer und der Erbschaft war es doch ebenfalls vorbei, wenn sie einen solchen Streich machte, mochte sie dann nachher heiraten, wen sie wollte. Sie war schon viel unentschlossener, zu fliehen, und entschlossener, zu bleiben. Mindestens hatte sie bis zum Sonntag noch drei Tage Zeit, und bis dahin konnte viel geschehen. Wer wußte, was zum Beispiel Felgentreu noch tat! War er schon soweit gegangen, um die Sache ihr zu erleichtern, so ging er vielleicht auch noch weiter. Zweifelnd begab sie sich endlich zu Bett, um wenig zu schlafen und schlecht zu träumen, und am andern Morgen erhob sie sich zerschlagen mit scheuem Blick und auf unsagbar bittere Kämpfe gefaßt.

Als sie Meta so erschien, fiel dieser ein Stein aufs Herz. Sie sagte nichts und wollte sich auch nichts anmerken lassen, aber Alma brauchte nur einen flüchtigen Blick in ihre großen grauen Augen zu tun, um zu wissen, wie sie mit ihr daran war. Der Tag wuchs sich denn auch zu einem stummen zähen Ringen der beiden Seelen gegeneinander aus. Ohnmächtig fühlte Meta den verschärften Widerstand in Almas flackernder Unstetheit; sie fürchtete nachgerade, daß das Mädchen sie noch um alle Gnade bei Gott bringen werde, aber sie hatte heute zu viel Zitherspiel im Gehör, um wie vorgestern die Entscheidung dem Streit anheimzustellen; heute war sie zur äußersten Hartnäckigkeit entschlossen. Daher hielt sie auch die Oberleitung unerbittlich in den Händen, machte keinen Fehler, gab sich nicht für eine Heftigkeit oder einen Angriff frei, war von einer Langmut, die zur Verzweiflung treiben konnte, und von einer Ebenmäßigkeit, die Alma auf ganze Strecken zum Zittern brachte.

Unter aller Seelennot wurde das Schottenkleid fertig. Alma bügelte nach dem Essen das Futter in der Küche und hielt sich so lange dabei auf, daß man in der Zeit ein ganzes Mädchenpensionat hätte zum Knistern bringen können. Meta begriff das und störte sie nicht. Als sie aber wieder erschien, machte sie dem stillen Elend ein Ende, indem sie das Mädchen mit einem Auftrag fortschickte.

„Nimm dir Zeit!" sagte sie, als Alma ging. „Geh etwas spazieren. Du bist die ganze Woche nicht ausgewesen. Vor sieben brauchst du nicht wieder da zu sein."

Solche unerwarteten freien Nachmittage waren dem Mädchen auch früher je und je zugeflogen, wenn Meta fand, daß es Ausspannung und Freiheit nötig habe. Heute begriff Alma, daß ihr damit Gelegenheit gegeben war, ihre Ankündigung auszuführen. Aber schon der *Gedanke* an die Familie Lippke machte sie frieren und schauern, und selbst Klaras lustige Augen hatten die Anziehungskraft auf sie verloren. Danklos und ohne den Schwung, der sie sonst aus dem Haus geführt hatte, machte sie sich davon. Ein Ziel besaß sie nicht, und was sie mit der Zeit anfangen sollte, wußte sie auch noch nicht. Sie verrichtete die kleine Besorgung, die sie halbwegs zu den Lippkes führte, wandte sich dann aber mit einem abwehrenden Gefühl scharf seitwärts, nahm eine Elektrische und fuhr nach dem Tiergarten. Dort versaß und vergrübelte sie die ganze Zeit in einem Kaffee hinter einer Tasse Schokolade, sah nichts und hörte nichts und kehrte am Abend unerleichtert nach Hause zurück.

In der Zeit trieb sich Meta von einer leeren Ratlosigkeit erfüllt in der Wohnung zwischen ihren Dingen umher und wußte lange nicht, was sie wollte oder sollte — bei der sonst so zielvoll beschäftigten Frau ein Zustand von großer Bedenklichkeit. Endlich zog sie ein Verlan-

gen, und ohne es recht zu wissen, wie um am Ort zu sehen und zu fühlen, fand sie sich auf dem Weg nach Almas Kammer. Gespannt trat sie ein, und nach einigem Wittern und Tasten der Seele nahm sie auf dem kleinen Sofa Platz. Der Raum war voll vom Duft eines gesunden jungen Menschen; es roch nach frischer Luft und ebensolcher Wäsche, und darein mischte sich etwas Veilchen von Almas Seife. Viel betrübte und irrende Liebe kehrte von allen Seiten zu Meta zurück, während sie so saß und horchte und mehr innerlich als äußerlich spähte. Ihre Augen weiteten sich leicht und vertieften sich an jedem Gegenstand, den sie da erblickte. Hier lag ein elfenbeinerner Federhalter und der Tintenwischer mit dem Mohrenkopf. Den Abtrockner, einen etwas büroListischen Gegenstand, hatte das Kind durch ein paar aufgemalte Blumen besser seiner Umgebung anzupassen gesucht; der Charakter der Blumen stand nicht ganz sicher, aber es waren Blumen. Dort stand Almas Waschtisch mit den blitzendhellen Glasschalen; sie war leidenschaftlich reinlich. Auf einem Etagerchen lagen die paar kleinen glänzenden Gegenstände der Nagelpflege, die sie sich nach und nach hatte schenken lassen; Meta betrachtete sie mit einer Regung von mütterlicher Sympathie, wenn sie ihr über das Nötige auch hinauszugehen schienen.

Auf dem Tisch neben der Schreibmappe lag das Ausgabenbuch; sie nahm es auf und sah hinein. Da standen die Zahlen reinlich und eigensinnig genau untereinander, und die Übertragssumme brauchte sie nicht nachzuprüfen, sie wußte, daß alles stimmte. Halb träumerisch legte sie das Büchelchen zurück und hob ohne bestimmte Absicht die Mappe auf, als ihr darunter ein postfertiger Brief in die Augen fiel. Sie nahm ihn und las: „An Herrn Julius Lippke" und so weiter. Lange betrachtete sie ihn und wandte ihn denkend hin und her.

Was mochte er enthalten? Was hatte sie dem Lippke zu schreiben, wenn die beiden nicht ohnehin ein Verhältnis miteinander hatten, oder wenn sie ihm nicht den Abschied schrieb? Nichts wußte sie von diesem Kind, das ein echtes Sorgenkind war. Sie hatte den Brief nicht mitgenommen, also war sie noch zweifelhaft. „Gott wache darüber!“ dachte sie kopfschüttelnd. „Gott wache über uns allen!“ Sie legte ihn zurück und erhob sich langsam aus ganzem Herzen seufzend. Einen trübe fragenden Blick tat sie noch den Wänden entlang über die Bilder und die angehefteten farbigen Ansichtskarten, und schon wollte sie mit schwererem Herzen, als sie gekommen war, wieder gehen, da fiel ihr der Handkoffer in die Augen. „Nanu, was tut das Ding hier?“ murmelte sie stutzend. Langsam und wie in Furcht, ein Geheimnis zu entdecken, das nicht für sie bestimmt war, näherte sie sich ihm. Dann bückte sie sich, hob ihn auf, fand, daß er gepackt sei, und ratlos setzte sie ihn nieder. Eine ganze Weile brauchte sie, bis sie sich entschloß, nachzusehen, ob er geschlossen sei. Er war offen, und sie schob das Plättchen beiseite, worauf er auseinanderfiel. Sie sah zur Reise oder zur Flucht gepackte Kleidungsstücke und Wäsche, machte nach kurzem Mustern wieder zu und erhob sich mit dem Aussehen eines Menschen, der alles weiß und nichts begreift. Der Vollständigkeit wegen öffnete sie noch den Schrank; da hingen und lagen alle andern Sachen — das neue Kleid mitten darunter. „Mit einem Mann hat sie nichts vor!“ stellte sie fest. „Wozu hat sie sich nun wie eine Wölfin für die zwei Zentimeter Länge gewehrt, wenn sie doch ausrücken will?“ fragte sie sich verständnislos. „Das alles ist, um an der Vernunft zu verzweifeln!“ Sie schüttelte wieder den Kopf. Ein bohrendes Weh regte sich in der Gegend ihres Herzens. Sie schloß den Schrank, warf noch einen fragenden Blick

auf das Köfferchen, richtete sich mit einem schmerzlich enttäuschten Zug zum Gehen und verließ die Kammer rastlos denkend. Die sehnsüchtige und gerührte Stimmung war verflogen und hatte einer gewissen Bitterkeit Platz gemacht; trauernden Herzens sah sie von neuem die Qual dieses Kampfes heraufsteigen, in welchem nur beide die Unterliegenden sein konnten. Diesem furchtbaren Ausgang, sagte sie sich, konnte sie die Spitze abbrechen, wenn sie das Mädchen nach dessen Zurückkunft kurzerhand zur Rede stellte, aber augenblicklich war ihr dieser Gedanke noch ganz unzugänglich. Kaum daß sich ihr großes Herz angesichts dieses Undankes einer Erstarrung erwehrte, und daß sie sich bei ihrer einmal beschlossenen Gerechtigkeit und Fassung erhielt, die jedem seinen Spielraum zuwies und ihm seine Freizügigkeit zubilligte. Aber sie stand in großer Gefahr, gegen Gott zu murren, und mit heimlichem Zittern suchte sie wieder ihre Räume und Gewohnheiten auf, um dort bedroht und hilflos das Kommende zu erwarten. Fragt man aber, was diesem sonst so warmherzigen Menschen im Weg war, um seinem mütterlichen Impuls nachzugeben, so findet sich der Grund in dem Umstand, daß sie außerdem noch Frau und Gattin war. Den ganzen Tag brachte sie nicht das Zitherspiel von gestern abend aus ihrem Gehör. Eifersucht ist aber der berechtigste und unmittelbarste irdische Schmerz.

Wie um ihr noch mehr Grund dazu zu geben, kam Alma in Begleitung Felgentreus nach Hause. Sie sprachen miteinander, und wenn Meta sich nicht täuschte, so hatten sie noch draußen miteinander gelacht. Sobald aber Alma ihr wieder unter die Augen trat, verwandelte sich ihr Gesichtsausdruck. Die schmerzhafte Widerspenstigkeit, das durch Trotz wenig gebesserte schlechte Gewissen, das Vonuntenheraufsehen des Blickes, die gleichzeitige

Fluchtbereitschaft — alles war wieder da, und den Besuch bei Lippkes hatte sie nicht ausgeführt. Ob sie statt dessen Felgentreu abgewartet hatte, wollte Meta nicht wissen. Und daß Alma mit dem Trieb die Wohnung betreten hatte, sich mit dieser Frau auszusprechen, ehrlich „abzusagen“ und sie um ihre Verzeihung zu bitten, da sie sonst doch bloß Unglück über das ganze Haus brachte — davon k o n n t e sie nichts wissen.

Alma saß neben dem Büfett und starrte ohne zu begreifen auf Meta, während diese den Tisch fertig deckte. Da war soviel Ruhe, Großartigkeit und Leben an der guten Gestalt, soviel, was auf Vertrauen und Güte deutete, was einlud, sich in ihre Hut und Pflege zu begeben, daß eine beinahe wilde Wallung von Kindlichkeit und Sehnsucht sie überkam. Ein Verlangen befiel sie, zu ihr zu laufen und ihr aufschluchzend um den Hals und an die Brust zu fallen. Schon errötete sie und ihre Augen brannten erregt auf, da wandte sich dies Rätsel wieder gleichmütig und frauenhaft unzugänglich herum, schwang den für gewöhnlich etwas kühlen Blick sorgsam über Alma hinweg und forderte zu Tisch auf.

Der Sonnabend wurde von den drei Menschen folgendermaßen begonnen. Meta fand sich vor dem Spiegel um eine ganze Reihe von Jahren gealtert. Die Nacht war ihr wieder schlaflos und dazu mit zerstörenden Grübeleien und einander widerstrebenden Empfindungen verlaufen, die nachgerade die Temperatur von Leidenschaften annahmen. Der kommende Tag lag ihr bereits verdorben und zerbrochen vor den Augen da, und wenn sie einen Wunsch hatte, so war es der, daß er schon wieder vorbei sein möchte. Felgentreu ging in aller Warmherzigkeit und fortdauernden Offenheit mit leicht gespanntem Blick herum. Er hatte Neigung, sich darüber zu beunruhigen, daß er zum Mittelpunkt eines solchen

geheim bittern Kampfes zwischen zwei von Natur guten und nach seiner Überzeugung großartig angelegten Menschen geworden war, aber da er sich selber ohne seinen Willen von irgendeiner dritten Macht ergriffen und dahingeführt fühlte, rettete er sich ein größeres Maß von Übersicht und Freiheit; er verwandelte beides in Mitgefühl und menschliches Verständnis und behielt so in seiner Erscheinung eine gewisse Tröstlichkeit, die versöhnend wirkte, solange er da war. Alma erschien mit tiefen Schatten unter den Augen. Die Züge neben ihrem Mund herunter schienen eingefallen und gaben ihr einen verlangenden Schein, der ihren Reiz vermehrte. Aber um ihn unbefangen wirken zu lassen, war sie zu unfrei und lag zuviel Lauerndes in ihrem sonstigen Ausdruck. Sie lauerte auf Aussprache, auf Krach — sie war auch händelsüchtig! —, auf Liebe, auf Erlösung — Gott wußte, worauf noch sonst. Übrigens empfing sie eine Karte von Klara. „Liebes Almaken, warum kommst Du immer nicht. Bist Du noch krank? Wir können es uns gar nicht denken; das wäre zuviel Unglück auf einmal. Unsrer Mutter geht es sehr schlecht. Es ist eine Lungenentzündung, und das Herz macht Umstände. Sie fragt immer nach dir. Kommst Du morgen am Sonntag? Ich backe einen Kuchen und mache einen Extrakaffee. Mit herzlichen Grüßen Deine Klara!" Alma las und legte die Karte schwer bedrängt weg. Sie hörte wie aus weiter Ferne die Stimme ihrer Freundin: „Kommst du am Sonntag?", sah ihren zuversichtlichen und lächelnden Blick, und dann ging alles wieder in der Schwermut dieser Gegenwart unter. „Wer weiß, was am Sonntag ist!" dachte sie trübe. „Da bin ich vielleicht über alle Berge!" M e t a hatte die Post gebracht, und Alma wußte also, daß sie die Karte gesehen hatte. Mochte sie! Mochte sie auch den gepackten Handkoffer sehen; es war

ihr gerade recht! Einmal mußte das doch zum Austrag kommen!

Es war Putztag, und das paßte ihr fraglos, so konnte sie sich in einer körperlichen Arbeit unterbringen. Auch Meta fand den Umstand angenehm, und zwar aus demselben Grund. So war die Wohnung noch nie gescheuert und heruntergeputzt worden — selbst hier in diesem akkuraten Haus. Sind ohnehin die Hausreinigung und eine gewisse Zornmütigkeit der Frauen an solchen Tagen unzertrennliche Erscheinungen, so steigerte hier in umgekehrter Wirkung die letztere die erstere. Daß die Frauen nicht die Böden aufbrachen und die Tapeten herunterrissen, das war noch das einzige, aber sonst wurde keine Unternehmung ausgelassen, die dazu geeignet ist, Unbehaglichkeit und Aufstand zu verursachen, Arbeit zu machen, die Dinge für einen Tag auf den Kopf zu stellen, und die Beteiligten darauf in einem Zustand vollkommener Erschöpfung und Gebrochenheit zurückzulassen. Fuhr Meta unter alle Möbel, so stieg Alma an allen Wänden und Fenstern hoch. Drang Meta unerbittlich in die Einzelheiten, so nahm Alma für ihren Tatendrang unabwehrbar die ganze Breite des vorhandenen Raumes ein. Stundenlang brauste die Wasserleitung, schrammten die Bürsten, schäumte Seife und Soda, klatschten nasse Lappen auf den Boden und um Möbelkanten, knarrten und schrien herumgerückte Möbel auf den Dielen und rasselten die Eimer. Als Emil nach Hause kam, wußte er nicht, wo er bleiben sollte, und gab es zu essen, was er einen Zornfraß nannte. Das war nun der Punkt, wo auch bei ihm das menschliche Verständnis aufhörte. Der Engel des Trostes war verstimmt, aß kaum und hob sich bald aus dieser Unwohnlichkeit wieder weg, um in einer Wirtschaft sich an einem Glas Bier und einem ordentlichen Stück Braten nach

seinem Herzen zu entschädigen. Indessen begannen zu Hause schon die Bohnerfreuden. Bald roch die ganze Wohnung nach Bodenwachs, und eine Stube nach der andern wohnte großäugig dem Prozeß ihrer Verdoppelung bei, das heißt, ihrer zweiten Erscheinung im Spiegel des gewichsten Bodens. Der Lebenswandel jeder Fliege an der Stubendecke war bald im Parkett genau zu verfolgen, so daß man darüber hätte Buch führen können, und was eine von den vormittägigen Putzerinnen etwa in der Höhe oder Weite übersehen hatte, das erschien jetzt unbarmherzig als rügender Makel in der leuchtenden Fläche. Einmal sagte Meta: „Die Möbel müssen auch etwas bekommen!" und das war in der sonstigen Schweigsamkeit des Tages ein ungeheures Ereignis, aber daß sie etwas bekommen mußten, das hatte sie ebenfalls im Boden gesehen. Kurz als es Abend wurde, glänzte die ganze Wohnung wie neu auferstanden und waren die beiden Frauen zu Ruinen ihrer selbst geworden, da es bekanntlich außerdem zur rechten Gesinnung eines Putztages gehört, Essen und Trinken zu verschmähen oder gar vollkommen zu vergessen; vergessen ist natürlich besser und verdienstlicher als verschmähen, welches beweist, daß man immerhin daran gedacht hat.

Woran aber heute wirklich keine von beiden gedacht hatte, das war der Besuch bei den Lippkes. Sonnabend war kein Besuchstag; da hatte jede Familie mit ihrer Putzerei zu tun, und es konnte bloß ein schlechtes Licht auf eine Person werfen, die diese Tatsache etwa aus den Augen setzen wollte. Insofern war der Tag leichter gewesen als der gestrige. Aber sonst waren wie bei einer eiternden Angina wieder genug feinere Herzfasern zugrunde gegangen, und stand man sich abends auch moralisch in den ersten Stadien der Ruiniertheit gegenüber. Bei leidenschaftlichen und sonst rechtlichen Menschen geht

dergleichen viel schneller, als bei gleichgültigeren und unreinern, und hier war der Verlauf rapid. Immer hatte Alma gedacht: „Die Aussprache! Mußt mit ihr reden! So geht das ja nicht weiter!" Aber an eine Hausfrau — und selbst den besten Menschen — in ihrer vollen Entfaltung heranzukommen, ist seit der Erfindung der Haushaltung noch keinem gelungen. Eine Zeitlang hatte sie den Plan, mit dem Stiel ihres Schrubbers eine Scheibe des Vertikos einzustoßen, um vielleicht einen Streit herbeizuführen, aber schließlich wagte sie es doch nicht und ließ statt dessen bloß ein Glas fallen, was diese Wirkung nicht ausübte. Felgentreus Nachhausekunft wohnte sie nicht bei, da sie bereits in ihrer Kammer saß und wieder Haarwäsche hatte. Daneben trieb sie allerlei sonstigen privaten Vorsabbat, so daß sie darüber ganz die Zeit vergaß und erst eine halbe Stunde über die gewöhnliche Essenszeit wieder zum Vorschein kam, ohne gerufen worden zu sein. Sie fand auch jetzt noch kein Essen auf dem Weg und Meta untätig mit den Händen im Schoß an ihrem Fensterplatz auf der erhöhten Pritsche. Meta sah ermüdet aus und war blaß; Alma hatte sie über sehr mutlosen Betrachtungen betroffen. Das fiel ihr unvermittelt aufs Herz und kürzte ihr den Atem. Aber schon regte sich die Frau. „Es ist wohl Zeit zu essen!" sagte sie ruhig und sehr fern. „Emil ist zu den Lehmanns gegangen, wohin wir eingeladen waren, aber ich bin zu müde." Damit erhob sie sich.

„Ich werde schon alles anrichten!" sagte Alma hastig. „Bleib du nur und ruh dich aus." Bereits war sie draußen. Irgend etwas regte sich nun in ihr, das sich zu fürchten begann. Es war entzündet aus Metas, wie aus einem Abgrund aufgestiegenen Blick, und dieser Blick bestand darin, daß sich Meta ebenfalls zu fürchten begonnen hatte. Sie war der Hoffnung gewesen, daß

Emil auf die Einladung verzichten und ihr zu Liebe zu Hause bleiben werde, aber er war wie von einem Geist besessen fortgelaufen. „Du hast ja gewußt, daß abends ausjejangen werden soll. Ick kann doch die Lehmanns nu nich einfach versetzen!“ Das war wahr und doch nicht wahr, wie oft bei diesem merkwürdigen Menschen. Bei den Lehmanns war eine hübsche erwachsene Tochter, und jedenfalls hatte er sich mit besonderer Sorgfalt angezogen. Beim Gehen hatte er ausgesehen wie ein lediger junger Mann, und sie hatte er zurückgelassen als die alternde Frau, als die sie sich heute zum erstenmal fühlte. Da lag vielleicht das wahre Schicksal und nicht bei dem Mädchen, von dem sie heute nachgerade vermutete, daß es wohl bloß eine Gelegenheit bot. Das war auch der Sinn ihrer neuen Furcht und der Ausgang des Schrecks, den sie nun Alma einjagte. Er hatte zur Folge, daß ihr das Mädchen nach dem Essen ebenfalls fortlief. Eine Viertelstunde saß Alma bei der schweigenden Frau mit dem abgründigen Blick, den sie kaum einmal hob, wie auf glühenden Kohlen. Darauf fiel es ihr plötzlich ein, einmal eine Treppe tiefer im Haus bei Kallmorgens einzusprechen, wo ein Kind krank lag, und schon war sie weg. Sie blieb bis gegen zehn Uhr; solange saß Meta allein mit ihren einsamen Betrachtungen, mit ihren stummen Blumen und mit den Vögeln ihres Mannes. Im richtigen Verständnis hatte sie das Mädchen gleich geheißen, den Wohnungsschlüssel mitzunehmen; als es zurückkam, befand sie sich schon im Schlafzimmer. Sie nahm noch Almas Gutenachtgruß durch die Tür in Empfang, sagte mit ernstgestimmter Vorsorge: „Fang nichts mehr an; wirst auch müde sein!“ und zog die Tür zu.

Alma gehorchte insofern, als sie wirklich nichts Neues mehr begann; auch sie rüstete sich, zu Bett zu gehen.

Der Tag war vorbei und versunken mit allem unklaren Lärm, mit aller Hast, die sich Menschen nur immer machen können, um die innere Stimme zu übertönen, und mit ihm war auch diese schlimme und kummervolle Woche zu Ende gekommen. Alma blickte auf sie zurück wie auf ein geschlossenes Grab, und unerwartet sah sie zu dessen Füßen den Engel der Versöhnung sichtbar sitzen, den sie bisher bloß geahnt und gefühlt hatte. Dieser Engel hat die ergreifende Eigenschaft, daß er jungen Augen leichter erscheint als alten; in der Welt der Kinder gehört er noch zu den täglich begegnenden Gestalten, und der Tag, an dem wir erkennen, daß er überhaupt ein Engel ist, ist schon das Datum unsrer Austreibung aus dem Paradies. Lange saß Alma und horchte auf die Melodie des Feierabends, die sie wie das Summen dieses Engels umgab. Unwillkürlich dachte sie an frühere Wochenenden. Noch vor wenigen Jahren war sommers kaum ein Sonnabend gekommen, an welchem die Familie Felgentreu nicht die Rucksäcke gepackt hätte und ausgeflogen wäre. Meistens war Emil schon im Wanderhabit in die Fabrik gegangen, um von da nach Feierabend direkt nach dem Stettiner Bahnhof zu fahren, wo ihn die Seinen mit den Fahrkarten erwarteten; eine Viertelstunde später dampfte der Zug nach Eberswalde. Das war ganz aus dem Gebrauch gekommen, Alma wußte nicht zu sagen, warum. Statt dessen hatte diese Vogelwirtschaft angefangen und das Wesen Sonntag abends mit den Bodegas, und war man ganz eingeberlinert. Jetzt vergingen Monate, ehe man einmal hinauskam, und dann war es im großen Schub am Nachmittag, wobei keine Andacht und kein rechtes Vergnügen aufkommen wollte. Alma wandelte ordentlich die Sehnsucht nach Kiefernwäldern und Seen an und nach der ganzen stillen Schönheit der Mark, die sie sommerlang

mit ihren Pflegeeltern kreuz und quer durchzogen hatte. Dann erstanden ihr diese selber in ihren früheren Gestalten wieder vor den Augen, während der Engel der Versöhnung immer vernehmlicher summte, und ihr schien, daß sie in den Jahren ebenso abgenommen hätten, wie sie selber zugenommen hatte. Darüber befiel sie eine gesunde ahnungsvolle Bestürzung, die ihr einen Geschmack von Schicksal und Vergänglichkeit gab. Die Folge war ein bestimmtes jugendliches Gefühl von Freiheit gegenüber dem um ein halbes Menschenalter älteren und leise verkommenden Pflegevater und eine starke Empfindung von innerer Verwandtschaft und weiblicher Solidarität mit der Frau, die an ihr Mutterstelle vertrat. „Bevor du aus dem Haus gehst, versuchst du noch einmal alles!" summte zudem nun der Engel der Versöhnung, und wendete ihr überzeugend seine goldenen Augen zu. „Immer zu, Alma! Sie wird dich verstehen!"

Schon hatte sie die Füße aus dem Bett. Noch drei Atemzüge lang besann sie sich, dann setzte sie sie auf den Boden und stand auf. Eine solche im voraus beschenkende Stimmung hatte sie einmal in ihrem Leben gehabt, als es ihr gelungen war, Meta zu bekennen, daß *sie* eine Scheibe zerschlagen hatte und nicht der Hund, der damals die Familie vervollständigte. In ihr lächelte etwas, indessen ihr Gesicht einen aufmerksamen und etwas sorgenvollen Ausdruck annahm, denn noch wußte sie nicht genau, was sie eigentlich wollte. Aber da durchschritt sie schon das Wohnzimmer. Jetzt hatte sie den Griff der Schlafzimmertür in der Hand, drückte ihn leise nieder und öffnete langsam. Einen Augenblick noch lauschte sie, dann trat sie ein. Meta schien zu schlafen; sie atmete langsam und gleichmäßig tief. Neben ihr brannte ein kleines Lämpchen wie immer, wenn Emil abends fort war. Meta sah plötzlich leidend aus. Am Mund

herunter zogen sich zwei tiefe, und in der seitlichen Beleuchtung etwas scharfe Linien. Die Nase schien höher und kühner als bei Tag — beinahe wie man sie manchmal bei Toten sieht. Aus den Wangen war die innere Spannung noch nicht ganz gewichen; sie kämpfte mit der körperlichen Müdigkeit, und dort regte sich eine letzte Unruhe. Aber die Hand lag gelöst auf dem Herzen; am Finger glänzte breit und beinahe mit sakralem Licht der goldene Trauring. Alma fühlte eine Versuchung, sich darüber zu beugen und sie zu küssen, aber sie wagte es nicht. Sie blickte der Schlafenden wieder nach dem Gesicht; da sah sie, daß ihre Augenwinkel naß waren. Das ließ keine andere Deutung zu, als daß sie mit Tränen eingeschlafen sei, und von allen bisherigen Wahrnehmungen erschütterte sie diese am meisten. Ganz bestürzt blickte sie weg, um sich nicht einer Entweihung schuldig zu machen. Da bemerkte sie auf dem Nachttischchen eine kleine Photographie im Rahmen, die sie selber in ihrem zwölften Jahr darstellte. Das Bildchen hing sonst neben dem Vertiko an der Wand; offenbar hatte es sich Meta hereingeholt, um es zu betrachten, und es dann hier liegen lassen. Alma stand da im weißen Kleidchen mit einem großen Strauß Georginen im Arm, an den sie sich noch deutlich erinnerte, hielt den Kopf ein bißchen schief und kniff die Augen etwas ein, weil die Sonne sie blendete, aber im ganzen sah sie aus wie ein junges Menschenkind, dem das Leben noch ohne Fragen und Fanggruben offen lächelt, und das von den Schuldverstrickungen erst die äußersten harmlosen Fälle kennengelernt hat. Das alles packte sie aber plötzlich so unvermutet an, daß ihr das Weinen in den Hals stieg. Noch einen bereits in der ersten Feuchtigkeit flimmernden Blick warf sie auf die ernste Schlafende. Einen Moment war es zweifelhaft, ob sie sich aufschluchzend über sie stürzen

werde. Aber sie tat es nicht; ein deutliches Gefühl von Heiligkeit hielt sie streng davon ab. Wie von einem Totenbett wandte sie sich endlich aufseufzend weg und trat den Rückzug an. Schon zitterte ihre Lunge unter den ersten Stößen des Schluchzens. Ganz gelöst und leise taumelnd von der großen Predigt dieses Schlafes stieß sie draußen an einen Stuhl und blieb erschreckt stehen. Der Atem drinnen hörte auf. Einen Moment war es ganz still. „Ist da jemand?" fragte darauf tief und einsam Metas Stimme. Alma regte sich nicht. Etwa zwei oder drei Minuten verharrte sie wie gebannt auf ihrer Stelle, bis die Atemzüge nebenan wieder einsetzten. „Sie muß furchtbar müde sein!" ging es Alma ahnungsvoll durch den Kopf. Mit beschwerter Lunge und zitterndem Herzen vollendete sie dann ihren Rückweg, und die Mitternacht fand das schöne düstere Mädchen in leidenschaftliches Weinen aufgelöst in seinem Bett. Aber schon die Heimkunft Felgentreus hörte sie nicht mehr; auch von ihr forderte schließlich die Natur ihren Tribut ein, den sie bis zum Morgen besinnungslos entrichtete.

XI.

Der Frühstückstisch der Familie Felgentreu machte am Sonntag einen besonders friedlichen und behaglichen Eindruck. Die Vögel piepsten durcheinander, manche sangen, und der Vorsänger gefiel sich heute in ganz tiefen Rollern, so daß es den Eindruck machte, als ob er gurgelte. Die Vorhänge schimmerten sehr weiß und wohlanständig. Aus dem bereits aufgeräumten Schlafzimmer blickten vertraulich Metas Blumen herein. Es waren Alpenveilchen, Azaleen und Hyazinthen, die sie alle selber gezogen hatte; auch zwischen den Fenstern trieben überall Hyazinthen auf hohen dunkelgrünen Gläsern, und

in schmalen weißen Töpfen blühte eine kleinere Art von rosa Alpenveilchen. Die erste Zenerarie prangte auf dem Büfett; sie trug weiße Blüten in der Art der Margariten, aber mit scharlachrotem Kreis. Das leichtverhängte Licht spielte geheimnisvoll auf allen Dingen. Die Dinge schienen zu sprechen und Empfindungen auszuströmen, und das meiste bezog sich auf Meta, durch die sie ihr Leben und ihren Wert besaßen. Meta war der Mittelpunkt und der Quell ihres Seins, und es lebte etwas in dieser Wohnung, das nicht bloß gutbürgerlich war. Es ging ein Geist um, eine stille Dämonie der Fürsorge und Aufmerksamkeit, ein freundlicher Fanatismus der Treue und Zuverlässigkeit, der mit verhaltener Liebe viel mehr durch die Hand sprach als durch den Mund und übrigens viel mehr wußte, als er auch da ausdrückte. Es war eben das „Geheimnis", das mit keiner Bürgerlichkeit zu tun hat, das jede Frau, die es besitzt, ins Ungemeine und Einmalige erhebt und ihr den Rang der Unersetzlichkeit verleiht. Davon fühlte auch Felgentreu diesen Morgen wieder einen warmen Strom, der ihn ergriff und eine Strecke mit sich führte. Und nachdem eine Weile allein das Klappern der Löffel und Tassen das Wort gehabt hatte, nahm er dieses, um einen Gedanken zu äußern, der ihm gekommen war.

„Mir fällt gerade ein Bibelspruch aus meinen Schuljahren ein," bemerkte er zu Meta. „Da kann man doch sehn, daß die Lernerei nich janz so zwecklos ist. ‚Siehe wie fein und lieblich ist es, wenn Menschen einträchtig beisammen wohnen.' So'n Wort, das ist ein wahrer Besitz. Kannst reinjehn wie in eine jute Stube un Besuch empfangen. Un denn ist noch so'n Wort da aus dem Neuen Testament, wenn ich mich nich irre. ‚Der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, erfülle eure Herzen und Sinne.' Seht mal, Kinder, die arme

Frau Lippke ringt um ihr Leben, und ihre Angehörigen schleichen ängstlich um sie herum. Ick hab den Alten jestern abend abjefangen; er sagte wenig Jutes. Die letzte Woche hat uns auch sonst zu schaffen jemacht. Na schön, der Mensch ist zum Kämpfen da, aber die Kämpfe müssen einen Austrag haben. Und so Schluß mit dem bösen Spiel, und jute Miene wieder. ‚Siehe wie fein und lieblich ist es' un so weiter. Du bleibst heute bei uns, Mutter! Det ist diesmal kurzerhand Tagesbefehl! Hilfst uns den Tod vertreiben. Das Leben will sein Recht. Hier soll das Leben wieder siegen!"

Die Wirkung dieser Frühpredigt war zunächst überraschend und dann etwas widersprechend. Er seinerseits hatte es auf die Überrumplung angelegt, von der er damals in der Bodega sprach. „Weiber sind durch Tatsachen rumzukriegen." Mit starker innerer Bewegung auf die Hoffnung zu hatte Alma das neue Stichwort vernommen, und sie war sofort dessen Gläubige, da sie der Morgen noch in derselben Gesinnung fand, in welcher sie gestern die Mitternacht gesehen hatte. Aber da auch Meta noch genau das schwere Herz hatte, mit dem sie gestern eingeschlafen war, so wurde es ihr nicht so leicht, zu hoffen und zu glauben. Immerhin liebte sie und spürte daher wohl seinen guten Willen und die noch einmal bewiesene Selbstüberwindung. Aber darin bestand eben der Kummer, daß hier etwas zu überwinden war, und ihre Unfähigkeit, angesichts von überstarken Tatsachen sich an Worten zu getrösten, die nicht etwa aus Gottes Mund stammten.

„Hast nich so schlecht jepredigt," meinte sie daher etwas trübe lächelnd mit einer kleinen „theologischen" Überlegenheit, die ihr gut stand und die ihre Leute immer gern an ihr sahen. „Ein bißchen weltlich klang es zwar immer noch. Na, kannst ja nichts dafür, bist nun

mal kein Evangelist. — Auch was du so vom Tod sagst Emil," fuhr sie ernster fort, „hat nicht das Gesicht, das ich sehen muß. Mir liegt es heute schwer auf dem Herzen, und da kann mir kein vergänglicher Familienkreis helfen, der auch der Sterblichkeit unterworfen ist. — Ihr kennt mich nicht, weil ihr mich für fest und sicher haltet," sagte sie seltsam bewegt und richtete ihre großen grauen Augen schwermütig auf Emil. „Ich bin so ängstlich und hinfällig, daß ich mich manchmal vor einem fallenden Blättken erschrecke. So laßt mich schon! Ich könnte außerdem sagen: ‚Wer mich lieb hat,' und so weiter. Aber ich habe zuviel gesehen, um Gott in dieser Weise zu versuchen. Versuche du ihn auch nicht, Emil, mit deinen Entschlüssen!"

„Ick weiß nich, wie ick Jott versuchen sollte!" entgegnete dieser erschüttert, doch ohne die Möglichkeit, ihr nachzugeben. „Die Mühe möchte mir zu jroß sein. Ick bin ein Weltkind und hab mein Selbstjefühl. Metaken, Jott segne dich, meine liebe Frau, aber einmal wirst du doch die Entscheidung treffen müssen. Ick habe die größere Schwermut im Leibe als du und Gott, und hab auch die jrößere Furcht auszustehen. Det wollte ick dir schon lange sagen." Während dieser Worte war aber seine angeborene Herzlichkeit wieder bei ihm durchgebrochen. Es erschien etwas in seinem Blick wie das zarte Quellen dieses Morgens, und seine Stimme klang wieder mitfühlend und schonungsvoll. „Damit sich aber meine Frau heute nich so verlassen fühlt in der Kirche, jehst d u mit ihr mit, Almaken," bestimmte er gegen Alma gewandt, die über der unerwarteten Anrede heiß zusammenfuhr. „Den Jefallen kannst du ihr wohl tun un auch mir. Etwas Gotteswort wird dir nich schaden in der schweren Zeit der Anfechtung. Mit dem Tod werd ick hier schon alleine fertig werden. — Vorwärts, Kin-

der," trieb er dann, „daß ihr nich zu spät kommt und auch nich hasten müßt zum lieben Jott; det sieht schlecht aus."

Seiner Frau, die ihn mit leicht vergrößertem Blick während der letzten Worte beobachtet hatte, schien er etwas blasser geworden, aber sie konnte es nicht bestimmt behaupten; dagegen war er in einem gesteigerten Zustand, der Gehorsam verlangte, und fragend wandte sie die Augen nach Alma. Auch dieser regte sich nun das Herz. Auf einmal war ihr zumute, wie einem Verschütteten, der einen Lichtstrahl über sich einfallen sieht.

„Ja, das wollen wir auch, Tante Meta!" nahm sie den Vorschlag eifrig auf. „Ich hab doch richtig Sehnsucht, wieder einmal mitzusingen und mich an einer schönen Predigt zu erbauen. Mach dich ruhig fertig, ich werde das Geschirr abwaschen; in einer halben Stunde steh ich angezogen mit dem Gesangbuch da."

Meta richtete sich heimlich auf und gab sich den Atem etwas frei, aber sie sagte auch jetzt nichts als: „Es ist mir recht, Mädchen!" Ihren Mann streifte sie noch einmal mit einem still forschenden Blick, und im ganzen war ihr dies weltliche Volk mit seinen Wendungen und Verwandlungen anstrengend, aber sie liebte es nun einmal. Etwas von dieser Liebe erschien auch in ihren ernsten Augen und spielte als aufkommende Weichheit um ihren strengen Mund, während sie sich erhob. „Es ist auch schönes Wetter heute!" bemerkte sie noch, indem sie wie unabsichtlich leicht die Hand auf Felgentreus Schulter legte und nach dem Fenster sah; ihm ging die Berührung durch das Blut wie ein Gebet. „Wie gemacht für einen Kirchgang." Darauf ging sie nach der Schlafstube.

Eine halbe Stunde später verließen die beiden Frauen die Wohnung und dann das Haus. Felgentreu trat auf den kleinen Balkon hinaus und sah sie neben-

einander — Alma im neuen Kleid — über den Hof gehen. „Ick hab die Situation nochmal jerettet!“ murmelte er ernsthaft nickend. „Aber noch einige Rettungen, un ick jehe aus dem Leim. Für solche Strapazen ist ein sterblicher Mensch schließlich nich jemacht.“ Darauf steckte er sich eine Zigarette an und begann philosophierend hin und her zu gehen.

Am Sonntag waren Frau Felgentreu alle Straßen der Stadt und der Welt Wege zu Gott, und sie fühlte sich in einer gewissen Weise Eigentümerin derselben wie das Kind am Besitz seiner Eltern; die andern Menschen, die darauf andern Zielen zustrebten, duldete sie ernst und mit einem gelegentlichen aufmerksamen Blick, der sie nicht von ihrer Sammlung abzog. Alma neben sich fühlte sie gewissermaßen als einen Gruß, den ihr Mann der göttlichen Existenz bot. Eine kleine Lästerung schien ihr zwar darin enthalten, aber das Opfer war zu offenherzig dargebracht, als daß sie dachte, Gott könnte daran Anstoß nehmen. Die Verwirrung der Woche lag hinter ihr wie das Sonnabendgetümmel, das sie ja auch nicht mit in die Kirche nahm. Ihr Blick war ruhig und hell. Auf ihrer Stirn unter dem einfachen violettgarnierten Frauenhut lag Heiterkeit. Ihr Fuß trat fest und herzlich auf. Sie hatte einen etwas weiten, aber wiegenden Schritt, der dem kundigen Männerauge einen langen Atem in der Liebe verriet. Tatsächlich hatte er ihr früher gelegentlich unerwünschten Zuspruch auf der Straße verschafft, gegen den sie sich allmählich durch immer einfachere und strengere Kleidung zu schützen versuchte. Augenblicklich war sie beinahe zu alt gekleidet und machte einen etwas puritanischen Eindruck, aber für den Nachmittag besaß sie mit Maßen ausgeschnittene und durchsichtige hübsche Blusen und sogar durchbrochene Strümpfe, die ihr Felgentreu geschenkt hatte.

Auch Alma war belebt von Sonntagsgefühlen. Sie spürte die Erlaubnis, wieder ganz junges Mädchen zu sein, und war es. Von Scheu und Lebenslust gleichzeitig erfüllt, ging sie mit festen federnden Schritten neben der schweigsamen Frau her und blickte nach vielen Tagen zum erstenmal wieder neugierig nach den Menschen aus. Sie trug wie ein Symbol das neue Kleid, das gestern fertig geworden war. Es stand ihr ausgezeichnet, und sie wurde viel von jungen Männern bemerkt. Es war vielleicht ein bißchen zu freudig und weltfroh für einen Kirchgang, aber Meta dachte innerlich lächelnd, daß Gott auch im schwarzen Kleid trotzdem das bunte Herz und den begehrlichen Sinn erkennen würde. So kam man an die Straßenzweigung, wo ein Weg geradeaus zur Kirche weiterführte und einer links zu den Lippkes. Unwillkürlich blickte Meta nach dieser Richtung hinauf.

„Wie mag es um Frau Lippke stehen?" fragte sie. „Das Fieber soll gestern wieder so in die Höhe gegangen sein." Und kurz darauf sagte sie noch: „Du hast auch Klara lange nicht mehr gesehen." Aber dann wandte sie sich mit rasch zunehmender Sammlung ganz dem Geläute zu, das eben von der Kirche her anhob und vom Westwind geführt wie ein tönender Strom immer tiefer und klingender die Straße herunterbrandete. Alma war nicht sicher, ob eine Absicht hinter diesen Worten lag, aber unwillkürlich machten sie sie nachdenklich. Auch gewannen gewisse Dinge hier in der freien Luft ein anderes Aussehen. Nachdem ihre Schritte schon eine Weile zögernd geworden waren, blieb sie plötzlich stehen.

„Sag mal, Tante Meta," meinte sie mit suchendem Gesichtsausdruck: „Wenn ich nu statt zur Kirche zu Frau Lippke ginge —? Nachher ist so wenig Zeit vor dem Essen. Und es ist mir nun mal eingefallen —! Aber wie du meinst —!"

Meta blickte ihr zuerst prüfend ins Gesicht und sah dann erwägend die Häuserreihe hinauf.

„Ja, mein Kind,“ sagte sie darauf, „tu was dir das Herz eingibt. Ich hätte dich heute gerne neben mir sitzen gehabt, aber Frau Lippke hat dich vielleicht nötiger als der liebe Gott. — Ist gut, geh Frau Lippke besuchen. Grüße sie von mir. Morgen komm ich dann auch. Gott mit dir!“

Ihr gesammelt zunickend, ging sie allein weiter. Alma sah ihr noch eine Weile nach, wie sie sich mit langen schwingenden Schritten von ihr entfernte und droben in der Straße zwischen den Leuten verschwand. Das alte wohltuende Gefühl von Achtung für diese Frau stellte sich bei ihr wieder ein, und aus einer weichenden Spannung leicht aufseufzend drehte sie sich ab und schlug den Weg zu den Lippkes ein. Sie wohnten in einer langen öden Straße, wo ein Haus fast genau dem andern ähnlich war, jedes seinen angehängten Kasten — Balkon genannt — durch vier Stockwerke zweimal nebeneinander zeigte, und nicht ein Baum und kein Blättchen Grün mit dem schmutzigen und alten Grau der Mauern abwechselte. Einzig gerade das Lippkesche Haus war aus einer Laune des Architekten oder sonst eines einflußreichen Mannes kakaobraun beworfen, ohne deshalb an Reiz gewonnen zu haben, im Gegenteil: durch diese Auszeichnung schien es von allen öden Häusern das ödeste und häßlichste zu sein. Alma hatte es immer gehaßt und war nie gern hineingegangen, hatte auch immer im stillen ihre Freundin bedauert, daß sie darin wohnen mußte.

Nun näherte sie sich ihm mit Herzspannen, und die braune Farbe nahm ihr gleich eine ganze Menge von ihrer mutigen Bereitschaft und Zuversicht. Man mußte durch einen schlauchartigen dunklen und dumpfig riechenden Gang, um zum Hinterhaus zu kommen, und

immer hatte sie diesen Weg als demütigend empfunden und sich gegen ihn aufgelehnt. Auch diesmal konnte sie sich nicht entschließen, in ihrem neuen Kleid mit dem breiten leuchtenden weißen Kragen gleich einzutreten. Unschlüssig blickte sie am Haus hinauf und die Straße entlang vorwärts und rückwärts. Sie wäre froh gewesen, wenn nun gerade jemand von den Lippkes gekommen wäre, um sie mitzunehmen; statt dessen wurde ihr der Entschluß, dem stillen Elend droben entgegenzugehen, schwer und erschien ihr bald in seiner Ausführung so verwickelt und in seinen Folgen so bedenklich, daß sie darin wankend wurde. Darüber befiel sie zwar sogleich eine große Verlegenheit, da trat ihr das gläubige Bild ihres künftigen Verlobten vor die Seele. Ohne Verständnis fragend blickte sie an ihrer frischen und ziervollen Erscheinung hinunter, und lange blieb ihr Blick an ihrem vorgeschobenen kleinen Fuß in dem braunen Halbschuh haften, aus dem der Knöchel so schlank und, wie ihr es schien, geradezu elegant herauswuchs. Sie bemerkte nun, daß die Tante das Kleid gar nicht so lang gemacht hatte, wie es erst den Schein erweckte. Auch saß es ziemlich knapp um die Hüfte, und auch die Taille kam sehr gut zur Geltung. Der Ausschnitt war nicht kleiner als bei den meisten andern jungen Mädchen, und sogar der Futterstoff in den Ärmeln war so dünn gewählt, daß ihre weißen festen Arme noch genügend deutlich durchschimmerten. Daß dies alles nun für jenen langen, bleichen und ernsthaft steifen Menschen sein sollte, konnte sie sich eigentlich nicht recht vorstellen. Zum Überfluß fiel ihr der ewig polternde aufdringliche Alte ein, der ihr Schwiegervater werden sollte, und den sie nachgerade scheute wie ein unreinliches Tier oder etwas Ähnliches, mit dem man sich nicht einlassen konnte. Ganz ratlos ging sie vom Haus weg die Straße hinauf, um

sich wieder zu sammeln. „Es ist aber ganz unmöglich, daß du nicht hinaufgehst!“ hielt sie sich dann vor. „Was soll Tante Meta von dir denken?“ Jedoch ebenso unmöglich schien es ihr bereits, daß sie ging, und schon schlich sie mit schlechtem Gewissen das zweitemal an dem dunklen Loch vorbei, welches der Hauseingang war. Schlechtes Gewissen gehörte aber zu den Zuständen, die das große Mädchen schlecht vertrug. Es focht ihre Selbstherrlichkeit an und verstimmte sie. Unzufrieden hielt sie sich alle Gründe vor, aus welchen sie den Besuch unbedingt machen mußte. Nervös werdend sagte sie sich, daß sie ja bloß eine Krankenvisite abzustatten habe und nachher wieder gehen könne. Aber sie war zu mißtrauisch geworden, um sich das zu glauben; mit witternden Sinnen spürte sie voraus, daß man sofort von allen Seiten wieder nach ihr greifen werde. Gott wußte, wieviel Polypenarme mit naßkalter Zudringlichkeit aus den Menschen und den Mauern wachsen und begehrlich nach ihr austasten würden, und nachher war sie eine Gefangene ihrer eigenen sinnlichen Erregbarkeit und gab es kein Entrinnen mehr, wurde sie irgendwie die Nachfolgerin und Erbin ihrer künftigen Schwiegermutter Augustine Lippke. Sie wußte nicht warum, aber von dem unsichtbaren Krankenbett droben strömte eine solche unheimliche Drohung aus, daß sie ganz gebrochen und verzweifelt, und ihrer selbst nicht mehr Herrin, plötzlich in den scheußlichen gemauerten Schlauch eintrat. Verwirrt vor Angst und widerstrebenden Regungen stiegen ihre feinbeschuhten Füße über den Unrat hinweg, der im Durchgang lag, und zog ihre Nase den dumpfen Geruch ein, den Boden und Mauern ausströmten. Dann trat sie ins kalte Licht des Hofes, auf den von links her die Fenster der Lippkeschen Wohnung blickten. Wieder blieb sie stehen. Gebannt starrte sie zu diesen bleichen Fenstern hinauf, die wie

Leichenaugen halb anklagend, halb bettelhaft auf sie herabstierten und ihr das starke frische Leben aus den Adern zu saugen drohten.

In den Häusern um den Hof war verworrenes Sonntagmorgengetöse. Ziehharmonikas und billige Klaviere tönten durcheinander. Es wurde gesungen, geschwatzt, gelacht. Weiber zeterten und Kinder heulten. Alma fühlte unwillkürlich in diesem unteilnehmenden selbstischen Lärm die große Verlassenheit der Kranken. Das ging ihr doch wieder nahe. Erwägend glitt ihr Blick von neuem über ihre sehr gut gekleidete Erscheinung. Noch einmal faßte sie abwehrend diese Mauern mit den Löchern darin und den schlechten Vorhängen davor ins Auge. Darauf wandelte sie eine Vorstellung an, die beinahe etwas Verlockendes hatte: in der ärmlichen Wohnung der Lippkes zwischen all diesen abgetragenen und irgendwie verkommenen Menschen sah sie plötzlich wie ein Wesen aus einer fremden Welt sich in dem neuen Kleid und mit ihrer Jugend und Schönheit etwas flüchtig, aber sonst gnädig und herablassend stehen, einige Worte sprechen und die Fingerspitzen reichen, etwas lachen — und uneingefangen und überlegen wieder abgehen. Schon streifte ihre Zunge erwägend die Oberlippe. Ihr Herz beruhigte sich. Ihre Miene wurde unternehmend und gewann einen optimistischen Ausdruck. Sie setzte einen Fuß mit dem braunen Halbschuh vor und war gerade im Begriff, sich wieder in Gang zu bringen, da blickte sie noch einmal nach den Fenstern auf und meinte in einem derselben plötzlich Klaras bekümmertes Gesicht zu sehen. In diesem Moment kam ihr auch zum Bewußtsein, daß das Kirchgeläut aufgehört hatte; bisher hatte es sie tröstend und zuredend umgeben. Nun stand sie vollkommen allein diesem immerhin bedenklichen Augenblick gegenüber! Noch eine Sekunde und Klara mußte sie

erkennen, das Fenster öffnen und nach ihr rufen. Ihr war, als würgte sie plötzlich eine Faust am Hals. Sie wurde so feige, daß ihr die Zorntränen in die Augen sprangen. Beleidigt wandte sie sich ab. Mit düsteren Blicken spähte sie nach dem Ausgang, den ihr noch ihr Selbstgefühl verwehrte. Da fiel hinter ihr mit großem Lärm ein Betrunkener aus der Haustür auf den Hof heraus. Im nächsten Augenblick begann sie zu laufen, als ob man sie mit offenen Messern verfolgte. Noch in dem finsteren Mauerschlauch überfiel sie die Vorstellung, daß auch die Kranke mit abgezehrten Wangen und Händen hinter ihr her sei, um nach ihr zu greifen. Deutlich meinte sie Klaras Stimme ihren Namen rufen zu hören. Es lief ihr kalt den Rücken hinunter, und sie beschleunigte ihre Schritte noch. Bereits begann sie zu ahnen, daß sie eine schwere moralische Niederlage erlitten habe, aber inzwischen lief sie unaufhaltsam weiter, bis sie diese Straße und die ganze fatale Gegend hinter sich hatte.

Unwillkürlich nahm sie den Weg, den sie hergekommen war, nicht den, der etwa nach Hause führte. „Wohin will ich eigentlich?" fuhr es ihr dann durch den Kopf, und ratlos blieb sie stehen. Da sah sie im Geist Metas Gestalt im Kirchenstuhl ansehnlich und gottesfürchtig mit der Gemeinde den Choral singen. „Dort ist Ruhe und Zuflucht!" dachte sie in einer sehnsüchtigen Aufwallung. Wenn sie sich beeilte, so kam sie eben zum Schluß des Gemeindegesanges und zur Predigt zurecht. Aber dann fiel ihr ein merkwürdig ernster und ablehnender Zug in Metas Gesicht auf, und weiter denkend bemerkte sie, daß sich ja nun die Tante von ihr hintergangen fühlen mußte. Was sollte sie ihr sagen? Überhaupt — was war das mit dieser ganzen Aufführung? Sie vernichtete ja geradezu ihre Zukunft, anstatt daß sie sie durch einen leichten unverbindlichen Besuch bei den Lippkes wieder flott

machte und auf eine neue Grundlage stellte. Bloß der Gang zu den Lippkes konnte sie doch retten! Ängstlich blieb sie wieder stehen. Versuchsweise kehrte sie um und begann sich etwas nach jener Gegend hinzubewegen. Nach hundert Schritten hielt sie ein.

„Es ist aus!" flüsterte sie mit gepreßter Kehle und blickte ganz verloren die sonntägliche Straße hinunter. Ein scharfer Gram drückte sich über ihren Augenbrauen aus. Ihre Wangen waren schmal und blaß. Manche temperamentvollen und mit Phantasie begabten Menschen verändern in der Gefühlserregung während erstaunlich kurzer Zeit ihre Gesichtsform und oft den ganzen Typus ihres Aussehens; zu diesen gehörte Alma. Sie wandelte sogar die Farbe ihrer Augen, die jetzt, außer einer auffallenden Größe des Blickes, tief ins Graue spielten und einer reifen Frau anzugehören schienen. „Es ist in jedem Fall aus!" flüsterte sie wieder. „Fünfzigtausend Mark sind verspielt ohne die Lebensversicherung. Kannst dich nun in ein Buttergeschäft stellen!" Gesenkten Kopfes, die Blicke auf dem Boden und mit einem grollenden Zug um den jungen Mund setzte sie sich wieder in Bewegung und war auf dem Weg nach Hause und zu Felgentreu, ohne es recht zu wissen. Aus einem ungeordneten Gewirr von Überlegungen wieder auftauchend erhob sie die Augen und erblickte ihre Haustür. „Nun, da bin ich!" dachte sie stirnrunzelnd, und mit einem bedrückten und geschlagenen Gefühl trat sie ein. Nebenher war sie beinahe gespannt, diesen Felgentreu wiederzusehen, der einen solchen Einfluß in ihrem Leben ausübte, um vielleicht zu erkennen, worauf er ihn gründete, auf welche Macht, auf welches Geheimnis. „Aber wozu soll es führen?" kopfschüttelte sie müde und heimatlos. „Und überhaupt, ich weiß es ja. Was brauche ich zu sehen."

Nun war sie vor die Wohnungstür gekommen und

hatte aufgeschlossen. Sie trat ein, drückte die Tür hinter sich zu und ging langsam und von dumpfer Trauer erfüllt nach ihrer Kammer. Dort setzte sie sich wie wartend auf ihr Bett. Noch nie war ihr so der besondere Geruch dieser Wohnung zum Bewußtsein gekommen, der einen schon empfing, wenn man nur über die Schwelle trat. Er bestand heute aus Sauberkeit, Blumenduft, frischem Zigarettenrauch und dem persönlichen Geruch der Menschen, die darin ihre Behausung hatten. Auch einen besonderen Klang hatte sie, wenn man über den Boden ging; sie klang nach Vertrauen, Rechtlichkeit und strenger Ordnung. Ihr Licht war sehr weiß, ruhig und nur milde gedämpft durch die Tüll- und Mullvorhänge, die vor allen Fenstern in steter Frische hingen. Dazu kam eine gewisse warme Trockenheit, die der Haut wohl tat und den Dingen eine angenehme Beschaffenheit gab. Alle diese Kreise und Figuren an den Tapeten, die Blumen in den Teppichen, das Wissen in den Winkeln, das Leben der Bilder an den Wänden, selbst die Stille des Sonntags in den Räumen: alles war Seele ihrer Bewohner und doch zugleich Wesen für sich selbst. Die Möbel in den andern Zimmern, an die sie sich erinnerte, kamen ihr vor wie Geschwister, und die Geräte in der Küche wie eine Art von Kindern. Ihre eigene Kammer bedeutete ihr etwas wie ein erweitertes Kleid, in welchem sie sich vor Einflüssen der Lebenswitterung barg, und ohne das sie unbekleidet und schutzlos preisgegeben war. Mit eindrucksvoller Deutlichkeit merkte sie, wie eigensinnig ihr Herz an jedem Gegenstand, ja an der geringsten Kleinigkeit der Wohnung hing. Darin hatte sie Katzennatur; räumliche Veränderungen waren ihr stets verhaßt und unheimlich gewesen. „Also nun doch fort?" sagte eine Stimme zu ihr. „Na gut. Dann mach los. Zieh dich um." Sie hörte hin, ohne zu hören. Eine Weile strich

sie nachdenkend mit vor Aufregung ganz kalten Händen über ihr Kleid. „Soweit ist alles richtig!" dachte sie. „Aber jetzt bin ich müde. Ich kann nicht mehr. Laß i h n doch nun die Sachen in Ordnung bringen!" Das Blut begann ihr dick und gedrängt in den Adern zu stocken und sich zu entzünden, sie wußte nicht in welchem Feuer. Sie sollte fort und wollte hierbleiben, und in dieser Reibung bildete sich eine Elektrizität, die in ihre Verwegenheit schlug. Wenn beim jungen Menschen alle Geister versagen, so kann er sich auf sein Geschlecht verlassen, aber in Lagen wie der vorliegenden kann er ebenso darauf rechnen, daß er davon betrogen wird. Ihre einzige Sinnenwahrnehmung war jetzt noch der Duft seiner Zigarette und das Geräusch seiner Bewegung in der Wohnstube, wo er sich zum Ausgehen fertigmachte. Ihren Eintritt in die Wohnung schien er überhört zu haben.

Felgentreu war es schließlich zu einsam geworden in der leeren Wohnung. Er hatte seine Vögel mit Körnern und Wasser versorgt, dann einen Frühschoppen in Aussicht genommen, kam jetzt mit seinem gewöhnlichen männlich unternehmenden Schritt durch die Wohnstube her und trat in den Vorplatz, wo er nach seinem Stock griff. Indem er sich nach der Wohnungstür wandte, fiel ihm durch die Küche das offene Zimmer des Mädchens in die Augen, und als er auffah, begegnete er Almas dunkelbrennendem Blick, der auf ihn gerichtet war. Er hatte seinen blauen Sakkoanzug an. Dazu trug er eine rote Krawatte und einen breiten weichen Hut. An der Hand führte er den starken Herrenstock mit der silbernen Krücke, den ihm Meta geschenkt hatte. Eine leichte Bewegung ging bei ihrem Anblick durch seine Gestalt. Noch verharrte er sekundenlang wie beobachtend auf seinem Platz. Endlich setzte er sich langsam in Gang auf das Mädchen zu. In der Küche warf er unbewußt erregt seine Zigarette weg; sie

fiel vor dem Herd auf den Boden und glühte leise qualmend weiter. Darauf trat er in ihr Zimmer, legte seinen Stock über ihren Tisch — auch das wußte er nicht — und setzte sich neben sie aufs Bett, indem er ihre Hände ergriff.

„Siehst du, nun bist du doch nicht in die Kirche gekommen!" bemerkte er ihr voll in die Augen sehend. „Was nicht sein soll, das wird auch nicht. Wie ich dich fortgehen sah in deinem neuen Kleidchen neben Meta, da dachte ich: ‚Gott mit dir, du junge Schönheit! Mag dich ein anderer vom Baum des Lebens pflücken.' Na, und plötzlich seh ich dich da sitzen voll ernster Ratlosigkeit. Sieh mal, ich hab dir viel gesagt die letzte Zeit, was nicht immer gut und vornehm geklungen hat. Jetzt will ich was sagen, was auf dem Grund unsres Wesens liegt." Seine Augen blitzten tief auf. „So wahr ich dich liebe, du feines großes Kind, so wahr werde ich dich nie mehr aus meinen Händen lassen, mag sonst geschehen, was da will. Komm, wie hab ich nach dir geschmachtet und wollte es immer nicht zugeben. Mein Kissen hab ich heimlich geküßt nachts. Und wenn ich hörte, daß Metaken schlief, dann warf ich mich aufs Gesicht und weinte vor Liebe und Sehnsucht nach deinem Leben! Nun soll Erfüllung sein, du!"

Voll reifer Leidenschaft zog er sie zu sich hin, bog ihren blassen Kopf zurück und küßte sie. Sie hielt wortlos still und sah ihn nur mit ihren großen, heute ins Dunkelgraue spielenden Augen unbeweglich an. Seine Worte umgaben sie wie ein rauschender Regen, in welchem eine Amsel sang. Sie machten sie irgendwie wild und unerbittlich. Alles klang betörend und unentrinnbar süß. Seine Berührungen bestürzten und überwältigten sie, daß ihr hilflos das Herz schlug. Sie erbleichte noch tiefer, und der Ernst ihres Ausdrucks nahm nun beinahe etwas

Drohendes und Schmerzerfülltes an. Bald begann sie unter seinen Küssen zu ächzen und zu klagen. Dann wurde sie in seinen Armen schwer und heiß. Während sie ihn immer fester umfing, begann sie mit kindlicher Stimme stammelnde Bitten auszustoßen, die ihm einen Sturm der Zärtlichkeit erregten, obwohl er sie nicht schonen konnte, vor allem weil sie nicht geschont sein wollte. Schließlich schlug alles über ihnen zusammen wie eine Grotte aus Feuer und grünem Tiefenwasser, und ein liebendes Paar auf der Erde war mehr geschaffen.

Keinen Augenblick während dieser Vorgänge hatte sie jedoch Meta ganz aus dem Gedächtnis verloren. Kaum kehrte ihr wieder etwas Besinnung und Herrschaft über ihre Glieder zurück, so stieß sie ihn hastig von sich und suchte sich zu erheben. Aber reuevoll zog sie ihn gleich wieder her, und von einer nachfolgenden goldenen Schwäche überfallen begann sie ihr bittendes Gestammel von neuem. Sie biß ihn, setzte ihm wie eine Katze die Fingernägel an, und dazwischen streichelte sie, von einer glühenden Zärtlichkeit verständnislos durchdrungen, seinen blonden Kopf. „Laß mich!" klagte sie dazu mit schwerer Zunge. „Laß mich jetzt, Liebling. Ich bin dir ja so gut! Du bist ja mein alles, du süßer Mann. Bloß geh jetzt. Ach Gott, gleich wird deine Frau kommen." Es war das erstemal, daß sie diese Bezeichnung für Meta brauchte, und sie tat es ganz unbewußt. Allmählich gewann sie soviel Kraft zurück, sich von ihm loszumachen. Schüchtern lächelnd saß sie dann noch eine Weile neben ihm und strich sich verwirrt das Haar aus der Stirn, während er sie in ernster Ergriffenheit feierte. Flatternd und scheu ließ sie es über sich ergehen. Indessen stieg eine atmende Angst in ihr, unter deren Stößen ihre Farbe kam und ging, und die sie bereits wieder mit sich auseinanderzubringen drohte. Als er endlich merkte,

daß sie vor Aufregung kaum mehr hinhörte, gab er ihr nach und richtete sich für diesmal zum Gehen ein.

„Ich sollte das nicht tun," sagte er kopfschüttelnd und mit mißbilligendem Ausdruck. „Aber ich muß deiner Angst gehorchen. Schließlich — was bedeutet eine kleine Trennung! Wir sind nun e i n Mensch, e i n e Seele und e i n Leib. Das vergiß bloß nicht, Almaken, du holdselige Liebe. — Ich gehe jetzt für uns ein Nest suchen. Heute nachmittag oder morgen werd ich dich bei der Hand nehmen und hinführen, und dann bilden wir vor Gott und Natur ein Paar, das nicht wieder zu scheiden ist. In diesem Fall muß sich mal die Welt nach u n s richten, verstehst du! In allen andern Dingen wollen wir uns gerne ein bißchen nach der Welt richten, aber auch nicht zu sehr. Unsern Kopf und unser Leben wollen wir für uns haben; darin soll uns kein König und auch keine königliche Verordnung stören. Mach dich auf hochmütige und liebenswürdige Zeiten gefaßt. Sei du stolz und nur heilig voll Liebe, darum bitte ich dich. Ich bin es auch. — Willst du nicht lieber doch mit mir kommen? Beinahe bange wird mir, wenn ich nun alleine von dir gehen soll. Als ob ich mein Glück aus der Hand geben wollte!"

Aber sie schüttelte hastig den Kopf und drängte ihn nach der Tür. „Nein, nein, geh du jetzt!" sagte sie und lächelte ihn verstört an. Neuen Zärtlichkeiten entzog sie sich scheu, und auch einen letzten Kuß verweigerte sie ihm. „Nicht mehr! Nicht mehr!" bat sie mit bangen Augen. Und wie verfolgt drängte sie wieder auf seinen Abgang.

Endlich ging er und sie drückte die Tür hinter ihm zu, als ob sie fürchtete, daß er noch einmal zurückkommen könnte. Einige Augenblicke hindurch stand sie tiefatmend mit dem Kopf am Pfosten und suchte sich zu sammeln. Die Tränen liefen ihr, beinahe ohne daß sie es wußte, übers Gesicht. Eine Flut von Sehnsucht nach ihm und

seinen Liebkosungen überstürzte sie, und Leib und Seele schrien danach, ihm nachzulaufen und nie mehr von ihm zu gehen.

Als seine Tritte im Haus verhallt waren, kehrte sie fröstelnd und vereinsamt in ihre Kammer zurück, wo sie die Tür verriegelte und mit fliegenden Griffen ihr Kleid abzustreifen begann. Sie ordnete das Bett und legte das Kleid sorgfältig ausgebreitet darüber. Darauf zog sie eine weiße Bluse an. Als sie schon den blauen Rock in der Hand hielt, besann sie sich, daß man im Erwerbsleben nie genug Blusen haben konnte, und streifte über die erste noch eine zweite. Zwei Röcke dagegen zog sie nicht an, obwohl das mit den gleichen Gründen zu rechtfertigen gewesen wäre; es hätte ihr eine starke Hüfte gemacht, und das konnte sie in den Tod nicht ausstehen. Dazu setzte sie den einfachen Wochenhut auf. Die Schuhe wechselte sie der Eile wegen nicht.

Aber als sie eben ihr Köfferchen beim Griff faßte, ging draußen ein Schlüssel ins Schloß, und gleich darauf trat jemand ein; am tiefen gesammelten Räuspern erkannte sie Meta. Vor Schreck wurde sie ganz schwach, so daß sie sich aufs Bett setzen mußte. „Alles ist verloren!" war ihr erster Gedanke, und totenbleich horchte sie nach der Eingetretenen. Sie stellte ihren Schirm in den Ständer — „immer hat sie doch einen Schirm!" dachte Alma gequält — und ging dann mit langsamen Schritten ins Wohnzimmer. An allen Fibern bebend lauschte das Mädchen weiter. Als sie die Schritte auch im Schlafzimmer vernahm und merkte, daß sich Meta zum Umziehen anschickte, atmete sie leidenschaftlich auf. Noch einen Moment — und sie faßte das Köfferchen von neuem. Ganz leise öffnete sie ihre Tür, trat hinaus und schloß ebenso hinter sich. Darauf ging sie mit raschen beinahe unhörbaren Schritten über den Vorplatz nach der

äußeren Tür, klinkte auf, und gleich darauf stand sie mit pochendem Herzen draußen. Diese Tür zog sie nur leicht an, ohne sie ins Schloß zu drücken; der Klang hätte Meta hergezogen. Darauf eilte sie die Treppe hinunter. In der Haustür warf sie noch einen forschenden Blick die Straße aufwärts und abwärts und wandte sich dann rechts. An der zweiten Ecke nahm sie eine Elektrische, die nach dem Osten fuhr. Nach einer Viertelstunde war sie spurlos im großen brandenden Sonntagsleben dieser Stadt untergetaucht.

XII.

Als Felgentreu nach Hause kam, fand er Alma nicht in der Wohnung. Auf seine Frage nach ihr wollte ihm Meta mitteilen, was sie wußte, aber er ließ sie nicht ausreden.

„Sie ist ja lange hier jewesen!“ rief er. „Hast du denn in ihre Kammer jesehen?“ Schon war er auf dem Weg dahin, um an ihre Türe zu klopfen. „Alma!“ rief er. „Almaken! Bist du drinn? Ick bin's, Emil.“ Als sich nichts regte, legte er die Hand an die Falle und klinkte auf. Das Zimmer war leer. Über dem Bett lag ordentlich hingebreitet das zerknitterte Schottenkleid. „Fort ist sie!“ sagte er mit einem bestürzten Aufblick. „Daran ist kein Zweifel weiter. — Ick hab doch die Ahnung jehabt!“ bestätigte er sich selber. „Das ließ mich ja beinahe nich aus dem Haus!“ Und tief bewegt fügte er hinzu: „Aber ick hätte sie nich für so charakterstark jehalten. — Jetzt werd ick bloß e i n e n Jedanken haben, Mutter: ‚Wie kriege ick det Mädchen wieder?‘ — Hast du dir denn nichts bei jedacht, daß sie solange wegblieb?“

Sie ließ ein wenig mit der Antwort warten, indessen ihre Blicke langsam durch die Kammer und dann über sein leidenschaftlich denkendes Gesicht gingen.

„Du wirst wohl irgend was wissen, was ich nicht weiß," vermutete sie darauf zögernd. „Sonst hätte auch ich mir was gedacht." Aber um nur jetzt nicht ein Schweigen zwischen ihnen aufkommen zu lassen, sprach sie etwas schneller weiter. „Ich sagte dir, daß sie von mir wegging, um Frau Lippke zu besuchen. Du hast nicht hergehört. Also nahm ich an: ‚Es wird schlecht stehen dort, oder das Mädchen bringt sich ins Reine mit den Lippkes.' Außerdem —" Jedoch anstatt nun auf die Hauptsache zu kommen, verstummte sie und wandte unschlüssig die Augen weg.

Er hatte sich während ihrer Worte vom Anblick der leeren Kammer halb nach ihr umgedreht.

„Sieh mal an, was da zum Vorschein kommt!" machte er großäugig und fühlte selber die Veränderung, die in seinem Blick vorging. „I ck entlasse sie aus Schonung für uns alle zur Kirche, und du schickst sie dafür zur Kuppelei zu den Lippkes! Meta, hat vielleicht zufällig der Pastor heute über den Spruch gepredigt: ‚Wer sein Leben zu erhalten trachtet, der wird es verlieren?' Ick kann dir nich helfen, Mutter. Du tust mir janz furchtbar leid, aber du bist ein jefestigter Mensch un hast deinen Glauben. Sie ist een Rohr im Winde, und wir beide arme Weltkinder haben nichts als uns selber. Sprich mit deinem Gott, warum das so geschehen mußte. — Jetzt gehe ick Almaken suchen und komme nich wieder, bis ick sie habe!"

Mit diesen Worten ging er ab. Lange stand sie darauf regungslos in der Küche und suchte sich zu sammeln. Später ließ sie sich auf einen Stuhl nieder, weil ein Zittern ihre Beine befiel. Dort saß sie wie betäubt, im Ohr den Klang der hinter ihm zuschlagenden Wohnungstür, im Auge den Anblick von Almas leerer Kammer, und im Herzen das ungewohnte Gefühl der Verlassen-

heit. „Hast Gott eine Seele vor der Kirche vorbeigehen lassen und wirst gestraft," dachte sie. Und dann hörte sie wieder Emils Stimme: „Wer sein Leben zu erhalten trachtet, der wird es verlieren!" In einer beinahe abergläubischen Starrheit, die sie sehr ihrer Nichte ähnlich machte, verfloß ihr eine Viertelstunde um die andere; sie fürchtete, daß bei der geringsten Bewegung — ja bei einem Aufblick — der erschütterte Bau ihrer Welt zusammenstürzen und sie darunter begraben werde. Fast bis zum Schmerz war sie von dem einen Bestreben erfüllt: „Nur erhalten! Nur jetzt nichts berühren! Nichts reden!" Vielleicht hatte sie falsch gehandelt, und vielleicht wollte ihr Gott wirklich einen Schrecken einjagen. Aber vielleicht wollte er auch die Größe ihres Glaubens und die Festigkeit ihres Vertrauens prüfen, um zu sehen, ob sie wert sei, ein solches Glück weiter zu genießen, und ob man ihr das Schicksal eines so kühnen und unruhigen Mannes fernerhin anvertrauen könne. „Manchmal wird man auch zu sicher und zu selbstgerecht!" dachte sie tiefer in sich hinuntersteigend. „Hofft sich mit äußerlichen Mitteln zu retten. Will nun auch ‚handeln'. Gebraucht Politik und trifft Maßnahmen. Aber womit man sündigt, damit wird man gestraft. Handeln ist immer der Samen des Unheils. Wünschen ist Ackerbereiten. Nun, bist sterblich, Meta, und hast es mit Sterblichen zu tun!" Sie verschönte sich nichts und ging unter großem Ernst mit allen Gedanken und Erkenntnissen zu Ende durch. Nach einer Stunde legte sie tief bewegt die Hände ineinander und begann betend zu flüstern: „Gib mir Kummer," stimmte sie zu. „Gib mir auch Krankheit, Geldverlust, körperlichen Unfall, was du willst. Nur führe mir meine anvertrauten Seelen unbeschädigt zurück! Wie soll ich sonst vor dich treten am Tag des Gerichts? Du erleuchte mich! Du befreie mich von Wähnen und Wol-

len! Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen!"

Echt protestantisch suchte sie sich vor den verworrenen Dingen in den vertieften Gedanken zu retten. In ihrem Gewissen glaubte sie den unversiegbaren Quell der persönlichen Erneuerung und das Wundermittel der Unbezwinglichkeit zu besitzen, dem nichts widerstehen konnte, sobald sie nur fest glaubte. Es war eine Art von Selbstüberschätzung, die sie mit der Muttermilch und der heimatlichen Luft tief in sich eingesogen hatte. Hier sprach sich der Geist aus, der sie überall umgab, und der aus allen Menschen sprach, mit denen sie bisher näher in Berührung gekommen war. Bei den Frommen war es das übersteigerte Bewußtsein der Rechtschaffenheit in Gott durch den Glauben, bei den Weltlichen der allgemeine schwindelnde Aberglaube an die absolute Lebensherrschaft durch die „Tat", der national zum Traum von der Weltherrschaft wurde. Der einzige ihr näher bekannte Mensch, der davon eine Ausnahme machte, war ihr Mann. Er war und blieb treu den Dingen hingegeben und kannte keine andere Rettung als in sie immer tiefer hinein. Aber wohin sie sich sonst wandte, überall umgaben sie die Grundsätze des Protestantismus, die das Ich zum Mittelpunkt des Lebens machten, und die das einmal von diesem Ich erkannte „Rechte" unerbittlich an die Spitze aller Dinge stellten, die zu tun waren. An einer gewissen Starrheit, die sich daraus erzeugte, hatte sie ebenfalls ihren natürlichen Anteil, und die Bescheidung im „Handeln" ging ihr höchstens in weltlichen Dingen auf, in den Fragen der Seele hielt sie desto unbeweglicher an der „Verantwortung" fest, die sie zu haben glaubte. Die leise Überheblichkeit, die sich in einer solchen Haltung gegenüber dem Mitmenschen ausdrückte, bemerkte sie nicht. Ihre starke Natur und ihre unverwüstliche Sinn-

lichkeit bewahrten sie glücklich vor geistigem Hochmut und vor einer Kahlheit, die bei schwächeren Naturen eine unausbleibliche Folge dieser sittlichen Verfassung ist. Ebenfalls gut preußisch erhob sie sich endlich, um ihre Mittagsgeschäfte so fortzusetzen, als ob keine Katastrophe sie bedrohte. Man sah in diesem Land schon manchen Mann und manche Gesellschaft ihren Kopf vor einem nahenden Untergang im Krümelkram des Tages verstecken, und dieser etwas kleinliche Eigensinn, den man vor sich „Pflichterfüllung" nannte, gab stets den Katastrophen den Charakter von unerwarteten Zusammenbrüchen, denen man um so haltloser verfiel, als man aus falschem protestantischem Stolz sich nicht entschließen konnte, sich rechtzeitig mit den ersten Anzeichen derselben einzulassen.

Als daher Felgentreu trotz seiner Ankündigung nach einer ziel- und aussichtslosen Suche spät am Nachmittag halb verhungert und erschöpft ohne Alma nach Hause kam, fand er unerwartete Verhältnisse vor. Aufgewühlt und auf die letzten zerstörenden Auseinandersetzungen gefaßt trat er seiner Frau gegenüber. Eingehend und vollkommen erledigend hatte er sich unterwegs alles vorgestellt, was er zu ihr sagen wollte, was daraus folgen mußte, und inwiefern der Weltbestand im weitern dadurch eine Veränderung erleiden würde. Wie ihn die ungemilderten Leidenschaften wieder hergeweht hatten, begann er nach der Berichterstattung und einigem unruhigen Umherirren — im Geist suchte er immer weiter — zu reden. Er sprach nun geradeaus von Liebe und unzertrennlicher Zusammengehörigkeit. Eingehend kam er wieder auf ihrer beider Charakter als Kinder der Welt zurück. Diese Feststellung liebte er besonders, da er sich darin am reinsten dargestellt sah. Sie schien ihm auch so etwas von Güte und Großmut zu enthalten, etwas Schonendes, Mütterliches, Erhaltendes, worauf er Wert legte und

das auch in seiner Natur vorhanden lag. Er neigte nicht zu Festnagelungen, und Grundsätzlichkeiten jeder Art waren ihm schmerzlich und unheimlich. Aus treulichem Herzen gab er seiner Frau immer soviel Empfindung und Mitgefühl, wie er ihr Glück und Zukunft zu nehmen glaubte. Aber in der Sache selber blieb er fest. Unverrückbar hielt er die Erwartung aufrecht, daß Alma sich wieder einstellen und er sie dann „an der Hand in sein Heim führen“ werde. Vorläufig wollte er es allein beziehen, und zwar schon heute.

Meta hatte inzwischen schweigend das Essen für ihn aufgetragen; ohne daß er es gewahr wurde, pendelte er während des Redens ständig zwischen Küche und Stube hin und her, wie sie ihn nach sich zog. Nun hieß sie ihn sitzen, setzte sich ebenfalls, schöpfte ihm heraus und nahm dann die Handarbeit wieder vor, in welcher sie sich so lange unterbrochen hatte. Diese Ruhe und die stille Weibertaktik fingen an, ihn zu verwirren und zu grämen. Gleich gab er ihrer wiederholten Aufforderung nach und ergriff den Löffel, zumal er wirklich ausgehungert und beinahe verschmachtet war. Sie schwieg weiter, doch ganz ohne den Eindruck einer zerschmetterten Existenz oder auch einer erbitterten Energie zu machen, wozu sie nach seiner Meinung nicht nur berechtigt, sondern beinahe verpflichtet war, und verständnislos dachte er endlich, daß ihre Seelenfassung seine kühnsten Erwartungen noch übersteige. Dann fing er an zu vermuten, daß sie vielleicht schon lange alles habe kommen sehen und über die Sache in der Stille bereits mit sich einig geworden sei. Ganz verstört über soviel Selbstbeherrschung bei einer sterblichen Frau legte er plötzlich den Löffel hin, stand auf und begann aufgeregt wieder hin und her zu gehen.

„Dich habe ick nie janz verstanden!“ erklärte er halb bewundernd, halb leidend. „Bist du denn noch ein ein-

facher Mensch? Warum tobst du jetzt nich oder heulst oder machst mir eine Szene, daß die Bilder wackeln? Auch das ist ja nich jut, Metaken, diese moralische Ungleichheit —! Daß ich dabei nich schon längst verkommen bin, das macht bloß deine Sorgfalt und dein warmes Blut. Aber Ruhe hast du auch nich jehabt neben mir. Überall mußtest du Hufeisen annageln gegen meine Unzuverlässigkeit und gegen meinen andern Jeist. So hast du jelebt neben mir. Nu bist du alles auf einmal los. Brauchst dich nich mehr ringsum mit Sicherungen zu umjeben. Nee, nee, det hat schon seine Richtigkeit, wenn mir auch das Herz bei zittert. Det ist wohl eben menschliche Jröße —!"

Mit halbblindem Blick ließ er sich auf einen andern Stuhl nieder, starrte noch eine kleine Weile vor sich hin, und wurde dann plötzlich von einem wilden Schluchzen überfallen, das ihn vor sich hin über den Tisch warf. Sie hatte aufgehört zu arbeiten, spielte noch eine Zeitlang ernst und stumm mit der Nadel über ihrem Handrücken, der kaum die ersten Fältchen aufwies, und begann dann ihrerseits zu reden.

„Hast dich nu wohl ausgesprochen, Emil," vermutete sie langsam und mit beschwerter Stimme. „Hast fest im Sinn, in die andere Wohnung zu ziehen, und willst dort auf Alma warten, bis sie zurückkommt. — Sieh mal, das Warten kann aber lange dauern," machte sie aufmerksam. „Wenn sie nun nicht wieder käme, und du merkst, daß du dich übereilt hast, hast voreilig eine Häuslichkeit und ein Heim aufgegeben, einen Menschen, der für dich da ist, mit dem du doch auch eine Reihe von guten Jahren verlebt hast — und du möchtest von Herzen gerne zurück: ist gut, ich würde dir die Tür immer wieder aufmachen, aber würde es deinem Stolz leicht fallen? Eine Möglichkeit ist schnell zerstört, Mann. — Sieh mal, die

Sonne geht auf und unter, und wenn sie siebenmal das getan hat, dann ist wieder eine Woche ins Land gegangen. Bist nun in einer überspannten Nervenverfassung. Hast dich aufgeregt und nichts gegessen und bist herumgelaufen in der Stadt, wer weiß wo. Brauchst dich vor mir nicht zu fürchten. Ich werde dich zu nichts beeinflussen. Was da sein soll, das werden wir in Freundschaft besprechen. Gott wird uns auf den rechten Weg führen. — Und nu komm und iß deine Suppe weiter. Oder laß sie, sie wird kalt geworden sein; ich werde das Fleisch und das Gemüse holen."

Sie tat das, ging und kam und hieß ihn wieder hersitzen, und er kam nicht aus der Verwunderung über sie heraus. Doch einigermaßen gefaßt erhob er sich und nahm seinen Platz wieder ein. Eine Weile aß er schweigend in Gedanken und Betrachtungen. Endlich nahm er wieder das Wort.

„Det klingt immer gut und vertraulich, wenn du sprichst," sagte er von neuem die Hand sinken lassend. „Aber sieh mal, du sagst, du wirst mich nicht beeinflussen. Schön, und ist das nu eine Großmut, oder ist es eine Überheblichkeit? Wenn ick im Hause bleibe, so jibt det zwei Möglichkeiten: entweder du verachtest mich, oder ick verachte dich! Hattest früher mehr Rasse und Leidenschaft, Metaken. Det ist ja auch wieder ein Kuppelvorschlag. Niedrig schätzst du mich ein! — Metaken, es ist bitterer Ernst mit meiner Trennung von deinem Tisch und Bett! Begreifst das alles ein bißken langsam. Hast dich vielleicht zu sehr daran jewöhnt durch zehn Jahre, mich als deinen jungen Mann zu betrachten. Versündige dich auch nich mit deinem Selbstjefühl!"

Er sah ihr mit brennenden Augen ins Gesicht, und sie preßte die Lippen zusammen, ohne gleich zu erwidern.

„Wie willst du das dann machen mit der Einrichtung und so?" fragte sie schließlich statt der Antwort. „Ihr wollt doch eigen wohnen. Hast du da einen Plan?"

„Ob ick einen Plan habe?" meinte er verwundert. „Erspartes Jeld habe ick meines Wissens. Was braucht es weiter einen Plan?"

„Du meinst die Fünfzehntausend?" Er sah sie bejahend an, und sie zögerte noch einmal. „Dann hast du vergessen, was wir darüber für einen Vertrag haben? Bin ich über das Geld die Mitverfügerin oder bin ich es nich? Diese Frage beantworte mir, Emil."

„Ach so!" machte er abschnappend. — „Ja, ja, da bist du wieder völlig im Recht!" grübelte er dann. „Ick hab sie dir jejeben. Hast sie nich mal verlangt, sondern ick hab sie dir aufjedrungen." — Er sah sie prüfend an. „Allmählich wirst du menschlich. — Ist jut, hast eine Macht und übst sie aus. Aber nicht über mich, Metaken — bloß über det Jeld. — Sonst noch was vielleicht?"

„Nein, sonst nichts!" erwiderte sie mit einem unterdrückten Seufzer des Unmutes. Zuerst schien es, als ob sie dies Gespräch, das rasch bitter wurde, abbrechen wollte, aber nach einer Weile bezwang sie sich doch und nahm es wieder auf. „Von Macht üben ist mir nichts bewußt!" sagte sie leiser, um das Zittern ihrer Stimme zu verbergen. „Ich will dir nur zeigen, was ich kann und was ich nicht kann. Meine von Gott auferlegte Verantwortung kann ich nicht aus den Händen geben, ohne daß ich klar und deutlich sehe, wer sie nachher übernimmt."

„Wenn du willst, daß ick dich fürchten lernen soll, so mußt du so weiter reden," erklärte er nun sich heimlich ergrimmend. „Dein Kopp, Frau! Dein luther'scher Preußenschädel! Du hast nu mal eine Verantwortung

von Jott, un da kann alles biegen un brechen. — Na, nu hast du den Herrgott und hast det Jeld, un die Wohnung hast du auch. Sieh mal zu, daß du dabei nich so aus Versehen mein Verständnis für dich und meine Teilnahme verlierst. — Du weißt wohl nich, wie ick noch an dir hänge!“

Ein flüchtiger Schein von Bestürzung huschte ihr durch die grauen Augen, und um ihren Mund zuckte es.

„Dann zeige das, indem du mir dein Vertrauen schenkst und hierbleibst, bis Alma wiedergefunden ist,“ schlug sie leise vor.

„Nee, nee,“ kopfschüttelte er eigensinnig. „Ick muß nu eine eijene Funkenstation einrichten, wo ick unjestört von fremden Einflüssen die Verbindung mit ihr herstellen kann.“

„Wir leben in einem geordneten Staat,“ erinnerte sie etwas spöttisch. „Ich werde in einigen Tagen aufs polizeiliche Meldeamt gehen und dort ihre neue Adresse für fünfzig Pfennige erheben. Un dann fährst du hin und holst sie. Dazu hast du keine Funkenstation nötig.“

„Wirst auch noch mal verzweifeln an deinem jeordneten Staat!“ fuhr er zornig auf. „Wenn dir dann das Elend aus den Augen schreit, daß du nich mehr weißt, wie du weiterleben sollst, dann läufst du zur Polizei und holst dir für fumfzig Fennije Auskunft. — Da siehste,“ achselzuckte er darauf, „wie det jleich anfängt mit meinem Dableiben! — Aber du spielst zu durchsichtig. Die eine treibst du aus dem Haus, und den andern willst du festleimen!“

„Ich hab niemand aus dem Haus getrieben!“ zürnte nun auch sie. „Daß sie fort wollte, wußte ich seit zwei Tagen; ihr Köfferchen stand gepackt in ihrer Kammer. Das ist alles. Heute war sie ganz erlöst mit mir. Zu

den Lippkes ging sie aus freien Stücken. Was seither mit ihr vorgegangen ist, kann ich nich wissen. Du warst in der Wohnung. Hat sie jemand schließlich doch hinausgetrieben, so muß man dich fragen, da du sie zuletzt gesprochen hast."

„Du hast jewußt, daß sie fort will?" sagte er nun ganz außer sich. „Sage mal, wo nimmst du eijentlich die Fassung her zu aller Verantwortung?" Und völlig ausbrechend rief er: „Auch ick weiß nich, was inzwischen passiert ist! Dann muß das eine furchtbare Sache sein, mit dir zur Kirche zu jehen! Nich verjebens wehre ick mich seit Jahr und Tag dajejen. — Meta, ick will dich in Öl malen lassen un in Marmor aushauen, ick will dir jede Ehre antun, die man auf dieser Erde einem sterblichen Menschen darbringen kann, aber bei dir bleibe ick keine Stunde mehr. — Heiliger Gott, hat das jewußt und hat es jeschehen lassen!"

Er war aufgesprungen und lief aufgeregt im Zimmer hin und her. Sie blickte gramvoll vor sich hin, war etwas blaß und sah leidend und überanstrengt aus.

„Dann verstehen wir uns nicht mehr!" seufzte sie endlich. „Nun, wie Gott will! — Aber was ich dir jetzt sage, wirst du doch fassen können. Emil: die Stunde, die du hier die Schwelle übertrittst, um mich in dieser Angst und Not meines Herzens zu verlassen nach aller Treue und Sorgfalt von zehn Jahren — dieselbe Stunde werde auch ich hier zuschließen, und zwar ebenfalls hinter mir. Mit lauter Leichen bleibe ich nicht alleine in der Wohnung. — Möglicherweise," setzte sie wieder leise spottend hinzu: „Möglicherweise dachtst du, ich bleibe hier als ergebene Strohwitwe sitzen, trockne meine Tränen, pflege deine Vögel und rauche vielleicht noch deine Pfeifen weiter. Ganz richtig, was willst du denn mit deinen Vögeln angeben? — Ach Emileken, was ist das

für eine Not ab und zu mit deinem Rumoren in deinem Köppe! — Das Essen ist ja nun kalt geworden. Ich werde gleich den Kaffee hinterher machen. Sofort wirst du wohl nicht gehen wollen. Ich muß dir doch auch den Koffer anständig packen; deine neuen Leute sollen sehen, daß du aus guten Händen kommst. Und dabei sind deine besten Hemden grade in der Wäsche. Zwei Paar Schuhe von dir hat der Schuster. Das macht immer einen schlechten Eindruck, wenn ein neuer Mieter so tropfenweise ankommt. Vielleicht besorgt dir das dann deine Wirtin. Na, Gott befohlen."

Sie schien jetzt wieder ruhig und überlegen. Während er abgewandt sich mit seinen aufgewühlten Empfindungen und widerstrebenden Gedanken am Fenster herumschlug, räumte sie den Tisch ab und trug das Geschirr hinaus. Darauf blieb er eine gute Viertelstunde mit seinen Vögeln und den Vorhängen allein, aber sie hatten ihm jetzt kein Leben. Dagegen klang ihm das gedämpfte Geräusch von Metas Hantierung in der Küche wie eine Fortsetzung ihrer Worte im Gehör weiter, und je mehr Zeit über diese hinging, desto verhängnisvoller erschien ihm deren Inhalt. Vielleicht daß er seine Revolution wirklich zum Teil auf den Glauben an die starre Unveränderlichkeit ihres Lebensganges gegründet hatte. Ihm war sie nachgerade als eine Art von erbaulicher Einrichtung erschienen, deren Bestandteile Frömmigkeit, Festigkeit und sonstige übermenschliche Tugenden waren, ja, er hatte in seiner Vorstellung ihr Bild so eifervoll kultiviert und idealisiert, daß man es geradehin hätte über einem Hausaltar aufstellen können. Wenn sie ab und zu als Ehefrau mit ihm ein kleines Erlebnis hatte, so war das nur dazu gut, daß er sie nicht ganz aus den Augen verlor. Er besaß sie immer mehr oder weniger geliehen und gab sie dann wieder an „ihre Regionen" ab.

Plötzlich erschien sie ihm nun darüber hinaus auch sonstwie noch als Mensch, der unvorhergesehene Entschlüsse fassen und seine Lage verändern kann, der leidenschaftlichen Eingebungen zugänglich ist und zu verzweifelten Mitteln greift, und das bestürzte ihn aufrichtig und hemmte zunächst den kühnlich wogenden Lauf seines Stromes. Mit einem Wort: er wollte ausfahren, um seine Geliebte zu suchen, und begegnete seiner alten Frau. Aus dem Wogen in seiner Seele wurde ein Treiben und unruhiges Ziehen. Die blitzenden und hüpfenden Lichter verschwanden. Zorn, Bitterkeit, Furcht und Liebesverzweiflung blieben, aber es kam noch einiges andere hinzu, womit er nicht so rasch fertig wurde, und das Ganze verdichtete sich zu einer allgemeinen Trübung seiner Seele und zu einer Verdüsterung des Gemüts, die ihn fortan für eine gute Strecke Weges begleiteten.

In dieser neuen Verfassung setzte er sich an den Kaffeetisch, kaum daß er vor Gedanken davon wußte. Dann ging er wieder rauchend im Zimmer auf und ab, während sie, ohne lesen zu können, mit dem Sonntagsblatt auf ihrer erhöhten Pritsche am Fenster saß. Plötzlich ergriff er seinen Hut und verließ mit der Bemerkung: „Ich muß noch eine Stunde unter Menschen!" die Wohnung. Etwas später als die angegebene Zeit kam er jedoch zurück; er hatte inzwischen das gemietete Zimmer abbestellt und eine Entschädigung dafür bezahlt. Der Rest des Tages verlief trübsinnig unter wenigen, nebensächlichen Gesprächen. Die Nacht verbrachte er auf dem Sofa kampierend. Dabei blieb er auch für die Zukunft; es war das wenigste, was er tun konnte, um anzudeuten, daß er in dieser Wohnung bloß noch ein Gast sei.

XIII.

Am Donnerstag früh traf mit der Post ein schwarzgeränderter Brief ein, der das Ableben der innigstgeliebten Gattin und Mutter Augustine Lippke mitteilte. Die Hinterbliebenen baten darin um stille Teilnahme. Das Ehepaar Felgentreu kam überein, daß man einen Kranz schicken werde; Felgentreu, der sehr niedergedrückt war, wollte selber mit zur Beerdigung gehen, die am Sonnabend stattfinden sollte. Meta besorgte die Kranzspende, und Felgentreu nahm für den Gang in der Fabrik Urlaub. Lippke hatte er die ganze Woche nicht zu sehen bekommen. Sehr ansehnlich im schwarzen Gehrock, Zylinder und in Glacéhandschuhen erschien er darauf in der Trauerwohnung. Inmitten der Wohnstube, wo man den Tisch beiseitegerückt hatte, lag die Tote feierlich und rührend aufgebahrt. Die gefalteten magern wachsbleichen Hände hielten einige weiße Nelken. Gelbe Rosen lagen neben ihren Wangen; diese stammten von Klara; sie hatten sie in dieser Jahreszeit ziemlich viel Taschengeld gekostet. Sonst war nichts Bemerkenswertes an der Toten, als daß sie vielleicht noch weniger vorhanden war als zu ihren Lebzeiten. Sie schien sich förmlich in diesem endgültig rettenden Zustand zu verbergen; man mußte sozusagen schon besonders hinsehen, um zu erkennen, was für eine Tote dies eigentlich war, und woraus sie bestand. Sie hatte einen weißen Sarg mit Papierspitzen bekommen, den Klara gegen den Alten durchgesetzt hatte; er wollte einen braunen, weil der für Ehefrauen besser passe. Julius war eigentlich für einen schwarzen gewesen, weil er seiner Gemütsverfassung mehr entsprochen hätte. Weiteres ist über diesen Fall nicht zu sagen.

Als Felgentreu mit dem Zylinder in der Hand ernst

und schwarz eintrat, weinte Klara, die ganz in Trauer am Sarg stand, laut auf. Sie ging ihm beinahe stolpernd vor Leid und Übermüdung nach allen durchgeweinten Nächten der Einsamkeit entgegen und rief mit einer seltsam ungebärdigen Stimme, mit der Hand, die das nasse Taschentuch hielt, nach der Tür weisend:

„Warum kommt denn Alma auch jetzt nich?“

Felgentreu begrüßte sie, ohne auf die Frage einzugehen. Dann gab er auch dem Alten die Hand, der ihm im Bewußtsein seiner Wichtigkeit als verlassener Witwer in feierlicher und unzugänglicher Haltung kalt zwinkernd entgegenblickte. Seine Kondolation hörte er wortlos mit verkniffenen Lippen an, höchstens daß er eine Bewegung damit ausführte, die sonst vorausging, wenn ihn etwas zum Spucken reizte; aber im letzten Augenblick besann er sich und unterließ es. Auf den Priem dagegen hatte er auch heute nicht verzichtet; da das innerlich war und man es nicht sehen konnte, glaubte er sich keines Verstoßes schuldig zu machen. Auch Julius, der mit dem Flor am Arm neben Klara stand, sprach Felgentreu sein Beileid aus. Der junge Mensch, dessen Lidränder heute besonders rot waren, verbeugte sich steif mit einer ruckweisen Bewegung, flüsterte irgend etwas, während ein höfliches und zugleich kummervolles Lächeln über seine blassen Züge lief, und stellte sich dann auf seine Schnurrbartfahnen herabblickend wieder auf. Einige andere Trauergäste kamen noch und brachten Kränze. Nun wurde auch der Sarg geschlossen und zugeschraubt. Darauf stand man stumm und gramvoll oder gelangweilt und wartete auf den Pfarrer. Vor der Tür draußen im Vorplatz lehnten die Leichenbegleiter an der Wand; einer saß allein in der Küche auf einem Stuhl; alle warteten darauf, daß sie in Tätigkeit treten konnten. Vor dem Haus auf der Straße hielt der Leichenwagen; es war

die Klasse mit Engelsköpfen und einem silberverzierten Kreuz auf dem Dach des Wagens. Die Decken, womit die Pferde behangen waren, hatten Troddeln. Außer dem Leichenwagen waren noch vier Droschken für die Gäste aufgefahren; dem Pfarrer war eine besondere entgegengeschickt worden.

Felgentreu hatte Zeit, sich etwas umzusehen, soweit es der Anstand gestattete. Die Tür nach dem Schlafzimmer war offen. Auf dem Tisch drinnen stand noch sein Geschenkkorb; die Orangen und die andern Früchte schien auch bis heute niemand angegriffen zu haben, aber die Flaschen waren beinahe leer, wie er genau bemerken konnte, auch der Kognak war bis auf wenige Tropfen verschwunden. Lippke roch stark nach Alkohol, und wieder überkam Emil ein Mitgefühl mit dem alten Menschen, der so schwer geprüft wurde. Er machte einen verlassenen und ärmlichen Eindruck, wie er so dastand in dem grünlich schimmernden verhängten Traueranzug und den alten struppigen Zylinder in der Hand, den verbissenen und zerknitterten Zügen eines unbefriedigten und zurückgesetzten Subalternbeamten voll zur Schau getragener Ehrenhaftigkeit und ängstlich verborgener und in der Unterdrückung zum Laster gewordenen Lebensgier, dem kurzgestutzten, wie von den Mäusen benagten, vergilbten Krakeelerbart und der dünnen schamhaften Behaarung auf dem alten Kopf. Felgentreu hatte ihn noch nie so festtäglich frisiert gesehen; die naß überkämmte Glatze mutete ihn an wie eine Entblößung. Endlich traf der Pastor ein; alle weiteren Entwickelungen nahmen nun einen raschen und geschäftsmäßigen Verlauf. Die Rede entsprach der Leiche, sie war unbedeutend; der Aufwand an Religion und kirchlicher Beachtung war dem geringen Stand angemessen, den die Verstorbene im Leben eingenommen hatte. Nach dem Amen kamen die

Männer herein; sie machten auf alle einen finstern, furchterregenden Eindruck. Klara weinte haltlos und fühlte sich unsäglich vereinsamt, da auch Alma nicht da war, an deren Brust sie sich hätte werfen können. Zu Felgentreu wagte sie sich nicht, da er nicht verwandt war und auch sonst heute ein so fremdes und abwesendes Aussehen zeigte.

Der Sarg wurde aufgehoben und aus der Wohnung getragen. Die Wendungen um die Treppe machten Mühe. Bald lag der Sarg auf der Seite, bald hatte er das Kopfende hoch, bald das Fußende. Man muß die Berliner Leichendiener bei der Arbeit gesehen haben, um die Martern zu verstehen, die Klara und Julius bei diesem Anblick zu ertragen hatten. Nachdem von ihnen alle Mühe und Liebe daran gewandt worden war, um die Tote schön und freundlich zu betten, mußten sie sich nun vorstellen, wie sie bei diesem Transport bald hierhin fiel und bald dorthin, und beim Gedanken an den Zustand, in welchem sie dann endlich in den Boden kommen sollte, blieb Klara beinahe das Herz stehen vor hülflosem Zorn. Auch der Alte beobachtete die Beförderung kritisch, doch mit größerer Widerstandsfähigkeit. Er stellte befriedigt bei sich fest, daß der weiße Sarg ebenfalls gut aussah, blieb aber sonst dabei, daß der braune dem bürgerlichen Charakter der Toten besser entsprochen hätte. Übrigens konnte ihr alles „egal" sein. Julius hatte die Augen voll Tränen, und fortwährend zitterten ihm die Mundwinkel; er war so von dem drückenden Gefühl seiner Verwaistheit erfüllt, daß er kaum einen Gedanken übrig hatte für die Bedeutung, die mit Felgentreus Anwesenheit hier für ihn verbunden war. Endlich stand der Sarg mit der armen, durcheinandergeworfenen Leiche auf dem Wagen. Der Pastor kroch in seine Droschke, die Trauerfamilie bestieg die ihre, die Gäste teilten sich

in die übrigen, und dann ging es im Schritt nach dem Friedhof, den man nach etwa drei viertel Stunden erreichte. Es fing schon an zu dunkeln, da es ein trüber Tag war, und der Pastor machte alles übrige kurz ab. Der Sarg verschwand schwankend und dumpf an den Wänden des Grabes hinabpolternd. Beinahe unermeßliche Reihen frischer Grabhügel blickten gleichgültig und furchtbar fremd auf den Vorgang; es war Frühling, die Zeit der großen Todesernte in den Weltstädten, und dazu herrschte eine Influenzaepidemie. Auf manchen Gräbern türmten sich bunte Berge von Blumen, Schleifen und Palmzweigen, andere starrten in nackter Armseligkeit den graubewegten Himmel an. Der Pastor forderte noch zu einem stillen Gebet auf, blickte flüchtig in seine vorgehaltene Mütze, reichte der Trauerfamilie die Hand und begab sich darauf eilig zu seiner Droschke zurück. Auch die paar Gäste verabschiedeten sich von der Familie, um diesem gottverlassenen Totenfeld den Rücken zu kehren.

Als Felgentreu Klara als letzter die Hand reichte, bat sie ihn mit einem verweinten Aufblick, in die Wohnung mitzukommen; sie wollte allen einen Kaffee kochen, und etwas Kuchen konnte man unterwegs vom Bäcker mitnehmen. Julius schien diese Einladung durch einen ernst fragenden Blick aus seinen rotgeränderten Augen zu unterstützen. Der Alte schwieg verbissen und schien nicht gehört zu haben. Auf dem ganzen Heimweg stellte er sich, als ob er Felgentreu als ein lästiges, unerbetenes Anhängsel betrachte, auf dessen Entfernung er warte. Alle vier saßen schweigend eng gepackt in der ratternden Droschke. Ihre Knie und Schultern stießen unausgesetzt aneinander. Jedes hatte genug zu denken und zu bewegen. So eng sie in dem wackelnden Kasten zusammengepackt saßen, so fühlte doch jedes sich auf eine besondere Weise einsam, die mit derjenigen der andern in nichts

zu vergleichen war, und die auch keiner verstehen und ermessen konnte, als er selber. Schon fielen die Lichter der Laternen durch die Fenster herein, als man wieder in die bekanntere Stadtgegend kam; solange war die Droschke unaufhörlich an fremden schmutzigen, trüben Häuserreihen entlanggerollt, die einander Tag und Nacht haßerfüllt und hilflos anstierten, abends kaum die halbblinden Augen mißtrauisch schlossen und noch durch die Ritzen tückisch glinzten, die morgens ihren Nachtbrodem an die Luft entließen und wieder um einen Tag älter, häßlicher und gemeiner aussahen. Sie stierten auch neugierig in die Droschke hinein, aus der ab und zu ein Zylinder herausglänzte, und neben der einen Tür die blasse verweinte Wange eines mutterlosen jungen Mädchens in Schwarz sichtbar wurde. Felgentreu mußte sie oft ansehen. Sie war nun müde und gelöst. Ihre blauen Augen blickten sinnend und ernst durch das Fenster. Ihre Hände lagen geduldig im Schoß um das Taschentuch gefaltet.

Endlich hielt die Droschke nach Klaras Anweisung vor der Bäckerei. Sie stieg schnell aus und kaufte im Geschäft einiges zum Kaffee. Dann kam sie wieder zu den Männern zurück, und man fuhr vollends nach Hause. Im Flur und Treppenhaus roch es noch nach Begräbnis. Aus der Wohnung trat den Überlebenden ein ganz bestimmter strenger Leichenduft entgegen, der sich aus Ammoniak und welkenden Blumen zusammensetzte. In der Wohnstube standen noch die Stühle, auf denen der Sarg gelegen hatte; jeder maß unwillkürlich mit den Augen die Entfernung zwischen ihnen, die vorhin durch den Tod ausgefüllt gewesen war. Klara machte Licht — man hatte Gas —, schob mit Julius den Tisch schnell wieder in die Mitte, stellte die Stühle dazu, bat Felgentreu, solange Platz zu nehmen, und setzte in der Küche,

ohne den Hut abzunehmen, Wasser auf. Dann hing sie ihren schwarzen Krepphut im Vorplatz neben die Zylinder der Männer, schloß die Fenster, die noch offen gestanden hatten, ohne daß es einem der Männer eingefallen war, sie zu schließen, und begann den Tisch zu decken. Sobald die weiße Decke auflag, gehörte das Zimmer wieder mehr dem Leben, dessen Geister die Tassen und Teller vollends weckten.

Felgentreu fragte nach den letzten Tagen der Verstorbenen. Klara gab ihm hin- und hergehend Auskunft, und auch Julius teilte vom Fenster her, wo er müde ins graue Zwielicht hinausstarrte, einige Beobachtungen mit. Der Alte ging auf der andern Seite des Tisches schweigend ab und zu und rauchte. Er hatte den schwarzen Rock ausgezogen und war in Hemdärmeln; dazu trug er die Mütze. Gelegentlich streifte er Felgentreu mit einem gekniffenen kalten Blick. Es kam eine karge Unterhaltung zustande, die mit jeder Wendung den Charakter der Vorläufigkeit bekundete. Jeder dachte etwas anderes, als was er sprach. Übrigens wandte sich Julius ausdrücklich nur an Emil; seinen Vater fuhr er fort zu „schneiden“, höchstens daß er ihm gelegentlich eine indirekte Abfertigung zuteil werden ließ, und dann war der Alte immer sofort still. Regelmäßig wurde aber Julius nachher ebenfalls kleinlaut und blickte verlegen auf seine Schnurrbartenden. Ferner fiel es Emil auf, daß ihn auch der junge Mensch in Augenblicken, wo er sich unbeachtet glaubte, von der Seite heimlich betrachtete. Je länger er da war und sprach, desto spürbarer breitete sich eine verschwiegene Spannung oder Erregung in der Luft aus, wo sie sich mit dem nachgelassenen Leichenduft zu irgend etwas Neuem, Beengendem und Bedrückendem zu verbinden schien. Dies noch unhörbar knurrende Hin- und Hergehen des Alten und die wissenschaftliche Eintönigkeit

des Jungen, wozu dieser schließlich seine Zuflucht nahm, und dessen wesenloses blasses Stehen am Fenster fanden aber ein plötzliches Ende, als Klara, wieder vom Schmerz übermannt, das letzte Wort der Verstorbenen berichtete. Es war am Mittwoch abend gewesen, daß sie plötzlich nach langem bewußtlosem Liegen und Dämmern erwachte. Erst schien sie sich besinnen zu müssen, was mit ihr vorgegangen war. Dann begann sie unruhige Blicke durchs Zimmer zu werfen. Angestrengt versuchte sie mit ihren schwachen unsicheren Händen sich über die Augen zu streichen, was sie in den letzten Tagen häufig tat, wie um besser zu sehen, aber sie war schon zu schwach dazu. „Warum — kommt denn Fräulein — Alma immer nich?" stieß sie endlich keuchend hervor und sah so um sich, als ob sie darauf unbedingt Antwort haben wollte. „Was — haben wir ihr — denn — getan?" Bald danach setzte der Todeskampf ein, der noch bis nach Mitternacht dauerte. Julius, der nun auf dem Stuhl in der Ecke saß, gab bei diesem Bericht einen so seltsamen bellenden Ton von sich, daß Felgentreu ihm erstaunt das Gesicht zuwandte; er kauerte da mit aufgestütztem Kopf und gekrümmten Rücken, ohne weinen zu können, so sehr er sich darum zu quälen schien. In diesem Moment hielt Lippke mit seinem Laufen ein. Plötzlich wendete er sich an Felgentreu.

„Euer Kuchen is meiner Frau schlecht bekommen! Noch am jleichen Amd bekam sie det mit den Todesjedanken!" bemerkte er. „Deine Meta hat woll zu ville Selbstgerechtigkeet hineinjenomm anstatt Hefe; det vatragen nich alle Mägen. So ne hochanständije Familje sollte mit ihre Kaffeeeinladungen vorsichtija sind."

„Nu fange nicht wieder damit an, Vater!" verwahrte sich Klara unwillig. „Unser Kuchen vom vorigen Sonntag ist dir ja auch nicht bekommen, soviel man weiß."

„Man weeß aba nich ville," versetzte der Alte drohend. „Ick ha deine Mutta unten jehalten, ick wer' mir ooch dich nich übern Kopp wachsen lassen. — Die Sache muß nu klar wer'n, oda ich wer' tobsüchtig. Ick bin een ehrenhafta Mann jewesen Zeit meines Le'ms. Ick ha mir die Achtung von meine Familje un von meine Beheerde vadient. Det ick nich auffjerickt bin, daran war mein Bürjastolz schuld. Ick konnte nich schmusen un Fötchen jeben un hatte imma eene rauhe Art. Ick bin een deutscha Mann, un zum Fürstendiena fehlt mir der Beruf. Aba du, Julius, bist uff eenen juten Weg; zu jlänzende Aussichten ha ick dir in Strenge un Liebe jeleitet. Det du mir jetzt in meiner schwersten Zeit dein Vatrauen entziehst, det is een schreiendes Unrecht un bringt mir unter'n Boden. Hier steht Feljentrei nu selba. Er hat den traurijen Mut jehatt, zur Beerdijung von unsre Mutter zu erscheinen, die stillschweijend als jroße Seele ins Jenseits jejang is, weil Fräulein Alma sone Zustände bekam. Det ertrug ihr zartet Ehrjefiehl nich, eene solche Beschmutzung, eenen solchen Hohn uff niedrije arme Leute, eene solche anrüchije Kuchenhefe. Nu frage ihn. Wie is det mit die Aussteia, die 20 000 Mark un die Jeneralerbschaft? Un bin ick een unbescholtena deutscha Mann, oda bin ick een Hundsfott, Feljentreu? Uff Ehre un Jewissen heute! Im Namen der selig Entschlafenen!"

Er schlug sich dröhnend auf die Brust. In seine Augen trat ein fieberhaft leidender Glanz. Er sah furchtbar verfallen und mitgenommen aus. Seine blauen Lippen zitterten vor Aufregung, zugleich drückte sein welkes pergamentartiges Gesicht soviel Gram, versetzte Ehrsucht und Haß aus, daß Emil wiederholt und stärker jenes Gefühl mitleidvoller Anfechtung überkam. Jedoch bevor er antworten konnte, ließ Julius seine Stimme hören.

„Sei still, Vater," sagte er erschüttert und mit Überwindung. „Immer mußt du Lärm machen. Wir haben unsre liebe Mutter" — hier erklang wieder jener bellende Laut aus seiner Brust — „zu Grabe getragen, und Herr Felgentreu hat ihr und uns die Ehre gegeben. Darüber müssen wir uns klar sein. Ich hoffe, Herr Felgentreu, daß Sie sich nicht beeinflussen lassen. Er fängt an, kindisch zu werden mit seiner Beamtenehre."

„So, fange ick an kindisch zu wer'n mit meine Beamtenehre?" rief der Alte beinahe heulend vor Erniedrigung. Die Pfeife in seiner Faust tanzte, und seine Füße traten Wasser. „Denn fängste woll an, männlich zu wer'n mit deine Wissenschaft un deine Kindesjefühle. Neunundfumfzig Jahre zähle ick, un du zählst achtundzwanzig. Wat bedeitet det? Julius, nütze nich deine hohe Bildung jejen mir aus, der dir selbstlos dazu vaholfen hat, darum bitte ick dir bei meine jrauen Haare, sonst sehe ick da keenen heitern Lebensamd kommen. Treibe nich deinen Erzeuga zur Vazweiflung, det hat sich noch immer jerächt."

„Was soll sich hier schon rächen," fiel ihm Julius etwas ungeduldig ins Wort. „Du hast Herrn Felgentreu beschimpft, und es wäre anständig, ihn um Verzeihung zu bitten. Du hast auch Fräulein Alma beschimpft — eine Abwesende, die sich nicht verteidigen kann. So wahrst du unsre Familienehre!"

Bestürzt und ganz verwirrt trat der Alte ihm noch um einen Schritt näher. Seine Knie zitterten unter ihm und die Augen begannen ihm aus dem Kopf zu treten. Dazu lief ihm etwas Speichel aus den Mundwinkeln, weil er sich vor Aufregung zu beobachten vergaß.

„Wat soll ick?" krächzte er heiser und ihm mit kummervollem Vorwurf ins Gesicht starrend. „Um Va-

zeihung soll i ck bitten? Na — da vasteh ick aba deine Wissenschaft nich, Julius, mein Einzigjeborener. Bis jetzt ha ick keenen Anwurf auf unsre arme, aba ehrbare Familje sitzen lassen, und in meinem Neunundfumfzigsten soll ick damit anfangen? Da mißte ick annehmen, de hast et darauf anjelegt, mir det Rasiermessa in die Hand zu dricken. — Nee, nee, nee, det jeht üba mein Fassungsvamöjen. Mir schwankt orntlich die janze Welt vor die Oogen."

Einige Sekunden hindurch stand er wie schwimmend mit treibendem Blick da und schien mit irgendeinem Gedanken zu kämpfen, während sich Julius wieder erhob und schweigend zum Fenster trat. Seufzend strich er sich dann mit der Hand über die Stirn. Jedoch plötzlich drehte er sich um und setzte sich mit raschen unsichern Schritten in Bewegung nach der Schlafzimmertür, durch die er schwankte wie ein Träumender. Umständlich schloß er hinter sich. Nachdem es drinnen eine Weile still gewesen war, hörten die Zurückbleibenden das Schnappen eines Korkens und das Klirren eines Glases, dem geheim und eilig das Glucken einer Flüssigkeit folgte. Das leise Geräusch strömte einen Lebenskummer aus, der sich unmittelbar allen mitteilte. Klara, die während des ganzen Gespräches, das für sie lauter neue schreckliche Dinge enthielt, wie gelähmt auf einem Stuhl neben der Tür gesessen hatte, obwohl sie draußen längst das Wasser kochen hörte, betrachtete Felgentreu mit verständnislos flehenden Blicken. Julius nagte nervös an seinen Fingernägeln und kämpfte um Haltung. An ihn wandte sich nun Felgentreu.

„Ihrem Vater tun Sie aber unrecht, Herr Lippke," bemerkte er ernst zu ihm. „Das k a n n er auch nicht verstehen. Was er sagt von der Aussteuer und den zwanzigtausend Mark un auch von der Generalerbschaft — das

hat er sich ja nich aus den Fingern jesogen, das hab ick ihm jesagt. Un es war auch mein fester Entschluß, falls Sie Alma heiraten sollten. Nur die Folgerung von Almas Zustand — die ist freilich in seinem Kopf jewachsen. Sie müssen denken, er ist zeitlebens ein unterdrücktes Individuum jewesen, det wenig Freiheit jenossen hat. Un da fing er sich an einzubilden, daß an der Geschichte wohl was nich stimmen wird, sonst müßten wir mit dem Mädchen auf einen Referendar, oder weiß Gott was zielen. Ick dachte den Abend: ‚Willst keinen Krach entstehen lassen!' und: ‚Er wird das von selber wieder verjessen.' Er hat nich verjessen, un det zeigt, daß nie jenug Sorgfalt un Mitjefühl in unserm Verhalten waltet, sonst hätte ick da vorbeugen müssen. Nich er muß m i ch um Verzeihung bitten, sondern ick muß i h n bitten. Auch Sie müssen ihn bitten, Herr Lippke; er hat in gutem Glauben jehandelt. Er meinte die Ehre seiner Familie wahrzunehmen."

Unter den letzten Sätzen war Lippke wieder ins Zimmer getreten. Aus Verlegenheit hatte er gleich seine Lauferei frisch aufgenommen. Seine Schritte waren aber offenbar neu gefestigt, und seine Haltung zeigte wieder Selbstvertrauen. Plötzlich begriff er, wovon Felgentreu sprach, und mit einem Ruck drehte er sich um.

„Aha! Siehste? Heerste?" rief er zu Julius hinüber. „Wie is det also? Wie stehste nu da mit deine Wissenschaft? Nu schlägt ihm sein Jewissen, nachdem er sein Opfer hat in Boden vaschwinden sehen. Aba da is nischt zu vazeihen, mein Lieba. Sünde jejen den Heilijen Jeist der Armut wird nich vaziehen! Die Aussteia kannste herschaffen un ooch die Zwanzigtausend, wenn Julius sich dazu herbeilassen will, eure Familienschande mit seinen ehrlichen Namen zu decken. Un denn haste nischt weita zu tun, als meeglichst balle det Zeitliche zu

segnen, dett mein Sohn bei juten Jahren zu die Jeneral-erbschaft kommt."

„Aber halte jetzt endlich den Mund bitte!" fiel ihm hier Julius so heftig ins Wort, daß ihn der Alte entgeistert anstarrte. „Dies dumme ewige Gerede. Ist's nicht genug, daß du damit die Mutter unter den Boden gebracht hast? — Von der Stunde an setzte der Umschwung zum Tode ein, Herr Felgentreu!" Seine Lunge bellte wieder kurz auf. „Soll das noch so weitergehen?" wandte er sich von neuem erbittert an den Alten. „Die schamlose Erfindung über Fräulein Alma stammt doch aus deinem neidischen und niedrigdenkenden Kopf. Aus Mitleid und Ekel hat dir Herr Felgentreu nicht widersprochen. Das ist der objektive Sachverhalt. Du hast deine eigene Zeugung befleckt und den Weg meiner Zukunft verunreinigt. Mach dich jetzt nicht mehr wichtig, bitte ich dich. Rauche deine Pfeifen. Kaue deinen Priem. Und so Gott mit deinen alten Tagen!"

Aufgebracht wandte er sich vom Alten ab. Dieser machte nun den Eindruck eines Strangulierten. Er wurde blau im Gesicht und fing an zu röcheln. Die Augen traten ihm wieder aus dem Kopf, und er öffnete und bewegte den Kiefer, ohne sprechen zu können. Endlich bekam er soviel Luft, einige Worte hervorzustoßen.

„So, die Mutta ha ick also untern Boden jebracht!" krächzte und gurgelte er. „Meine Zeugung ha ick ooch befleckt! Det von die Alma is eene Erfindung von mir. Denn kann ick mir ja ruhig den Hals abschneiden." Er begann wieder zu laufen, aber er war so unsicher auf den Füßen, als ob er eine halbe Flasche Kognak auf einmal ausgetrunken hätte, stieß sich an den Stuhllehnen und an der Tischkante, und wie er die Hände hilflos vor unaussprechlichen Gedanken und Empfindungen um und über den Kopf bewegte, das machte in seiner dumpfen Be-

sessenheit einen unheimlichen Eindruck. „Valleichte dett de nu jar meinetwejen det Mächen nich mehr kriegst. So'n Schweinehund von eenen Familjenvorstand hat ja die Welt noch nich jesehen. — Na, du Ehrenbold, hochanständija Mann, wie is det dann mit eure Alma? Warum läßt se sich da nich mehr bei uns sehen? Warum hat sie unsrer Mutter, die ihr so liebte, in ihre letzte Krankheet nich wenigstens eenen kleenen Besuch jemacht? Wirst eene mitleidije Auskunft dafor ham. Laß heeren, och wenn sie mir den Kragen noch jar kost't. Los! Los! Nur nich lange warten lassen!"

Auch Klara erhob sich nun vor Erregung, so daß bloß noch Felgentreu saß. Auf sie stürmten diese Eröffnungen und der Streit um Almas Ehre so unerwartet und wüst ein, daß sie gar nicht wußte, wo sie bleiben oder was sie machen sollte. Ihr Kopf brummte, und das Herz drohte ihr stehenzubleiben, und überdies würgte sie zum Schreien ein immer leidenschaftlicheres Mitleid mit Julius. Doch bevor sie dazu kam, sich irgendwie zu äußern, ging mit Felgentreu eine tiefe Veränderung vor. Er seufzte und seine Augen verloren den Blick. Deutlich trat ihm Almas verlassene Gestalt vor den Geist, wie sie in der fremden großen Stadt allein und suchend durch die öden Straßen lief, während er hier vereinsamt dasselbe tat. Ein unermeßliches Gefühl von Sehnsucht, Liebe und Kummer brach seit Tagen der Trübe und Dumpfheit zum erstenmal wieder in ihm auf. Bewegt wandte er die braunen Augen dem jungen Menschen zu.

„Diese Frage," bemerkte er langsam zu ihm anstatt zum Alten, „die ist vorläufig gegenstandslos jeworden. Es tut mir leid, Herr Lippke, aber Alma befindet sich seit letzten Sonntag nich mehr bei uns. Tja. Sie ist plötzlich verschwunden, und im Augenblick wissen wir selber nichts von ihr."

Mutlos verstummte er. Seinen Worten folgte zunächst eine Stille. Julius griff unwillkürlich nach seinem Herzen und starrte ihn aus weitaufgerissenen Augen erbleichend an. Der Alte fuhr wie gestochen auf und trat ihm drohend einen Schritt näher. Klara blickte in ungeheurer Spannung nach ihrem Bruder, als sei sie darauf gefaßt, ihm beizuspringen; dazu stopfte sie das Taschentuch zwischen ihre Zähne, um das Wimmern zu unterdrücken, das sich ihrer Brust entwinden wollte.

„Sie war doch mit Meta zur Kirche jejangen," berichtete Emil indessen leise weiter. „Na, unterwegs sagte sie aber, sie will Frau Lippke besuchen. Nu ist sie trotzdem nich hier jewesen. Ick hab sie noch jesprochen, nachdem sie janz verstört un außer sich von diesem Ausjang zurückjekommen war. Einen Tag hab ick jesucht un nichts jefunden. Jeschrieben hat sie auch nich. Polizeiliche Ermittlungen haben zu nichts jeführt; sie ist in unserm Revier jar nich abjemeldet."

„Wenn sie sich man nichts angetan hat!" kam es zitternd und verloren aus Klaras Kehle. „Sie war so heftig die letzte Zeit! Wer weiß, wer sie gehetzt hat! Da muß sonst noch was sein!"

„Angetan hat sie sich bestimmt nichts!" versetzte Emil. „Sie hat ihr Köfferchen seit zwei Tagen schon jepackt stehen jehabt. Mutter ist ihr darüber jekommen. Aber mehr weiß auch sie nich."

„Det is een abjekartetes Spiel!" rief nun der Alte losbrechend. „Da kieke ick hinein wie in eene Flasche. — Laß mir nu reden!" wehrte er gegen seinen stirnrunzelnd aufblickenden Sohn. „Det paßt ihnen seit vierzehn Tagen eenfach nich mehr mit den Valobungsbettel. Wir ham eenen schlechten Eindruck jemacht bei Frau Feljentrei, un Mutta hat det noch jar verhauen. Friede ihrer Asche. Um die Jeschichte still aus die Welt zu schaffen,

ham sie det Mächen wegjetan un sagen, sie is ausjerickt. Allens schon dajewesen."

„Sie brauchen ihm gar nicht zu antworten, Herr Felgentreu!" bemerkte Julius trocken schluchzend mit roten Lidrändern. „Er ist nachgerade unmöglich." Und zum Alten sagte er mit schwer angefochtener Fassung: „Du hast wohl vergessen, daß Herr Felgentreu der Mutter einen Geschenkkorb schickte und daß er selber am Donnerstag hier war. Auch scheinst du nicht gehört zu haben, daß Fräulein Alma noch kurz vor ihrem Verschwinden bei uns Besuch machen wollte, und daß Frau Felgentreu sie zu diesem Zweck gehen ließ. Da würde sich wohl Herr Felgentreu noch die Mühe machen, zur Beerdigung unsrer Mutter zu kommen, wenn man dort so über uns dächte. Mach dich doch nicht lächerlich. Wenigstens verunglimpfe nicht das Andenken unsrer Mutter!"

„Julius hat ganz recht!" rief Klara bitter. „Es ist wohl nicht genug, daß du Mutter bei Lebzeiten gequält und verfolgt hast? Sie soll auch im Grab keine Ruhe haben? Wozu sollten Felgentreus schon Alma verstecken, wenn sie sich wirklich anders besonnen haben?"

„Biste schon zu Ende?" höhnte der Alte. „Wovon schwatzt ihr eijentlich? Ihr laßt ihm ja jar nich reden. Endlich kannste dir jetzt äußern, Feljentrei. Kannst mir deine Baachtung aklären. Kannst mir in die Fratze spucken, wennde üba allens-erhaben bist. Ick wer' dir noch eenen Diena machen. ‚Scheenen Dank, Herr Feljentrei! Ick bin nämlich bloß een arma Subalternbeamta! Ick nehme allens entjejen!' — Wo is det Mächen?"

„Ick weiß nich," sagte Felgentreu müde und wieder voll gefährlicher Ratlosigkeit. „Ick habe jesagt, wat mir davon bekannt ist. — Ick bin selber so verstört," bemerkte er dann mit suchendem Ausdruck zu Julius, „daß ick

det nich mit Worten ausdrücken kann. Mit meinem Hiersein haben Sie jewiß recht. Ick dachte: ‚Da sin Leute, bei denen sie verkehrt hat, un da ist noch ein Ort, wo sie jewesen ist.‘ Den Besuch am Donnerstag hab ick eijentlich für sie jemacht, und auch den Korb hab ick in ihrem Namen jeschickt. Ick hab jetan, was ein Mann tun kann, un hab doch nichts verhindern können. Auch Ihren Gruß hab ick ausjerichtet, Herr Lippke. Aber Sie und mich und uns alle führt eine Macht, von der wir nichts wissen. Unwiderstehlich hat uns das zueinander jetrieben. — Vielleicht werden Sie mich nun schuldig sprechen; das müßte ich hinnehmen. Aber eines wird Ihnen klar jeworden sein: ein solches Mittel, wie Ihr Vater mir zumutet, hab ick nich nötig. — Na, nu hab ick Ihnen sehr weh getan, Herr Lippke! Aber ick hatte die Wahl, aufrichtig oder ein Duckmäuser zu sein, und vor Ihnen muß ick mit reinen Händen stehen.“

Dies alles hatte er ernst und einfach vorgetragen mit einem so offenen Blick unter aller innern Verstörtheit, die ihm wohl anzumerken war, daß er jeden seiner Hörer in irgendeiner Weise überzeugte. Klara starrte ihn mit großen Augen an, wollte etwas sagen, einen Ausruf tun, der ihrer gewaltigen Überraschung gerecht werden sollte und war zugleich ganz im Bann der Veränderungen, die sich für ihre Augen an seinem Bild vollzogen; plötzlich sah sie ihn als Mann. Der Alte räusperte sich hart und sah mit Unruhe seine Anklage in nichts zusammensinken. Inzwischen antwortete Julius leise, sachlich und mit großem Anstand. In seiner Stimme klang ein ernster Grundton von Dankbarkeit für die Beachtung, die ihm Felgentreu erwiesen hatte, aber dabei zitterten die Enden seines Schnurrbarts verräterisch; er war auffallend blaß und sah plötzlich zusammengefallen und gealtert aus.

„O bitte, Herr Felgentreu," sagte er mit haltlos laufenden Tränen. „An mir ist nichts gelegen. Wir müssen das objektiv betrachten. Sie tun uns die Ehre an, uns von Ihren berechtigten Schritten zu unterrichten, und das — werde ich Ihnen nie vergessen. Sehen Sie —," in seine Stimme kam plötzlich etwas wie geheime Leidenschaft: „Sehen Sie, mein Unglück ist, daß man mich in meiner natürlichen Entwicklung verkümmert hat. Der alte Mann hier hat schon damals mir diese Niederlage vorbereitet. Bildet sich etwas darauf ein, kein Fürstendiener zu sein. Für mich wäre es besser, wenn er einer wäre. Nun schleppe ich für den Rest meines Lebens diesen Herzfehler herum, den ich mir durch die Simulation zugezogen habe. Wie könnte ich so einem frischen jungen Blut wie Fräulein Alma imponieren? Sie wird das einzige weibliche Wesen bleiben, das ich liebte. Ich werde ihr keine Nachfolgerin geben. Ihnen aber danke ich, Herr Felgentreu, daß Sie mich — geehrt haben —!"

Klara fiel aus einer Bestürzung in die andere. Nun zitterte ihr das Herz gleichzeitig über ihren Bruder und sein Unglück, das ihr plötzlich aufging, über Alma, die sich zu einer solchen Tat getrieben fühlte, und über Felgentreu, der ihr heute so männlich verführerisch und traurig schien, so daß sie nicht wußte, wer ihr mehr leid tat. Aber der Alte sah nun nicht nur aus wie ein Strangulierter, sondern wie einer, der schon seit Tagen tot ist. Mit gebrochenen Augen und einer blauen Fahlheit über den Zügen, die ihn einer aufrechtstehenden Leiche ähnlich machte, schielte er zuerst aus den Augenwinkeln von einem zum andern wie um Hilfe. In diesem schiefen gläsernen Blick war etwas Bettelndes und zugleich so tückisch Drohendes, daß Felgentreu sich darunter wie ein Kranker fühlte, und Julius schnell die Augen abwandte.

Einmal richtete er die Miene mit einem lauschenden Ausdruck nach der Schlafzimmertür; ein Anlehnungsbedürfnis glitt flüchtig mit einem kummervollen Schein durch seine Augen. Darauf erinnerte er sich aber, daß er seine Frau ja heute begraben hatte. Erbost spuckte er aus, und jetzt kam ihm rasch der Überblick über seine Lage und die alte unbedenkliche Entschlußkraft zurück.

„Haha, so stehn die Dinge!" bellte er leidend. „Lauter allabeste Jesellschaft, jeriehrte Ehrenmänna, unglickliche Tugend, Edelmut — na — un dazwischen so'n olla Schwachkopp. Da kannste nu nischt machen, Kreizspinne. Ersäufst in Vornehmheit wie Schweinefleesch in Sülze. — Der olle Lippke wacht aba imma noch. Warum sprichste nich ooch von den Anfall, wo Alma betroffen hat? War et nich von wejen die jute Hoffnung, so war et von wegen die einjeleitete Abtreibung. Nu die jelungen is, brauchste unsre Beihilfe nich mehr. — Sieh mal, Feljentrei," erklärte er in verändertem Ton, „mir jeht det ja nicht darum, Schufte zu pressen; ick will bloß Jleichjestelltheet. Uffjericht'te Tugend det jibt et nich! Det is een Mittel von die Schlauen, um die Dummen zu Sündern zu machen, dett sie sich den Hals abschneiden un den andern det Feld alleene übalassen sollen. Dadruff kannste det nich zutreiben wollen mit mich. Ick will doch ooch jerne leben! Jib zu, Emileken! Laß mir weiter atmen neben dir! Stimmt det, wat ick sa'e, oda stimmt et nich?"

Es soll gewisse Ausdünstungen von Kranken geben, bei deren Einatmung der Gesunde sofort zu zerfallen beginnt. An einer solchen Seuche litt der alte Lippke, und indem er Felgentreu seinen Atem ins Gesicht hauchte, erkrankte dieser genau wie schon einmal auf dem Weg von der Bodega nach Hause. Er faßte diese von aller Welt verratene Erscheinung, diese phantastische Anklage

gegen den herrschenden Staat und die bürgerliche Gesellschaft wie gebannt voll ins Auge, und während er ihn bis in seine Abgründe hinein begriff und verstand, erschien in seinen Zügen der Ausdruck einer solchen Lebensmüdigkeit und Todesvorahnung, daß Julius und Klara beklommen die Entwicklung darin verfolgten; selbst den Alten überlief ein unheimliches Gefühl, das ihn in seinem eigenen Leben unsicher machte und ihm ahnend sagte, w i e krank er war. Matt und zugleich rücksichtsvoll erhob sich Felgentreu von seinem Stuhl; er hatte die Empfindung, daß er den Alten beim längern Bleiben noch zum offenen Mordanfall an seiner Person treiben mußte. Seufzend wandte er sich zum Gehen.

„Wie du willst!“ sagte er mit suchender Stimme schon halb abgekehrt. „Und irgendwie wird es sich auch wirklich so verhalten. Hier modert ja alles —!“

Traurig verstummte er, und wieder folgte eine Stille. Niemand regte sich. Bloß Julius' Herz klopfte in rasender Eile, und in der Küche brauste und brodelte immer weiter das Kaffeewasser. Plötzlich tat der Alte einen Schritt auf Felgentreu zu, und im nächsten Augenblick spie er einen langen braunen Strahl nach ihm, der ihn am untern Teil der Hose traf. „Tä — du Halsabschneida!“ sagte er dazu und fuhr mit einem völlig haltlosen Blick rasch seine Gestalt auf und ab. Darauf trat ihm wieder das Blut aus dem Gesicht, so daß er ganz grau wurde, und plötzlich schlug er ein ungeheures Gelächter auf, in welchem er seinen Schreck über die eigene Tat, die Furcht vor den Folgen und das vernichtende Gefühl seiner neuen Niederlage zu verbergen suchte. Dazu brannte ihm der ungemilderte Haß aus den Augen und durchfuhr ihn ein unausstehliches Zittern der Schwäche, so daß er beinahe umfiel. Desto lauter und gellender lachte er. Unter diesem Gelächter verabschiedete

sich Felgentreu von Julius, der bleich bis in die Lippen keines Wortes fähig war und sich bloß schweigend mit einem Ruck verbeugte. Händeringend vor Erregung lief Klara ihm voraus in die Küche, und während er am Kleiderrechen nach seinem Zylinder und Stock griff, wischte sie ihm mit einem nassen Lappen unter unbewußtem Geflüster den Speichel ihres Vaters von der Hose. Beinahe so triebhaft wie sie stammelte, strich er ihr einmal tröstend über das braune Haar. Plötzlich ergriff sie mit beiden Händen wie eine Verlassene die seine und küßte sie. Erschreckt ließ sie sie darauf fahren und stand von Röte übergossen stumm da. Er lächelte, und einen Moment war es ihm, als sähe er Almas geliebte Gestalt und röche ihren süßen Duft; in dem halb dunklen engen Vorplatz verbreitete sich flüchtig ein hoffender Schein von Sehnsucht und Gedenken, während der Alte drinnen immer noch weiter lachte und schrie. Darauf schlug die Tür zu, und Klara war wieder mit ihren Männern allein.

XIV.

In einer bestürzten Flucht war Alma an jenem Sonntag bis nach dem tiefsten Osten der großen Stadt durchgefahren. Bei irgendeinem Weib mietete sie ein Zimmer. Am Montag ging sie den Zeitungsinseraten nach auf Arbeitssuche. Sie kam zu den meisten Stellen zu spät, wurde zu andern vorgemerkt und schlich abends unverrichteter Sache enttäuscht und totmüde nach Hause. Am Dienstag setzte sie diese ernüchternde Tätigkeit fort; auch der Mittwoch ging damit hin. Am Donnerstag mußte sie zum erstenmal umziehen, da die Wirtin mit der polizeilichen Anmeldung nicht länger warten und sie

ohne Papiere nicht behalten wollte; sie aber hatte etwas von „Spuren verwischen" im Kopf und hoffte ohne Anmeldung durchzukommen. Man sieht daraus, daß sie trotz ihrer klaren Lebensprinzipien noch bedeutend mehr jugendlich als preußisch war. Sie war auch sehr eigensinnig und wechselte noch viermal, bis sie zu einer umgänglichen alten Frau geriet, die auch Dinge sehr gut begriff, die man nicht erst umständlich auseinanderlegte. Sie hatte nicht nur einen feinen Riecher und ein gutes Herz, sondern sie war auch unternehmend und abenteuerlustig und gab in der Folge Alma als ihre Nichte aus. Dem Portier legte sie ordnungsmäßig die Anmeldungen zur Beglaubigung vor, ließ es aber damit gut sein und begann, ohne besondere Neugier zu zeigen, auf die Dinge zu warten, die sich mit dieser verflogenen Tochter ereignen würden. Sie brauchte keine Brille, um zu sehen, daß da wesentliche Dinge nicht stimmten, aber sie hatte schon mehr solche Schmetterlinge auftauchen sehen, die eine Zeitlang nach Arbeit und „Selbständigkeit" herumflatterten und dann wieder verschwanden, niemand erfuhr, wohin. Ihr genügte es vorläufig, daß zahlungsfähige gute Leute hinter ihr standen — woher sie das wußte, das war ihr Geheimnis —, und daß es sich um ein gepflegtes wohlerzogenes Kind handelte, dem man die besten Charakteranlagen abspürte. Etwas Unzufriedenes und Höherstrebendes witterte sie ihr freilich auch ab, aber das nahm sie vielleicht am meisten für das einsame hübsche Mädchen ein. Bekanntlich schmeichelt sich jeder mit der Hoffnung, eine solche unerfüllte Erwartung seinerseits zu befriedigen.

Rein äußerlich betrachtet zählte diese Frau schon nicht unter die ausgemachten Schönheiten, ja sie war so angegreist und sah so aus alten Teilen zusammengesetzt aus, daß es unmöglich war, sich vorzustellen, sie sei auch einmal

jung gewesen. Das Auffälligste an ihr war ihre lange Nase, die in Form und Farbe an den Schnabelbehang des Truthahns erinnerte; sie konnte sie auch ein wenig aufstülpen. Darunter stand vergnügt und quer ein Mund wie eine Kneifzange, in welchem zwei unwahrscheinlich lange, gelbe Zähne kriegerisch gegeneinander stachen, aber es waren Soldaten von der gleichen Kompagnie, die bloß Scheingefechte miteinander ausführten. Ihre Stirn glich einer jener großen faltigen Leberwürste: leicht geräuchert, pergamentartig und immer etwas schmutzig und fleckig. Oben setzte sich ein dünner Haarboden wie ein mageres durchsichtiges Haferfeld an, auf dessen Grund unendlicher Schinn und verjährter Staub lagerten. Aus all dieser Herrlichkeit blickten ihre vergnügten blauen Augen wie zwei kleine Kornblumen hervor. Das Zimmer, das Alma bewohnte, sah genau nach ihr aus, nämlich alt, lumpenhaft, schmutzig und verstaubt. Es war eigentlich bloß ein Winkel, den die Maurer wegzuräumen vergessen hatten, aber die Alte dachte: „Warte mal, das sollt ihr mir büßen!" und der Preis, den Alma dafür zu zahlen hatte, wäre dazu angetan gewesen, dem Bauaufseher für seine Nachlässigkeit unruhige Nächte zu verschaffen. Das Fenster stand so vorteilhaft, daß es im spitzen Winkel gegen das Küchenfenster der Nachbarin vorsprang. Licht und Sonne kamen daher nicht herein, dafür aber die Kochdünste aus jener Küche, und außerdem stieg in dem Winkel wie in einem Kamin der Duft aller darunter liegenden Küchen herauf, so daß es in Almas Zimmer abends wie in einem Restaurant roch, aber keinem erstklassigen. In jener Küche trieb sich zudem ein alter Kerl vor dem Fenster herum, so daß Alma vorzog, auf das bißchen frische Luft, das die nächtliche Kochpause zugelassen hätte, auch noch zu verzichten und ihre Feierabendstunden lieber hinter geschlossenen und verhängten

Scheiben zu verbringen. Da ihr Zimmer von gegenüber auch nachts, sobald dort Licht brannte, wie eine flache Hand zu überblicken war, ging sie ebenso zu Bett und stand so auf.

Solange ihre Stellensuche fortdauerte, kam sie genügend mit frischer Luft zusammen, um ein derartiges abendliches Maulwurfsleben zunächst ohne gesundheitliche Schädigungen zu ertragen. Bekam es ihr gemütlich weniger gut, so wirkte es andrerseits als eine Art von moralischer Klausur, in welcher sie, wie die Kardinäle in Rom, ihren neuen Papst wählen konnte. Vorläufig wählte sie gar nichts. Acht Tage lang grämte sie sich aus allen Registern — jeder Wind brachte ihre Einsamkeit zum Tönen —, schlug sich mit ihrem Heimweh nach den verlassenen Menschen und Dingen herum und lief trauernd und wahllos jeder ausgeschriebenen Stelle nach, ohne eine davon zu erjagen. Aber als der erste einsame Sonntag überstanden war, begann sie methodischer darüber nachzudenken, wie sie es anfangen müsse, um einen gutbezahlten und ansehnlichen Posten zu bekommen, so wie er nach ihrer Meinung ihren Anforderungen entsprach. Damit brachte sie die zweite Woche zu. Sie suchte sich zu erinnern, was sie darüber schon gehört hatte, und war bemüht, sich danach zu richten. Man mußte bescheiden und zugleich bestimmt auftreten. Der Blick sollte klar und höflich sein und Intelligenz verraten. Sorgfältige Kleidung ließ auf Ordnungssinn schließen. Es war nötig, bei Fragen weder zu rasch noch zu langsam zu antworten. Und dann war da noch so ein Geheimnis: es mußte alles stimmen. Was das war, wußte sie nicht näher, aber sie fühlte selber, daß es damit seine Richtigkeit hatte: es mußte eben alles stimmen. Und bei ihr stimmte es nicht. Sie kam zwar dahinter, daß noch einige andere Gesichtspunkte gegenüber jungen

Mädchen walteten, die nicht rein geschäftlich waren, und nach denen sie von ihrem Aussehen eigentlich erwarten durfte, daß sie bei gehöriger Beharrlichkeit züm Ziel führten. Aber auch dies stimmte nicht; sie hatte nicht das handliche Kaliber für die Laufbahn eines „richtigen Ladenfräuleins"; sie sah mit ihrem etwas düstern Blick nicht danach aus. Und für die „größere Laufbahn" fehlte ihr wieder die Vorbildung, da sie gar nichts gelernt hatte. Schneidern mochte sie nicht, und so verließ sie jeden Schauplatz in aller Leibesherrlichkeit ledig.

Damit ging die dritte Woche ins Land, und die Alte trug ihr die ersten durchgelaufenen Schuhe zum Schuster, ohne daß sie mit allen Gängen einen Schritt vorangekommen wäre. Die Mahlzeiten nahm sie nun bald ganz bei ihrer Wirtin ein. Da sie gemerkt hatte, daß die Alte auch auf diesen Verdienst happig war, hätte sie es für unklug gehalten, gegenüber ihren Andeutungen schwerhörig zu sein. Das verwöhnte Mädchen brauchte zwar einige Überwindung, um an ihrem Tisch nicht vor Ekel zu verhungern, dagegen machte der Preis mit der Miete eine nette runde Aufrechnung, und alles zusammen wurde ihr kreditiert, ohne zu fragen und mit der Wimper zu zucken. Um nicht denken zu müssen, las sie viel. Beinahe jeden zweiten Abend brachte sie ein neues Buch aus der Leihbibliothek hinter sich. Oft saß sie bis gegen Morgen im Hemd auf dem Bett und gab sich dem süßlichen Genuß der Romane hin, die ihr ihr Erlebnis in verkitschten Farben und Linien an andern Figuren wieder vorzauberten. Den persönlichen Gestalten ihrer verlassenen Welt dagegen verwehrte sie nun den Eintritt in ihre Phantasie hartnäckig. Drängte sich doch einmal eine in ihren Gesichtskreis, so wartete sie starr und in geheim erregter Ablehnung, hinter der unabsehliches Leiden lauerte, daß sie wieder ging.

Als aber die dritte Woche herum war, ging ihr langsam die Erkenntnis auf, daß sie sein mochte wie sie wollte, so war sie in keinem Fall mehr ein Mädchen. Während sie sich das endlich nach langem Widerstreben zum erstenmal zugab, hatte sie in den Haarwurzeln ein Gefühl, als richte sich ihr ganzer Schopf auf vor Bestürzung. Über den einfachen Verlust einer Jungfernschaft ist hinwegzukommen, wenn die Haltung bleibt; eine Sache gilt, wonach sie aussieht. Aber nun, sagte sie sich, würde unerbittlich eine Entwicklung ihren Anfang nehmen, die sie aus dem Kreis der Mädchen auch äußerlich hinausdrängte, ja, sie hatte bereits begonnen, und nach Verlauf einer bestimmten Zeit würde diese Veränderung jedem fremden Auge offenbar werden. Dieser Gedanke war ihr so unfaßbar fürchterlich, daß sie zunächst beschloß, alle Beobachtungen als Folge der Strapazen zu betrachten und noch einmal weiterzuleben, als ob nichts geschehen wäre. Sie biß die Zähne zusammen, trat wie früher fest auf, streckte ihre Schultern gerade, zog das Kreuz ein und hielt umsichtig darauf, trotz der etwas ärmlicher gewordenen Kleidung als das „patente" Menschenkind aufzutreten, das sie früher mit Stolz und Achtung vor sich selbst gewesen war.

Aber im Verlauf von weiteren vierzehn Tagen bröckelte von ihrer künstlichen Zuversicht ein Zierat nach dem andern ab. Der gerade Rücken begann sich heimlich zu krümmen. Die Haltung verschlechterte sich unmerklich. Die Wangen wurden blasser und schmäler. Die aufsteigende Furcht vor der Schande nahm ihrem Schritt das meiste von seiner Festigkeit und machte ihn unsicher. Sie dachte, die Unbeholfenheit des Zustandes trete bereits ein, und wagte keinen Menschen auf der Straße mehr anzublicken. Die Lektüre verlor allen Reiz, statt dessen verbrachte sie soviele Nächte mit Weinen und eröffnete

soviele Tage damit, daß ihrer Wirtin allmählich die nassen Kissen aufzufallen begannen. Nun konnte es zweifelhaft sein, ob sie besonders von Neugierde geplagt war oder nicht, aber eins stand fest: war ihre aufgestülpte Nase einmal mit Gottes Hilfe auf eine Witterung geraten, so ging sie so bald nicht mehr davon ab. Verwunderung befiel sie dabei nie; es war ihr Hauptglaubenssatz, daß es überall heimlich stinke, und bloß die Frage sei, wann „es herauskomme". Etwas herauszubringen gehörte dagegen zu ihren feinsten Politessen, wozu sie alle Zähigkeit und Umsicht anwandte, deren sie fähig war. Andrerseits ist so ein heimlich verzweifeltes großes Menschenkind ein Ziel, das sich in solchen Fällen unbewußt dem Sucher entgegenbewegt, und mit geröteten Augen, schmalen Wangen und hinterlassenen verweinten Kissen besitzt der Mensch eine natürliche Anfälligkeit für fremden Liebreiz. In acht Tagen hatte die Alte von ihrer möblierten Dame soviel heraus, daß ihr Geheimnis unausgesprochen, wenn auch von Alma leidenschaftlich bestritten, als eine Art von ratlosem Eingeständnis zwischen ihnen schwebte und nicht mehr aus der Welt zu bringen war. Die Alte als geborene und vielgeübte Kupplerin ließ Alma voll heiterer Ruhe widerrufen und sich erregen und blieb ihrerseits gefühlvoll und von einer unverschämten Art von Diskretion förmlich besessen bei ihrer Mitwisserschaft.

„Na, det is det Schlimmste noch lange nich, Freilein," tröstete sie. „Beede Beene ab is ville ärjer! Wa sin doch Weiba! Na also! Und um druff zu sitzen is uns det von die Natur nich valiehen. Is jut. Mir sin Se sorum lieb un wer'n Se andersrum och lieb sind. Et is man bloß, dett ick een unvawüstlichet Vatrauen zur Menschheit habe. Ick brauche imma wat zum Flejen un Treesten, vastehn Se, un da vamiete ick an junge Damen.

Wenn Ihn'n nu aba so eene Woche wie die andere nischt fehlt, un Sie mir als olle Frau un Matrone nich benitzen meegen, denn wird mir det uff die Dauer doch woll mal langweilig wer'n und ick wer' wechseln wollen."

Erschreckt schwieg Alma und für diesen Abend wurde eine Art Waffenstillstand abgeschlossen zwischen ihrer störrischen Hoffart und der schwunghaften Zudringlichkeit des alten Weibes. Eine Woche lang sah die Alte dann immer noch nicht schweigend, aber vorläufig ohne „durchzugreifen" zu, wie das Mädchen sich herumschlug; als sie aber zu fürchten begann, daß Alma mit ihrer Widerspenstigkeit zäher sein könnte, als sie in ihrer Tatenwut, gab sie auch den Rest ihres Stolzes auf und wurde deutlicher.

„Nee, nee, schon lieba keen Le'm als so ne Duldung mit Redensarten von jeden Polizeiwachtmeesta und Unteroffizier," betrachtete sie erfahren. „Ick weeß doch, wie mein Junge beim Militär die Unehelichen stripst, un da helfen imma alle mit. Un wenn et een Mächen is, so is sie schon zum voraus valoren. Nischt zu machen, Freilein. Staatsinteresse. Na, da wär'n wa scheene dumm, solche Mächte entjejen zu handeln. Noch is det keen menschlichet Wesen. Un Ihr Le'm liegt noch jlänzend vor Ihn'n da. Du lieba Jott — zwanzig Jahre! Da fängt det Amüsemang jerade an. Un da wollten Sie Schluß machen? Nee, Liebchen, dazu würde ick unter keenen Umständen meine Hand reichen. Ick bin een jutet ehrlichet Weib mit hilfsbereitem Herzen. Wenn sich een Mensch selba ruinieren will, so mag er det tun, aba nich unter meine Oogen. Woll'n Se d'nn öffentlichen Anstoß je'm? Lange wer ick det nich mehr ansehn kenn'."

Wenn sie sich ein ehrliches Weib mit einem hilfsbereiten Herzen nannte, so sprach sie damit durchaus die

Wahrheit. Sie war nun einmal von der Wut besessen, einzugreifen, und hatte eine anerschaffene Leidenschaft fürs Kuppeln und Abtreiben. Beides waren Passionen, die in der Luft lagen und denen auszukommen für so zartfühlende und erregbare Naturen wie sie zu den Dingen der Unmöglichkeit gehörte. Wie im Juli der Duft von Pferdemist, Benzinrauch und Lindenblüten in den Straßen dieser geradlinigsten Weltstadt Europas, so schwebte über dem rechtschaffenen gesellschaftlichen Leben eine warme mildtätige Atmosphäre von „m. w.- — machen wir — Stimmung", so ein stiller Fanatismus der Nächstenliebe, der das Ziel verfolgte, die allzu strengen lutherischen Moralpunkte und preußischen Gesetze mit der menschlichen Hinfälligkeit in Einklang zu bringen. Es war eben jene treuherzige Bereitschaft zum „Eingreifen", die man vielleicht als einen laienhaften Niederschlag der „vorurteilslosen Weltanschauung" der gebildeten und der gottesfürchtigen Geschäftspolitik der gouvernementalen Kreise betrachten muß. Das deutsche Leben sollte erstens „hervorragend" sittlich sein und zweitens hervorragend erfolgreich, und drittens sollte das alles sehr schnell gehen, denn den Leuten wurde, sie wußten selber nicht warum, plötzlich der Boden unter den Füßen heiß. In solchen Zeiten ist die Kuppelei offiziell und privatim das gegebene Verkehrsmittel. Sie ist eine Art von künstlich erhöhter Temperatur, die die chemischen Prozesse beschleunigt und das Wachstum aller zugelassenen Organismen erleichtert, in welcher die neuen Farben an den Häusern schneller trocknen und auch die Tränen auf den Wangen, und worin überhaupt alles besser geht. Da aber neben den zugelassenen Organismen auch die nicht zugelassenen zur Existenz drängen, und bei allen Geschäften die Zeit fehlt, sich mit den Anomalien christlich einzulassen, diese andrerseits den „Wir-

ten" — wissenschaftlich gesprochen —, welche sie zu ihrer Wohnung wählen, am Fortkommen hinderlich sind, so wird es klar, daß ohne die Leistungen der gesellschaftlichen Kuppelei das Leben unerträglich würde und rasch zur Verzweiflung triebe.

Eine der Priesterinnen, die sich dem verdienstlichen Kult widmeten, war also auch die Freundin Almas, und sie besaß sogar als gewesene Hebamme, die wegen allzu großer Vorurteilslosigkeit polizeilich enthoben werden mußte, eine ganz besondere Eignung dazu. Ihre beiden langen gelben Zähne oder Spieße kamen nicht mehr zur Ruhe, und die listige Zunge ihres Mundwerks kniff dem Mädchen ein unausgesprochenes Bedenken nach dem andern glimpflich ab, denn sie wußte ja nachgerade, was so arme Würmer dachten und fühlten. Die Leberwurstfalten auf ihrer Stirn waren fortgesetzt in wichtiger und vertraueneinflößender Bewegung begriffen, und mit dem beweglichen Rüssel ihrer Nase schnüffelte sie so dicht an Almas verschämten Tatbestand herum, daß diese vor ihr aus einer Verzweiflung in die andere flüchtete und schließlich nicht mehr wußte, wo sie bleiben sollte. Riegelte sie sich ein, so sprach die Alte durchs Schlüsselloch zu ihr, und selbst in der Stille der Nacht, wenn alles — auch die graue Kupplerin — längst schlief, bloß Alma nicht, hörte diese ihre Stimme weiter raunen.

Eines Abends endlich ließ die Alte, um der Katze den Schwanz abzuschlagen, wie sie sagte, ein Fläschchen mit einer grünlichen Flüssigkeit bei Alma zurück. Das Mittelchen sollte eingenommen, dann der folgende Tag hübsch geruhsam im Bett verbracht werden, und alles war wieder „wie bei andern ledigen jungen Weibern". So einfach stellt sich die Weltordnung unter Umständen wieder her. Mochte aber nun Alma eine noch so

unkomplizierte Natur sein, so hatte sie eine gute und christliche Erziehung genossen. Ihr war das selber seltsam: aber von dem Moment an, in welchem das grüne Fläschchen ins Zimmer gekommen war, befand sich, ungesehen, doch deutlich gefühlt, Metas ernster Geist ebenfalls darin. Und mit der Ungesehenheit verhielt es sich auch bloß so, daß sie scheu und angefochten die Augen davor schloß; sie konnte ihn sehen, sobald sie wollte, das heißt, sobald sie sich fähig oder genötigt fühlte, sich selber diese Erschütterung anzutun. Vorläufig wich sie ihm, ihrem Selbsterhaltungstrieb folgend, sorgenvoll aus und nahm lieber alle Gewissensbisse und Reueanfälle dafür in Kauf. Auf diese Weise erlebte sie aber mit dem unheimlichen Fläschchen als Zimmergenossen eine Nacht, als ob bei ihr der Geist des Bösen selber mit Metas frommem Schemen kämpfte und zwar um ihre, Almas, Seele. Es wurden dabei viele gute und starke Worte gesprochen. Deutlich hörte Alma ihre Pflegemutter sagen: „Leben ist heilig! Wer eine Seele tötet, tötet sie Gott, der sie schuf!" Darauf sagte der böse Geist höhnisch: „Seele! Na gut! Zeig mir mal das Ding! Und wenn schon: da ist doch noch keine Seele!" Beinahe leuchtete das Alma ein, aber Meta wußte es wieder besser. „Wo ein Leib ist, da ist auch eine Seele!" erklärte sie streitbar. „Da ist Anlage zur Frömmigkeit, Liebe, Schönheit, Treue und Ewigkeit! Du bist wohl darum so hinter allem Leben her, weil du fürchtest, daß noch einmal ein Welterlöser kommen könnte?" Was der Böse darauf erwiderte, konnte Alma nicht verstehen. Sie merkte bloß, daß die Unruhe in der Luft zunahm und verspürte eine Steigerung ihrer Angst. Dazu glühte das Fläschchen in der Ecke auf der alten wurmstichigen Kommode mit einem doppeltgrünen teuflischen Schein auf, der ihr, im Extrakt gesammelt, allen sittlichen Schmutz

und allen Ekel zu enthalten schien, welcher das Wesen des alten Weibes für ihr Gefühl ausmachte.

Einmal, als die Stube zum Greifen voll von Metas Wesen und von ihrem Duft und Licht war, wagte es Alma, stand auf, packte das Fläschchen und ging damit zum Fenster, um es wie eine eingeschlichene Kröte hinauszuwerfen, aber da erinnerte sie ein deutlich wahrnehmbares Gelächter hinter ihr daran, daß damit die Sache keineswegs erledigt sei. Wo dies herkam, konnte noch mehr beschafft werden, und auch ihre Lebensumstände beeinflußte sie durch diese Handlungsweise keineswegs in günstigem Sinne. Leise zitternd und ratlos kehrte sie in ihr Bett zurück, und sehr bedrückte sie die Wahrnehmung, daß Metas Duft und Schimmer, der sie noch bekannt und tröstlich umgeben hatte, verblaßte und wie vorwurfsvoll wegschwand. Von jetzt an war sie mit dem Bösen und seinem geheim glühenden Licht allein und allen abergläubischen Vorstellungen, die ihr schweres sinnliches Blut hervorbrachte, widerstandslos ausgeliefert. Zeitenweise jagte ihr das Herz wie einem Kind im Dunkeln. Jetzt sah sie andere Gestalten und Erscheinungen, die sie schon in ihrer frühesten Jugend geschreckt hatten, Männer mit schiefen Gesichtern, hängenden Lippen und ohne Arme, Frauen mit Bärten, Wölfe, die kleine Kinder in den Zähnen trugen, Schafe und Kälber mit fünf Beinen oder zwei Köpfen, die ihr aus bezeichnenden Gründen besonders schrecklich waren: sie verhöhnten ihr gesundes Naturgefühl, das sich gutgewachsene Kinder wünschte. Diese Gesichte zeigten erstens, auf welchem kindlichen Punkt ihre Phantasie noch stand, zweitens, wie seelisch kränkbar und mit Schauern geladen das große Menschenkind in aller Wohlgewachsenheit durch seine Jungfernschaft ging, und drittens, wie groß und unwandelbar ihre Angst vor Schande war und

der Gram über das vorzeitige Ende ihrer Mädchenherrlichkeit. Gar nichts wollte sie mit Felgentreu zu schaffen haben, der diese Nacht auch einigemale an ihrem Horizont vorbeistrich; sie ließ ihn nicht einmal reden, und es war schon schlimm genug, daß sie ihn von fern fühlte. Größer als all dies waren nur ihr Kindestrotz und die düstere Hartnäckigkeit, die sie den Tatsachen entgegenzusetzen strebte, und die nichts waren als eine gefährliche Trübung ihrer Anpassungsfähigkeit an diese Umstände — ein Leiden, daß sie aber nicht erst heute verfolgte. Daß sie sich soviel darauf zugute tat, machte es nicht unbedenklicher, und so war sie beinahe froh, als die Männer mit den schiefen Gesichtern und die Kälber mit den fünf Beinen wieder auftraten. Infolgedessen war sie mit dem neuen Tageslicht so krank und matt, daß sie alles andere über sich ergehen ließ. Unter den Augen der Alten nahm sie den satanischen Trank, goß gehorsam eine Tasse starken Kaffee nach und vergrub sich voll Angst vor Metas Stimme unter ihre Decke. Ihr war, als hätte sie das böse Prinzip selber im Leib, und vor Gewissensbissen begann sie durcheinander zu frieren und zu schwitzen. Die alte Hexe jedoch wurde über das eingeleitete Verfahren so vergnügt, daß sie ohne Besen ausfuhr, um mit einer Nachbarin einen ausgiebigen Klatsch abzuhalten.

Kaum hörte aber Alma die Tür hinter ihr einschnappen, als sie aus dem Bett sprang, in ihre Schläppchen schlüpfte und nach der Küche lief. Dort nahm sie ein Glas warmes Wasser aus dem schmutzigen Kessel ihrer Wirtin, lief dann noch einmal nach ihrer Kammer, wo sie ihre Toiletteseife ein paarmal kräftig darin herumrührte, und mit dieser zweiten Mixtur suchte sie einen Ort auf, den auch der König von England allein betritt. Sie tat noch einen tiefen Atemzug und goß dann mit ge-

schlossenen Augen den ganzen Trank hinunter. Die Wirkung zeigte sich augenblicklich und erschöpfend; sie gab nicht nur den eingenommenen bösen Geist von sich, sondern beinahe auch den eigenen. Mit zitternden Knien, aber befreitem Gewissen begab sie sich endlich wieder nach ihrer Stube zurück, allein unterwegs wurde sie ohnmächtig und schlug lang zu Boden. Ob sie da eine viertel Stunde oder eine halbe gelegen hatte, wußte sie beim Aufwachen nicht, und es war ihr auch furchtbar gleichgültig. Mechanisch suchte sie nach dem Glas, raffte sich auf und tastete sich den Möbeln nach vollends zu Bett. Das Glas versteckte sie bei sich, um nicht die Alte darüber kommen zu lassen. Sie hatte Kopfschmerzen. Ein unwillkürlicher Blick in den Spiegel beim Vorbeischleichen hatte ihr eine blutende Stirn gezeigt, dazu ein so zerstörtes Bild von eingefallenen Wangen, erloschenen Augenlichtern und einer grünlichen Gesichtsfarbe, daß sie ernsthaft an Krankheit und frühen Tod dachte. Ein heißer Kummer durchfuhr sie flüchtig, fern den Ihren sterben und verderben zu sollen, dann wurde ihr auch das gleichgültig. Fortwährend krampfte sich ihr Magen noch zusammen, und alle Gedärme taten ihr weh, aber dies war sozusagen mehr moralisch. Die Speiseröhre brannte ihr, als ob das leibhaftige Feuer darin schwelte. Das bildete sie sich gewissenhaft ein; sie roch sogar ihren brandigen Atem und hätte den größten Besitz, wenn sie darüber verfügte, darum gegeben, sich solange von ihrem verdorbenen und „siechen" Körper trennen zu können. Eine sozusagen übellaunige Genugtuung über den Gegenstreich erfüllte sie zwar immer noch, aber sie zweifelte bereits stark an dessen Wirkung, jedenfalls fühlte sie sich immer noch deutlich in den Krallen des Verderbers, und mit ungemilderter Angst sah sie der Antwort entgegen, die ihr die Natur auf diese Frage geben würde.

Als die Alte von ihrem Morgenklatsch hochbefriedigt zurückkam, um wieder nach ihrer „möblierten Dame" zu sehen, erlebte sie keinen kleinen Schreck, sie in diesem Zustand vorzufinden. Alma gab an, sie habe einmal hinausgemußt und sei dabei ausgeglitten. Von ihren Empfindungen äußerte sie nichts, als einen furchtbaren Durst, den sie sich ebenfalls einbildete, da er nach ihrer Meinung zu dem höllischen Zustand gehörte, in dem sie sich befand; die Alte bekämpfte ihn durch ein Glas klares Wasser. Dann klagte sie über Kälte; dieser kam sie mit einer weiteren Tasse starken Kaffees bei. Merkwürdigerweise behielt Alma beides bei sich und zwar aus Angst, sich in der Gegenwart der Alten noch einmal zu übergeben und dann die Kur von vorne beginnen zu müssen. Im übrigen schien diese befriedigt, daß das Mädchen so stark „reagierte", und verhieß aufs bestimmteste baldigen Erfolg. Mit dieser Erwartung ging der Tag hin. Als es Abend wurde und nichts geschehen war, hielt es die erfahrene Frau für ratsam, sonstwie ein bißchen nachzuhelfen; Alma werde kaum etwas davon merken, versprach sie beruhigend. Dazu sagte das Mädchen nichts, aber es sah dieser Unternehmung mit Augen entgegen, die wenig Gutes verhießen und die sie hätten warnen müssen, wenn sie nun nicht ausschließlich für ganz andere Gegenden an dem hübschen Menschenkind besessen gewesen wäre. Kaum faßte sie daher mit kundiger Hand die Bettdecke an, als sie einen Rammstoß erhielt, der ausgereicht hätte, einen Fünftausendtonnendampfer auf Grund zu setzen. Etwas anderes passierte auch dieser Schaluppe des Lasters nicht. Schwach stöhnend und mit leisem Schüttern ihres Gefüges plazierte sie sich rücklings auf den Boden, wo sie zunächst vor Erstaunen eine ganze Weile sitzen blieb. Aber ohne sich weiter um sie zu bekümmern, warf sich Alma zornig auf die andere Seite, zog sich die Bettücher

über den Kopf und gab keine Antworten mehr. Das alte Weib schimpfte nun ein bißchen, nahm aber nichts grundsätzlich übel, sondern rappelte sich auf, rieb sich erst die Hinterpartie und dann die Nase, humpelte noch ein paarmal denkend und brummend in der Kammer auf und ab und kam dann zum Schluß, daß es wohl besser sein werde, „die Natur walten zu lassen". Das tat sie, indem sie hinausschlurfte, um auch ihrerseits einen starken Kaffee zu genießen; als gewesene Hebamme war sie ihn literweise gewöhnt, und auf dem Herd stand ihr immer ein großer Topf voll dieser anregenden Flüssigkeit. Almas Tür ließ sie hinter sich offen, um jederzeit aus der Küche zur Kranken sprechen und übrigens hören zu können, was sie trieb. Aber auch das dauerte nur, bis Alma es inne wurde; schon stand sie auf, ging hin, schlug die Tür zu und riegelte ab, und für den Rest des Abends konnte die Alte machen, was sie wollte, aber herein kam sie nicht wieder. Ebensowenig bekam sie von dem erbosten Mädchen sonst ein Lebenszeichen. Einen solchen Fall hatte sie noch nicht gehabt, und einigermaßen regte er sie immerhin auf. Die Nacht schlief sie schlecht, träumte von Gericht und Zuchthaus und wachte in Schweiß gebadet auf; da schlug es erst ein Uhr.

Alma dagegen schlief wie eine Tote, um zehn Stunden später mit dem vollen Gefühl des wiedergeschenkten Lebens zu erwachen. Geschehen war ihr nichts. Ob sie ihre Seele durch ihren raschen Entschluß gerettet hatte, wußte sie jetzt im hellen Tageslicht, das keine Gespenster enthielt, nicht, aber jedenfalls hatte sie ihren Leib gerettet, und wie neugeboren erhob sie sich. Lebenslustig öffnete sie, trotz des alten Kerls gegenüber, das Fenster, um die Luft dieses frischgeschenkten Tages herein und den nachgebliebenen verbrecherischen Dunst der alten Kupplerin hinaus zu lassen. Schließlich ließ sie sich auch dazu herbei,

dieser aufzumachen, da sie Hunger verspürte. Sie genoß mit Appetit eine Tasse Kaffee mit Milch und zwei Brötchen mit Butter und Marmelade, gab dabei knappe Auskunft und zog sich an. Die Alte wunderte sich beinahe die Haare vom Kopf. „Nee, nee, so eene Natur, wie Sie ham!“ sagte sie einmal übers andere. „Wenn det sitzen soll, so jeht et, aba wenn et jehen soll, denn sitzt det wie jenietet. Da müssen wa eene Tonart schärfer uffspielen, Freilein.“ Sie wurde lyrisch und krächzte mit verliebten Augen: „Trinken wa noch een Treppken, trinken wa noch een Treppken aus den kleenen Henkelteppken!“ Aber Alma zog sich schweigend an und gab keine Antwort. Wie sie jedoch nicht nachließ, bekam das Mädchen plötzlich einen Wutanfall.

„Lassen Sie mich in Ruhe mit Ihren Gemeinheiten!“ schrie es die verdutzte Frau mit rotem Kopf an. „Immer müssen Sie an einem herumtasten. Sie wollen mich wohl noch ganz unglücklich machen? Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten. Sehen Sie lieber, daß mein Zimmer wieder mal rein wird!“

In diese Abfertigung, die ganz die Rücksichtnahme auf den Umstand vermissen ließ, daß Alma eigentlich gar nichts zu verlangen hatte, da sie auf Kredit wohnte, guckte die Alte wie in ein Gewitter. Es war da über Nacht irgend etwas Neues an das große Mädchen gekommen. Eigentlich sittlich schien ihr die Sache nicht; dagegen hatte sie ja eine feine Zunge wie gegen Petroleum. Die gleiche duldsame Verlegenheit wäre sie angekommen, wenn ein schöner Hund oder eine trächtige zahme Hirschkuh sich verächtlich von ihr abgewendet hätte. Ohne viel geistige Zutat hatte sich Almas Natur über Nacht mit ihrem Zustand überhaupt abgefunden. Die Rasse hatte sozusagen über das Laster gesiegt. Was sie einzig nicht aushielt, das waren moralische Anfech-

tungen durch ihr Gewissen, dieses Ergebnis der genossenen guten Erziehung. Von Natur besaß sie eigentlich keines, da war sie gemacht, um ihren Trieben folgend verantwortungslos und in Gesundheit hinzuleben — ein warmes Weib ihrer Gattung, und ihre Tugend bestand in ihrer Rasse. Das war auch just die Empfindung, die heute bei ihr zum erstenmal stärker durchgebrochen war, nachdem das Höllenzeug der Hebamme eine Anzahl von lebenshinderlichen Stutzigkeiten aus ihr herausgebrannt hatte; aber es blieben noch genug zu vertun. Eine neue Art von Sinnlichkeit erfüllte sie nun, die ihre Quelle in diesem Gefühl hatte. Zum erstenmal erlebte sie die Kraft und die innere Wollust ihres veränderten Blutkreislaufes, und das begann fortan auch ihre Vorstellung von sich selber zu beherrschen. Wenn sie nun zu leben gehabt hätte, so wäre sie eine geraume Zeit mit diesem neuen Zustand ausgekommen.

Von einer geheimen Triebhaftigkeit erfüllt, die aus Süß und Bitter seltsam gemischt war, machte sie sich endlich auf den Weg nach einem Warenhaus, wo ihr eine Stelle halb in Aussicht stand. Auf die Wunde an der Stirn hatte sie ein kleines Heftpflaster geklebt und über dieses die Haare gekämmt, was ihr eine gewisse weibliche Verwegenheit verlieh; es machte sie um einen Grad gewöhnlicher, als sie war, und da auch die Kleider von dem ewigen Herumlaufen nachgerade gelitten hatten, so sah sie im ganzen nicht mehr völlig nach dem aus, was sie immer noch vorzustellen glaubte. Aber mit ihren in der Folge ihres Zustandes leicht geschwellten Lippen, die wie eine fleischige Frucht lockend aus dem blasser gewordenen Gesicht herausleuchteten, und den in blauem Verlangen blickenden Augen im Gegensatz zu ihrem glanzgesättigten, schweren dunkelblonden Haar hatte sie etwas sehr Anziehendes, um nicht zu sagen Her-

ausforderndes. Jedenfalls überfiel beinahe jeden Mann, dem sie begegnete, eine kleine Schwäche, und schließlich merkte sie selber, daß sie viel angesehen wurde. Dagegen die Musterung des Kaufhausgewaltigen, eines kleinen Arons und großen Abteilungschefs, hielt sie etwas düster und unzufrieden blickend aus. Sie war heute zum drittenmal da und wurde wieder mit demselben geschäftsmäßigen Ton, aber mit bereits entzündetem Blick und einem Ausdruck von Befriedigung empfangen, der ihr nicht entging. Eine Anstellung gab es noch nicht, aber für Anfang nächster Woche wurde sie ihr in Aussicht gestellt.

Diesen Chef muß man ebenfalls etwas näher kennen lernen, da mit ihm Alma ihre zweite große Erfahrung machte. Vor allem war er ein Liebhaber, der nicht bloß „phantasielos mit Damenhemdchen und -höschen handelte" — das war sein Ressort —, sondern auch einen entwickelten Sinn für deren Inhalt bekundete. Er sagte jedem, daß er sich darum kümmern müsse, wie die Sachen angezogen aussähen, und er ließ es nicht bei diesem graziösen Witz bewenden, sondern kümmerte sich wirklich mit umsichtiger und nie erlahmender Hingabe darum. Für eine solche Mission schien er auch geschaffen, wie wenige. Einerseits wußte er sie mit denkbar geringsten Geldopfern und Behinderungen im Aufstieg zu betätigen, ja diese Kunst bildete er zu einer eigentlichen Spezialität aus, für welche er berühmt war. Als geübter Privatkapitalist verstand er sich darauf, aus seinen Ausbeutungsobjekten mehr Leistung herauszuziehen, als er zurückzahlte. An solche Größen, die Ansprüche machten, ging er nicht heran, oder er betrieb sie bloß solange, bis er immerhin mit einem kleinen Überertrag abschwenken konnte. Andrerseits war er ein rosiges wohlgepflegtes Mannsstück in den saftigsten Jahren, ein sogenannter

Schmalz-Amor mit geöltem Haar und schnurgerade gezogenem Scheitel auf der Kopfmitte, Habybart in der Mode Wilhelms des Zweiten, roten Wangen, die eben ein bißchen zu hängen anfingen, und was an ihm nicht gläubig war, das war amerikanisch, besonders die kühn gemusterte Krawatte und die bohnendicke Perle darin. Sein Mund nahm, wenn er lächelte, die Form einer liegenden Mondsichel an, und im übrigen zeichnete es ihn aus, daß er Untergebenen gegenüber, vor allem wenn sie christlich waren, eine erbauliche Rücksichtslosigkeit besaß, während er auch gegenüber fremdgläubigen Höhergestellten jede Höflichkeit beobachtete, die er für heilsam und förderlich hielt. Von jener Welt, die gewissermaßen als Arbeitgeber von Weibern im Schlag der ehemaligen Hebamme zu betrachten ist, stellte er in seiner Person einen wichtigen und unverzagten Vertreter dar. Besonders das Warenhaus, das hier in Frage steht, hatte in dieser Hinsicht einen gewissen Ruf. Man weiß, daß jede gesellige Institution — Kompagnie, Anstalt, Studentenverbindung und so weiter — einen „Korpsgeist" entwickelt, der sich allen Teilnehmern irgendwie mitteilt. Diese — um es so zu nennen — kapitalistische Auffassung vom Verkehr mit dem andern Geschlecht bildete eine besondere Note der Männerschaft, die in jenem, nicht zu großen Etablissement beschäftigt war. Aber insofern stellte sie bloß einen besonders faßbaren Niederschlag oder eine Kristallisation einer Lebensauffassung dar, die mehr oder weniger die ganze Zeit beherrschte. Was nicht Geschäft war, das war „Amüsement", nur daß auf dieses schließlich ebenfalls geschäftliche Prinzipien übertragen wurden. Das hatte mit keinem persönlichen Willen mehr zu tun, das war eine ausgebrochene schadhafte Sucht nach Betrieb, die die Luft erfüllte, die wie Gas durch Türritzen und wie Lärm

in menschliche Sinne eindrang, eine Industrialisierung der Liebesanlage, die zum Zweck eines gesteigerten Profites ebenso hypertrophisch „entwickelt“ wurde, wie die Wirtschaft. Also von dieser Schieberei mit Mädchenfleisch und wiehernden Instinkten, die im Vergnügen jener großstädtischen Schichten eine so viel beachtete Rolle spielt, war der Warenhauschef ein Hauptmann, und zwar an der Spitze einer gelehrigen Schar von Zeitgenossen.

Versprochenermaßen bekam Alma mit dem Beginn der nächsten Woche die Stelle. Es war ihr erlaubt, hinter einem Ladentisch Pakete zu machen, zu rufen: „Hier fehlt Ware!“, Zettel entgegenzunehmen und dafür der Kundschaft ihr Gekauftes auszuhändigen. Ein großes Gefühl hatte sie nicht dabei, aber wenigstens war sie endlich untergekommen und nicht mehr von der Gnade ihrer Wirtin so völlig abhängig. Damit schien sich auch der immer leise nagende Schmerz um die verlorene Kindesstelle bei Meta samt allen andern Vorzügen derselben zu mäßigen. Die erstrebte selbständige Lebenslage war erreicht; wenn sie nur ihre Pflicht erfüllte, so glaubte sie nicht, daß noch jemand Ansprüche an sie erheben könnte. Sie sah zwar, daß ihr Befehlshaber sie ganz unauffällig zu umzingeln begann, sie wußte selber nicht recht, wie? aber hier vertraute sie nun wieder auf ihre gute Erziehung — es geht uns mit allen unsern sittlichen Errungenschaften so —, und wandelte sicher und von ungefähr zielbewußt im Geiste Metas. Vierzehn Tage strich der Löwe aus Juda um diese deutsche Hirschkuh herum, bis er sie dann unerwartet ansprang oder vielmehr mit einer weltmännischen halb zerstreuten halb geschäftsmäßigen Beehrung antrat. Wie zufällig begegnete er ihr am Samstag nach Feierabend in der Nähe ihrer Wohnung; beinahe hätte er sie nicht

bemerkt. Na, wie es ihr nun so gefalle im Kaufhaus? meinte er nach der Begrüßung, zu welcher er immerhin seine Schritte angehalten hatte. Ob sie schon eingearbeitet und sonst zufrieden sei? Und ob sie zu ihrem Schatz gehe? Umsichtig streifte er dabei seine gelben Glacéhandschuhe über. Dazu blickte er aufmerksam allen möglichen andern Frauen und Mädchen nach; über das anwesende Menschenkind hatte er sich bereits ein Bild gemacht. Etwas blaß und müde und auch von natürlicher Scheu vor der einflußreichen Persönlichkeit befangen, sagte sie — wieder einem leeren Sonntag entgegensehend —, daß sie keinen Schatz habe, und das bedauerte er nun aufrichtig. Die ganze Woche für wenig Geld arbeiten und dann einen Sonntag ohne Amüsement — da könne ihm jede nur leid tun. Ob sie heute abend mit ihm ins Varieté wolle, um auch etwas vom Leben zu haben? So jung und schön komme man vielleicht doch nicht wieder zusammen. Er sei nämlich ein eingefleischter Demokrat; Voreingenommenheiten gebe es bei ihm nicht. Alle Menschen seien gleichberechtigt. Während er dies sagte, vergaß er die andern Frauen und wandte sich ungeteilt Alma zu. Seine kleinen frechen Augen unternahmen an ihrer guten Gestalt die letzte Musterung. Er mußte dazu sozusagen auf die Zehen stehen, denn sie war einen halben Kopf größer als er. Nach wie vor schien alles nach seinem Geschmack zu sein, wenigstens ging die liegende Mondsichel unter seiner Nase wieder auf. Aber ihr war nicht recht wohl bei dieser Freundlichkeit; irgendeine Bedrohung wollte sie von der demokratischen Gleichberechtigung überkommen, die sie warnte, aber um ihn nicht zu verdrießen, und auch ein bißchen beehrt in ihrer Niedrigkeit, bat sie, daß sie sich zu Hause geschwind umziehen dürfe, und er erlaubte es. „Na ja, aber spätestens in zehn Minuten müssen Sie

wieder auf dem Fleck stehen!“ bedingte er aus. „Warten ist nämlich nicht mein Fall. Ich bin ein Temperament! Machen Sie's kurz; ich sehe nicht auf Kleider.“ Sie lief davon, und er sah ihr nach mit Blicken voll Kennerlächeln und Erwartung nicht kleiner Dinge, aber im übrigen blieb er, was er war.

Außerdem hatte er begriffen, daß hier Sorgfalt am Platz sei, und diesen Abend beschäftigte er sich ausschließlich damit, eine sympathische Persönlichkeit zu entfalten, aber auch dies war nicht so leicht, denn Alma mochte noch zu Felgentreu stehen, wie sie wollte, so war sie jedenfalls in Punkto Männlichkeit gewaltig verwöhnt und hatte es nicht leicht, gegenüber diesem sich spreizenden fremden Hahn zur Anerkennung durchzudringen. Nur seine Stellung als Vorgesetzter und Angehöriger der gebildeten Stände rettete ihm in ihren Augen immer wieder die Superiorität. Nachdem das Varietéprogramm gesehen war, schien es ihm wesentlich zu früh, sich schon von ihr zu trennen, und er schlug vor, noch sonstwie ein bißchen „loszugehen“. Sie nahm das als Befehl, und so führte er sie zu einem ordentlichen Abendessen und nachher auf den Metropolball, wo er mit dem schönen, aber etwas dürftig gekleideten Mädchen einige Aufmerksamkeit erregte, die ihn befriedigte. Jedermann sah, daß hier eine Premiere vor sich ging. Er tanzte mit ihr und versäumte keinen Kunstgriff, um sie „näher kennen zu lernen“ und ihre Reizbarkeit zu erregen, aber insofern blieb er erfolglos. Sie machte gehorsam alles mit, ließ sich aus dem gebührenden Respektsabstand loben und zeigte ihrerseits in ihrem Benehmen, daß sie wirklich nicht aus einem schlechten Haus stamme, ja um ihm gerecht zu werden, wurde sie immer gesetzter und sogar etwas umständlich, und während sie früher bei gemeinsamen Ausgängen immer gegen Metas Anstandsregeln

revoltiert hatte, erfand sie hier aus eigenem Genie noch einige hinzu. Strichweise fand er das junge Menschenkind schwierig und anstrengend. Gegenüber Versuchen, sie auszufragen, verhielt sie sich zerstreut. Als er ihr „Freundinnen" vorstellte, die er zufällig traf, schien sie unsicher zu werden; sie konnte sie für nichts Rechtes halten. Gegenüber diesem Vorgesetzten nun doch zu einiger Verwunderung geneigt, ließ sie sich endlich nach Hause bringen. Er redete nun vollends um einen Kuß herum, aber sie hörte wieder nicht. Auch seiner Philosophie über das Recht der Liebe und so weiter setzte sie einen hartnäckigen schweigenden Widerstand entgegen, und vor ihrer Tür verabschiedete sie sich etwas plötzlich. Doch ging sie mit einer Musik im Gehör zu Bett, die vorher nicht darin gewesen war. Sie konnte sich gut denken, daß ein solcher Abend zum Beispiel mit Felgentreu sehr schwungvoll gewesen wäre. Über diesem Gedanken schlief sie ein.

Die Alte wäre nun keine Vermieterin, das heißt, eine Aufpasserin von Geburt und Gewohnheit gewesen, wenn sie nicht genau gehört hätte, wann ihre Zimmerdame nach Hause kam. Und dann glaubte sie erfahren genug zu sein, um zu wissen, welchen Weg es nun mit dem Mädchen nehmen werde. Diese Wendung gab ihr naturgemäß nun allerlei zu denken, hatte doch an dem günstigen Vorurteil, das dies große Menschenkind überall für sich erweckte, und das bei Felgentreu ja fast zum Glauben gesteigert erschien, auch das gewiegte alte Laster teilgenommen. Sittliche Einwände hatte sie zwar auch jetzt nicht zu machen, dagegen focht es sie an, daß hier sozusagen vor ihrer Nase ein Konkubinat ohne ihre Mitwirkung, und ohne daß sie davon den Kuppellohn einstrich, zuwege gekommen war. Im Lauf der weitern Erwägungen, die sie auf dem Küchenstuhl hockend und

Kaffee trinkend pflog, erfüllte sie darüber eine richtige Erbitterung, so daß sie doch fast aus „sittlicher Entrüstung" imstande gewesen wäre, der undankbaren jungen Person die Schwelle zu weisen. Aber da diese eine Schuldenrechnung bei ihr stehen hatte, sah sie sich zur Besonnenheit und zu einer mehr „weltmännischen Auffassung" veranlaßt. Bis jetzt hatte sie bekanntlich so gerechnet, daß Alma aus einem respektablen Haus davongelaufen sei, weil sich etwas Menschliches ereignet habe, und daß sich über kurz oder lang die Versöhnung herbeiführen müsse, wobei sie mit Freudentränen ihre Rechnung präsentierte, Nach reiflichen und scharfsinnigen Schlußfolgerungen war aber nach ihrer Auffassung nun der G a l a n des Mädchens die Persönlichkeit, nach welcher sie ihre Erwartungen zu richten hatte, und sie beschloß, die vermutlich zahlungsfähige neue Verbindung nach allen Regeln der Kunst zu pflegen.

Das Verfahren begann sie damit, daß sie mittags, als das Mädchen endlich mit dunkel unterstrichenen Augen erschien, den neuen Sachverhalt schäkernd und mit dem dürren schmutzigen Finger drohend, sozusagen anerkannte; sie wußte sogar die Klugheit zu loben, daß Alma noch „alles mitnahm", nachdem sie doch nichts mehr zu riskieren hatte, und Alma hörte essend, wenn auch nicht willig, das lasterhafte Getändel der alten Satansziege an. Da sie sogar etwas die Brauen zusammenzog und dadurch zu verstehen gab, daß sie ihre Angelegenheiten diesmal für sich zu behalten wünschte, gab die Alte für heute nur noch ein paar allgemeine Merksprüche: daß auf die Zahlungsfähigkeit für die Beurteilung schließlich alles ankomme; Freundschaft ohne ordentliche Realitäten sei sträfliche Schlamperei und für ein Mädchen der Verderb. Man müsse seine Selbstachtung aufrecht erhalten, dann könne man tun, was man wolle, es

werde alles zur Ehre ausschlagen, und dergleichen. Nachdem sie dann aus gewissen Anzeichen im Verhalten Almas geschlossen hatte, daß diese Sache in Ordnung sei, erhob sie sich und holte noch ein Glas mit einem besondern Kompott als Nachtisch herbei, obwohl das Essen eigentlich bereits fertig war. Aber sie fühlte sich so angenehm aufgekratzt. Ihr war ähnlich wie der Katze im Februar, und in verliebten Anwandlungen war sie zeitlebens freigebig gewesen; darum hatte sie es schließlich auch zu nichts gebracht, obwohl sie es an der nötigen Willfährigkeit nicht hatte fehlen lassen. Alma aß auch noch das Kompott, das scharf mit Schnaps versetzt war. Plötzlich bekam sie ebenfalls einen Anfall von Mitteilsamkeit. Halb lachend sagte sie, daß „er" Artur heiße; den Familiennamen nannte sie nicht, doch die Alte riet gleich auf einen andern Glauben und sagte achtungsvoll, das seien die Rechten, nur in Geldsachen müsse sie zähe sein. Dann teilte Alma noch mit, daß „er" an den Händen drei große Ringe und in der Krawatte eine dicke Perle trage. Aber plötzlich zog sie wieder die Brauen zusammen, strich sich das Haar aus der Stirn, seufzte und verstummte mißmutig.

Dieser Abendausflug war keine einmalige Unregelmäßigkeit, wie die Alte zu ihrer Genugtuung und mit einem gewissen Respekt vor dem Mädchen, das sich doch offenbar an den Mann zu bringen wußte, feststellte, und sie begann nun darauf zu lauern, die erste geschenkte seidene Bluse oder etwas dergleichen vorgeführt zu bekommen. Diese Woche war Alma zweimal bis gegen zehn Uhr und dann wieder am Sonnabend bis in den Sonntag hinein außer dem Haus, und am Sonntag berichtete sie von einer Gesellschaft, zu welcher sie von Artur eingeladen sei. Doch kam sie etwas einsilbig davon nach Hause, und am Montag war sie schlechter Laune. Gegen

alle Erwartung fing sie dann abends beim Essen nicht von ihrem jetzigen Liebhaber, sondern von ihrem vorigen an zu sprechen, daß er ein stattlicher blonder Mann sei — ein Christ, wie sie ausdrücklich betonte —, sehr klug und phantasievoll, von allen Leuten geehrt, reich — sie fing an ein bißchen zu prahlen —, furchtlos und unüberwindlich stark — er hebe einen Zentner mit den Zähnen auf —, gutherzig und freigebig, so daß die Alte ordentlich kribblig wurde und endlich etwas spitz fragte, warum sie ihm dann davongelaufen sei? Darauf war keine Antwort zu bekommen, und auch der Redestrom oder das Bächlein schien plötzlich versiegt. Im weiteren bekamen sie beinahe Streit miteinander, weil die Hexe in tendenziöser Absicht die Juden zu rühmen anfing. Mürrisch und verstimmt begab sich Alma auf ihr Zimmer zurück und kam den Abend nicht mehr zum Vorschein. Die Alte ihrerseits war nicht so auf den Kopf gefallen, um nicht zu merken, daß die Sache ihre Mucken hatte. Die Geschichte rückte nicht, und einen Ertrag brachte sie auch nicht ein, wenigstens hatte sie noch nichts davon gemerkt. Auch sie verlor die gute Laune, und in diesem Fall kochte sie schlechter. Alma schien es nicht einmal zu merken. Das Mädchen war ungenießbar, sprach tagelang kein Wort, schlug dann plötzlich aus, wenn sie eine Zudringlichkeit oder Spionage witterte, und dazwischen blieb sie drei Abende hintereinander „bocksteif" zu Hause, obwohl sich einer im Hof beinahe „den Mund fußlig" pfiff, wie die Alte wütend feststellte. Schließlich war sie die erste, die die Geduld bei diesem Spiel verlor, und eines Abends fing sie an davon zu reden, wie schwer das Leben für so ein armes altes Weib sei, das nur alle auszunützen trachteten, wie oft man sie schon betrogen habe, und daß das letztemal aber das letztemal sein müsse. Kunstvoll landete sie dabei, daß sie jetzt bald ihr

Geld haben müsse, da ihr Sohn eine neue Montur verlange. Kurz gesagt: in acht Tagen wolle sie zufriedengestellt sein, widrigenfalls sie sich an Almas Eltern wenden werde.

Bei dieser Drohung blieb Alma auffällig gleichgültig. Vollkommen falsch verstehend sagte sie verdrossen: „Was kann ich dafür, wenn mir der Mensch so zusetzt? Wir haben doch ausgemacht, daß ich redlich abzahle!" Aber die Alte war auch nicht von Stahl. Mehr, als für sie gut war, gereizt von der ungleichen bald hochfahrenden, bald „melancholischen" Behandlung, die sie von dem Mädchen erfuhr, und von der über alle Begriffe unerlaubten Methode, nach der es diese Männergeschichte betrieb, wollte sie ihr Glück nicht länger auf eine solche Karte setzen, sondern bestand auf Begleichung jenseits aller freundschaftlichen Beziehungen. Und dann war es ihre Ansicht, daß das Mädchen einen Platz räumte, dessen Möglichkeiten es so wenig auszunützen verstand. Alma ihrerseits beharrte auf dem Recht, das ihr nach ihrer Meinung die ehrliche Arbeit verlieh, und je mehr sie sich darin angefochten sah, desto hartnäckiger verbiß sie sich darein. So war sie gelehrt worden, und so fand sie es auch selber richtig, und auf diesem Standpunkt wollte sie sich halten gegen Heiden, Juden und Christen. Dieselbe schmollende Entschlossenheit erfüllte sie auch hinsichtlich ihrer ganzen Zukunft. Es fehlte ihr nicht ganz an Einsicht dafür, was mit dem Sichtbarwerden ihres Zustandes und vollends mit der Zeit der Niederkunft und der nächstfolgenden auf sie wartete, aber sie hatte recht, wenn sie zugleich voraussah, daß selbst dieser weibliche Jammer ihr nicht erlauben werde, zu Meta zurückzukehren, denn wie diese ihr als Wolkensäule den Weg zu Felgentreu versperrte, so loderte ihr Felgentreu als Feuersäule vor Metas Tür. Ihre Rettung erhoffte sie nicht ganz klar durch

die Arbeit, durch Verdienst und Ersparnisse und durch ihre Ansprüche an die Krankenkasse. Ihre Freiheit von den Felgentreus bezahlte sie indessen mit einer leisen Verkommenheit. Diese suchte sie durch kühnes Auftreten zu bemänteln, das mit zorniger Niedergeschlagenheit abwechselte. Und mit viel mehr Angst als Beutelust duldete sie es fortgesetzt, daß ihr der kleine Mann und große Chef sozusagen mit den Augen am Hals hing. Er war der Gebieter über ihre Stelle und damit in gewisser Weise über ihre Lebenslage, und mit einem mißtrauisch angefochtenen Rehblick betrachtete sie ihn in seltenen Minuten, deren sie sich nachher schämte, auf Möglichkeiten für ihre schlimme Zukunft hin, ohne indessen an ihm eine einzige zu entdecken, denn er war kein Felgentreu, ja sogar das Gegenteil davon, wie sie von Tag zu Tag mit wachsender Unruhe mehr erkannte.

Eins hatte er mit Felgentreu gemein: sie ging ihm scharf ins Blut und machte ihm zu schaffen. Wenn er nicht an Geschäfte dachte, so dachte er an sie. Ein Abend ohne sie war ihm nachgerade schal, und er fing an, auf ihre Zeit Ansprüche zu machen. Er war eifersüchtig und hatte sie im Verdacht, daß sie mit einem andern verkehre, — mit irgend so einem langbeinigen blonden Strolch, der hinten und vorn nichts hatte und ihr nichts bieten konnte. „Wenn ich Sie dabei erwische, sind Sie die längste Zeit bei uns gewesen!“ drohte er ihr. Ihre Schönheit, ihre Rasse, ihre Rücksichtslosigkeit der Selbstwehr, das Spiel ihrer Bewegungen, die Kraft ihrer Düfte, die Schwere ihres Blutes, der rauhe Klang ihres Lachens, der etwas Aufreizendes hatte — dies alles erregte und spannte ihn, verursachte ihm schlaflose Nächte, in denen er sie liebte und in Gedanken mißhandelte, focht ihm den Appetit an, so daß er an Farbe verlor, mit Schatten unter den Augen herumlief und leise abmagerte.

Das war ihm noch mit keiner passiert, aber er wußte ihr wenig Dank dafür, da der Zustand seine Geschäftsfähigkeit bedrohte. Doch ließ er sich dadurch nicht verleiten, von seinem Grundsatz abzugehen und etwa das widerstrebende Mädchen nun mit reichen Geschenken verführen zu wollen. Im Gegenteil: er war der Meinung, daß sie nun erst recht kurz gehalten werden müsse, damit sie durch ihre Armut kirre gemacht werde. Nie forderte sie etwas von ihm oder äußerte indirekt einen Wunsch; das ärgerte ihn und war ihm unheimlich; er betrachtete es als Zeichen von Unbotmäßigkeit und Überheblichkeit, die erst gebrochen werden mußten. Ihn erfüllte angesichts der unausgesprochenen, ja ängstlich verborgenen Abneigung, die das deutsche Menschenkind seiner Rasse und seiner Mannheit entgegensetzte, nachgerade ein richtiger Fanatismus, sie zu erniedrigen, zu mißhandeln, zu vergewaltigen und wegzuschmeißen, und gleichzeitig knirschte er unter der Unmöglichkeit, sich darin gütlich zu tun, weil er mit allen Nerven und Fasern nach ihrem Besitz gierte und ganz der Knecht ihrer dunkelblonden Reize war.

Nachdem er sie auch eine Zeitlang mit großstädtischen Genüssen kurzgehalten hatte, ohne daß sie ihm den Gefallen tat, sie zu reklamieren, ja sie schien sie nicht einmal zu vermissen, beschloß er einen Gewaltstreich gegen sie. Um ihr Vertrauen zu gewinnen, lud er sie wieder zu einem geselligen Ausflug ein. Zugleich hoffte er sie durch die Toiletten der andern Mädchen zu beschämen und zur Begehrlichkeit zu reizen, auch dachte er sie diesmal unversehends oder versehends in den Strudel der allgemeinen Verliebtheit, die sie paarweise umgeben würde, hineinzuziehen. Das war sein Programm, und unter diesen günstigen Aussichten führte er sie im großen Trupp — es waren im ganzen vier Paare — nach dem Müggelsee.

Auch die andern männlichen Teilhaber waren erfahrene Jünger der freien Liebe und der lieben Freiheit, und ihre „Damen" gaben ihnen wenig nach, bloß daß diese eben nicht die kapitalistischen Subjekte waren, sondern die Objekte. Sie waren die Geschobenen; die Schieber waren die „Herren". Es ging viel die Rede von Geschenken; es wurde um „Präsente" gefeilscht und über Knickerigkeit geklagt, und Alma bemerkte mit betretenem Erstaunen, wie diese Geschöpfe sich selber ganz selbstverständlich als Ware betrachteten, die sich möglichst vorteilhaft an den Käufer zu bringen suchte oder vielmehr — denn dies hätte sie noch begriffen, lagen ihr doch solche Prinzipien auch nicht zu fern —: sie gewährten deren vorübergehende Benutzung gegen einen Zins, um dessen Höhe sie markteten. Sie suchten möglichst viel zu ziehen, und die Männer suchten möglichst wenig zu geben, aber dafür um so mehr zu nehmen. Dies verkommene Spiel erfüllte sie mit Scham und geheimer Wut gegen ihre Geschlechtsgenossinnen, es trug aber auch nicht zur Entwicklung zutunlicher Gesinnungen gegen ihren Freund und Chef bei, da er mit durchgelaugter Lebenskennerschaft dazu die ablenkenden Kalauer und dann die sentimentale Philosophie machte. Er sprach von idealen Gefühlen und der wahren Liebe, auch müsse er für seinen Teil erst die Standhaftigkeit eines Mädchens prüfen, da er bei seiner großen Gutmütigkeit schon zu oft betrogen worden sei. Er sehne sich nach einem schönen, dauernden festen Verhältnis, nach einer richtigen Geliebten, deren Zweck nicht die Ausbeutung des Mannes sei, sondern dessen Beglückung und Verschönerung, und für die man dann auch alles tun könne. Aber dazu gehöre nach seiner Meinung sehr viel.

Die Mädchen waren von dieser Rede geradezu gerührt, und sie gab das Signal zur allgemeinen Zärtlich-

keit. Alma konnte sich nicht genug wundern, daß so wurmstichige Phrasen solche Wirkungen haben konnten; da war sie von Felgentreu an andere Ansprachen gewöhnt. Ihr schwoll das Herz plötzlich ungebärdig auf, aber zugleich nahm ein Verdruß in ihr überhand, der ihren Ton hastig und heimlich barsch machte; da sie nun bereits fühlte, was auf sie zukam, war sie doppelt auf ihrer Hut. Es war bereits Abend. Die Paare hatten sich auf dem Weg weit auseinandergezogen. Der blasse Mond stand im Abendschein über dem See. Es herrschte eine gewiegte sehnsuchtsvolle Stille nach dem etwas lauten Tag. Späte Vögel zirpten noch in den Baumkronen. Die Wasservögel wurden im Schilf laut. Fische sprangen. Frösche quarrten wohlig. Alma dachte düster, wie schön dieser Weg sein müßte mit einem rechtschaffenen ehrbaren Bräutigam, während dieser kleine aufdringliche Mensch sie mit seinem Geschwätz davon abhielt, sich ihrer liebesüchtigen Melancholie und der erinnerungsvollen Schönheit dieses Abends hinzugeben. Er redete jetzt mit Umsicht und Entschlossenheit von der Liebe, und Alma wurde unter seinem Ton unwillkürlich bange. Sie hörte seine Stimme schwanken und dann beben. Sie spürte seine hungernde Wut und das Übelwollen darin. Schon seit einiger Zeit lag sein Arm um ihre Hüfte, ohne daß es ihr diesmal gelungen war, sich ihm zu entwinden. Nun tastete sich die Hand langsam weiter aufwärts, während er sie im ganzen näher an sich heranzuziehen suchte. Gegen das letztere Bestreben sperrte sie sich erfolgreich. Die Hand schob sie einmal zurück, aber sie kam wieder, und mit aufsteigender Verwirrung ließ sie sie. Bereits begann sie zu ahnen, daß nun ihr ganzer Lebensplan, die Stellung, die Freiheit, die Zukunft und alles auf dem Spiel stand, wenn sie den Menschen heute wieder leer und womöglich mit

der Abfertigung, zu welcher es sie beinahe unwiderstehlich drängte, ausgehen ließ. Nun erklangen seine gebrochenen Locktöne schon ganz nahe an ihrem Ohr. Unwillkürlich fing er an zu jüdeln; das war ihr aber nicht etwa lächerlich, sondern machte ihn ihr vollends unheimlich. Die ganze Feindschaft seines Blutes von Anbeginn gegenüber ihrem eigenen schien ihr darin zum Ausdruck zu kommen. Da rauschte nicht wie bei Felgentreu ein großmütiges Gewitter der Liebe herbei, das sie wie in einen wunderbaren Mantel in Blitze und Flammen der Hingabe einhüllte, sondern hier nahte die mitleidlose Beschmutzung und angelegte Erniedrigung. Wenn sie durch diese Sache hindurch war, war sie nicht mehr Alma Klamme, sondern irgend so ein Mädchen, wie es mehr gab. Meta und Felgentreu hatte sie dann allerdings unwiderruflich hinter sich, aber damit auch den letzten sittlichen Halt und die letzte Beziehung zum tiefen wohltätigen Grundanstand des menschlichen Daseins.

Plötzlich fühlte sie seinen Arm um ihren Nacken. Gleichzeitig sah sie seine in einer fremden rachsüchtigen Trauer aufglühenden Augen dicht unter den ihren. Mit einem halb falschen, halb schon triumphierenden Zug strebte sein gerötetes Gesicht ihrem blassen geängsteten zu. Sie dachte jetzt nicht mehr an Felgentreu und auch nicht an ihre Zukunft. Zweckmäßig vermehrte sie ihren Widerstand. Sie bog den Kopf zurück und wandte das Gesicht zur Seite. Da er nun ungebärdiger zog, stemmte sie sich mit der Hand gegen seine Schulter. Wie im Traum hörte sie ihn stöhnen: „Nu brich dir keene Verzierungen ab, Mädchen. Jede erreicht mal ihr Schicksal. Heute ist's an dir. — Treibe mich nicht zur Wut, hörst du! Du hast mir ohnehin schon mehr Flenze gemacht, als recht ist! Soviel hab ich noch an keine gewandt! Verachtest mich noch einen Moment, und dann lernst du meine Liebe

kennen!" Ein augenblickliches Nachlassen bei ihr ausnutzend, nahm er vollends Besitz von ihr; mit Entsetzen bemerkte sie seine Gewandtheit. Aber damit vergaß auch sie ihre letzten Bedenken. Als es sich ganz unmöglich erwies, ihn abzuschütteln, brauchte sie ihre Nägel. Das half. Mit einem unterdrückten Schmerzensschrei ließ er sie. Sofort erschienen blutige Striemen in seinem Gesicht. Einen Augenblick starrte er sie anklagend und ganz bleich vor Bestürztheit an, während sie hochatmend mit zornigen Augen vor ihm stand.

„So ein Vorgesetzter sind Sie!" sagte sie, während ihre Lippen vor Empörung zuckten. „Aber ich bin nicht so eine Angestellte. Ich bin ein einfaches Mädchen, und unter einem feinen Herrn habe ich mir etwas anderes vorgestellt. Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe? Sie wissen ja gar nicht, was hinter mir steht!" Ihre Augen füllten sich mit Tränen des Kummers und der Erbostheit. „Ich will arbeiten und mein Brot in Anstand verdienen!" betonte sie leidenschaftlich. „Ich will meine Freiheit und Unabhängigkeit. Ist das denn nicht zu haben? Warum hetzen mich alle und stellen mir nach? Auch Sie! Dazu haben Sie doch kein Recht —!" Noch vieles wollte sie sagen, aber da sich jetzt alles zugleich nach ihren Lippen drängte, kam gar nichts mehr zu Gehör, und sie verstummte mit allen Anzeichen von Mutlosigkeit.

Er zog sein feines Leinentaschentuch aus der äußern Tasche, weil er Blut laufen fühlte, und mit dem Blut kam auch sein übriges Leben wieder in Fluß. Sie dachte, er werde jetzt zu schimpfen anfangen, aber dafür war seine Erschütterung über die seinem Leiblichen angetane Unbill zu groß.

„Also Verachtung bis zum äußersten!" bemerkte er leidend und drohend. „Na warte mal, das sollst du noch bereuen. Hast mich verunstaltet. Meine Mutter hat

mich heil und glatt geboren, aber du hast mir das Gesicht zerkratzt. Warum? Weil ich mich dazu herbeilassen wollte, ein armes Mädchen zu beglücken. Dafür diese Verunstaltung. Ist gut. Dir sage ich jetzt eines. Ich gebe dir drei Tage Zeit, mich um Entschuldigung zu bitten. Bist du bis Mittwoch mittag nicht bei mir gewesen, so betrachte deine Stelle als erledigt. Kannst dann sehen, wo du sonst unterkommst. Jetzt ist überall schlechte Zeit. Tausende von Arbeitslosen. Es gibt noch schlimmere Dinge, als meine Geliebte zu sein."

Gereizt und voll schwerer Erbitterung wandte er sich von ihr ab und setzte sich in Bewegung, den andern nach. Um sie kümmerte er sich nicht mehr. Mochte sie ihm folgen oder zurückbleiben: er hatte sich vorgenommen, sie nicht mehr zu beachten, bis sie sich gedemütigt hatte. Für dies Blut wollte er mehr als süße Rache haben. Sie fühlte sofort, wie sehr sie ihre Umstände verschlechtert hatte, auch machte sie sich wirklich Vorwürfe, ihren Vorgesetzten, der er immerhin war, so verunstaltet zu haben, und beinahe tat ihr ihr Verhalten schon leid. Aber dann dachte sie an den erlittenen Überfall, und das Blut schoß ihr wieder heiß in den Kopf. Darüber kam sie nicht weg. Einsam ihren Gedanken nachhängend ging sie hinter ihrem Chef her, sah ihn emsig seine Wange abtupfen, grämte sich, sie wußte nicht worüber, fürchtete sich vor dem Leben, das für sie so strenge Verwicklungen im Gefolge hatte, und dann war es ihr auch ein sozusagen alarmierendes Erlebnis, in ihrer teuer bezahlten Freiheit Personen von diesem gefährlichen und einmischenden Charakter zu begegnen. Heute fühlte sie sich zum erstenmal wirklich entmutigt. Dazwischen grollte sie und bekam Zornanfälle von jener bekannten Art, aber es fand sich den Abend niemand, der sie beachtete. Auch als man nachher auf der Station wieder zusammenkam, stellten

sich die andern immer so, daß sie allein blieb. Niemand sprach sie an. Keiner schien sie auch nur zu bemerken. Es war, als hätten alle ein Interesse daran, daß sie zu Kreuz kroch und sich ihrem Peiniger ergab. Wenn sie etwa dachte, er werde sie in Berlin im ersten Anflug einer versöhnlicheren Stimmung vom Bahnhof vielleicht doch nach Hause bringen, so irrte sie sich. Er verabschiedete sich umständlich von den andern und ging ohne einen Blick nach ihr zu werfen davon. Da nahm sie, kleinlaut und zugleich wieder erbost, ohne ihrerseits erst einen Versuch zu machen, der andern Bande Gute Nacht zu sagen, eine Elektrische und fuhr heim.

Sie war nun so versponnen in ihre Grübeleien und blickte so finster, daß sie manchen Leuten im Wagen auffiel; sie merkte es nicht. Auch in ihren Versunkenheiten war sie noch ganz kinderhaft und ohne jede Bewußtheit toternst; es haftete ihr keine Spur von Koketterie an, höchstens daß sie gelegentlich ein bißchen prahlte, wenn sie es für politisch hielt. Im übrigen brauchte sie nicht viel Kopfzerbrechens, daß, wenn die Dinge so standen, es keinen Sinn hatte, erst wieder auf ihre Arbeitsstelle zu gehen und sich dann in Schande fortschicken zu lassen. Sie hatte sich zur Genüge davon überzeugt, daß es ihrem Chef ernst war, und da sie auch sich kannte, so hielt sie es für das Richtige, am nächsten Morgen im Bett zu bleiben und Kaufhaus Kaufhaus sein zu lassen. Dabei genoß sie einen bescheidenen Triumph über ihren Gegenspieler, den sie durch ihr kurzentschlossenes Fernbleiben nach ihrer Meinung kaltsetzte.

Aber auch er — um noch das zu sagen — hielt es für besser, Montag und Dienstag zu Hause bei seiner Mutter, die er aus seinem Einkommen mit erhielt, seine Wunden etwas zu verheilen, und vorläufig erfreute er sich an dem Gedanken, das hochfahrende und störrische Mädchen

so lange an der Sonne rösten zu lassen. Das sind schon schlimme Streite, aus denen nicht jeder mit einer Befriedigung hervorgeht. Als er aber am Mittwoch ins Geschäft kam und hörte, daß sich Alma gar nicht mehr habe sehen lassen, hatten weder er noch seine Untergebenen einen guten Tag.

XV.

Felgentreu begann zu zerfallen wie ein Wolkenbild. Es ging eine stille schwermütige Umwandlung mit dem sonst so fröhlichen, wenn auch längst nicht immer hellen Mann vor. Eine weitere Aussprache hatte er mit Meta seit jenem Fluchtsonntag nicht mehr gehabt. Er bedurfte ihrer auch nicht, denn er sah sie nach wie vor wachsam und bereit; sobald er eine stärkere Bewegung ausführte, so glomm in ihrem Blick ein Funken auf, der ihn unfehlbar schreckte und einschüchterte. Es war, als ob in ihre Starre Spaltungen kämen, in denen sich ein neues drohendes und leidendes Leben entwickelte; vor diesem Neuen fürchtete er sich aus unfaßbaren, aber gebietenden Begründungen; hinter ihnen stand die Überzeugung, daß es für ihn unheilvoll wäre, sie zu einem „Schritt" zu treiben. Wenn er sich fragte, was er persönlich davon zu fürchten hätte, so fand er freilich nur, daß er für sie fürchtete, aber das war eben die Behinderung, über die er nicht hinwegkam. So lebte er eingeschüchtert, brütend, unruhig und gefangen in seinem Mitgefühl für sie, starrte wie ein Sträfling aus seinem Zellenfenster, das von Tag zu Tag höher rückte, ins Freie und Weite hinaus, und fing an, leise zu verkommen. Nicht daß ein äußeres Merkmal des Zerfalls an ihm hervortrat, dazu besaß er zu viel Selbstachtung und auch zuviel Bedürfnis, einen guten Anblick zu bieten — ein Ergebnis jenes Ernstes, der jeder einfachen Gesundheit und Lebenskraft

innewohnt. Er versah nach wie vor genau und mit wacher Anteilnahme seine Stellung in der Fabrik, trank nicht mehr als früher, und ging und kam zu seinen gewohnten Zeiten. Nachts kampierte er charaktervoll auf dem Sofa, und den Sonntag vormittag verbrachte er eingezogen und wie wartend zu Hause. Seine Vögel hatte er im ganzen an einen Liebhaber losgeschlagen, um jederzeit bereit zu sein. Wenn er nicht immer wieder nachdenklich die Gegenstände betrachtend von einer Stube in die andere ging, so stand er — in Metas Abwesenheit — liebend und von Sehnsucht gepeinigt in Almas Kammer und hielt Zwiesprache mit ihren zurückgelassenen Sachen.

Aber wenn Menschen vom Schlag der Deutschen nicht mehr äußerlich zu leben und sich zu bewegen vermögen, so schlägt ihnen der Trieb nach innen. Melancholischen Anwandlungen war er auch in Tagen des Glückes immer zugänglich gewesen. Jedoch in der Kindheit hatte er an lügenhaften Vorstellungen gelitten und stand damals von den Erwachsenen viel aus; sie nehmen das Recht zu lügenhaften Vorstellungen bekanntlich für sich allein in Anspruch. Diese seine Vorstellung, die bei ihm — wie beim deutschen Menschen überhaupt — eine so wichtige Rolle spielte, war der eigentliche Sitz seiner Erkrankung. Er begann sich einzubilden, daß Metas Gesundheit erschüttert sei. Eines Tages fand er sie mit aufgestütztem Kopf und vielleicht etwas müde auf ihrem erhöhten Fensterplatz, ohne daß er eine Arbeit bei ihr sah, und auch ohne daß sie sich bei seinem Eintritt besonders regte, und gewann den bestimmten Eindruck: „Sie ist krank!" Sie verleugnete es zwar, aber er wußte aus Erfahrung, was es brauchte, bis sie ein Übelbefinden zugab, außerdem war sie in den letzten Wochen tatsächlich blasser geworden und auch abgemagert. Die Augen lagen ihr

tiefer im Kopf und hatten breitere Schatten, während das Haar merklich heller wurde, weil sich weiße Fäden hineinmischten. Insofern ging alles mit rechten Dingen zu, aber ihm legte sich von da an eine Traurigkeit ums Herz, die drei Wirkungen hatte: erstens machte sie ihn verzagt, zweitens vertiefte sie phantasievoll seine bisherigen Beobachtungen an ihr, drittens ließ sie ihn neue machen, die seinen Gram um sie noch vermehrten. Nun lag er fast ganze Nächte wach und horchte nach ihr, ob sie hustete oder stöhnte, oder im Schlaf schrie. Das Essen sank ihm zur bloßen Ernährung herab; er wußte beinahe nicht mehr, was er genoß, stocherte in den Gerichten herum wie in Strohhäcksel, und jeder Bissen, den er aß, würgte ihn, so daß er mit Wasser nachspülen mußte. In der Folge hatte er einen unmäßigen Verbrauch an Wasser, so daß wieder Meta sich ernsthafte Gedanken über *seine* Gesundheit zu machen begann. Auch er magerte ab und verlor Farbe, aber während sie dabei älter wurde, schien er jünger und knabenhafter zu werden. Sie bemerkte beides mit Bedenken. „Eigentlich hat er sich ja auch zu alt gehalten!“ dachte sie traurig. „Wenn es ihm nur gesund wäre! Sonst ließe es ihm hübscher.“

Langsam fing er an, von seinen Beobachtungen und Befürchtungen zu andern zu sprechen. Wenn ihn jemand im Haus fragte, wie es seiner Frau gehe, so bekam er einen grübelnden Blick und sagte: „Ich weiß nicht, neuerlich gefällt sie mir gar nicht recht. Sie hält sich so müde und ißt nicht. Sie hat doch mal ein Darmgeschwür gehabt, und das dauerte auch so lange, bis ich sie zum Arzt brachte. Beinahe war es zu spät.“ Langsam setzte sich bei den Leuten ebenfalls die Überzeugung fest, daß Frau Felgentreu leidend sei, und zu deren Verwunderung begannen sie, ihr von ihrer vielen Arbeit ohne Alma und von ihrer Gesundheit zu sprechen und ihr Rat-

schläge zu erteilen. Da ihr Aussehen dem Gerücht Recht gab, wurde sie nicht so damit fertig, wie sie gern wünschte, und es dauerte ziemlich lange, bis sie endlich dahinterkam, wo es seine Quelle hatte. Zuerst erschrak sie und ging bedrückt nach Hause, wo sie sich den ganzen Vormittag still hielt wie immer, wenn ihr etwas widerfahren war. Als sie aber Emil wiedersah und den Blick bemerkte, womit er sie beobachtete, verwandelte sich ihr Schreck in Ratlosigkeit; sie wußte nicht mehr, was sie von ihm denken sollte. Sie konnte nicht daran zweifeln, daß er sich Sorgen um sie machte, und durfte doch nicht ein Zeichen der wiederkehrenden Liebe darin sehen, denn sein innerer Blick, das sah sie deutlich, bangte und sorgte sich fortgesetzt nur um Alma. Vor Nachdenken beugte sie den Kopf noch um eine Linie tiefer und bekam noch schärfere Züge um den Mund und einen trüberen Ausdruck, und da er auch dies beobachtete, nahm wieder seine Unruhe um sie zu.

In diese Spannung verwickelte sich allmählich auf natürlichem Weg auch Lippke. Einige Tage nach dem Begräbnis und dem Auftritt in der Wohnung waren die alten Kameraden im Fabriktor zufällig aufeinandergestoßen, und jeder vom Blick und der Haltung des andern irgendwie berührt unwillkürlich stehengeblieben. Lippke war vereinsamt und nach der eingetretenen Entspannung von den Erregungen jenes Tages aussprachebedürftig, und Felgentreu hatte Zeit seines Lebens noch niemand etwas nachgetragen, sofern es seine Person anging, am wenigsten einem Menschen, dessen Unglück er so klar einsah. Lippke erklärte mit einigen brüchigen Worten sein Verhalten von neulich mit „Verrücktheit", auch wollte er betrunken gewesen sein, und es wurde nicht recht deutlich, ob ihn sein Schuldbewußtsein drückte, oder nicht, dagegen litt er sichtbar an seiner Verlassenheit.

Nachher fragte er Felgentreu nach seinem Ergehen, erfuhr, daß Meta nicht recht in Ordnung sei, und ging mit bedenklichem Gesicht in die Fabrik. Von da an war Metas Zustand ein ständiges Thema zwischen den Männern. Was bisher zwischen ihnen geschwebt hatte, schien nicht mehr zu bestehen, wenigstens war nicht mehr die Rede davon. Nur ein gelegentliches Aufglimmen in Lippkes Augenwinkeln, oder ein vorbeigehendes Schielen konnte Felgentreu davon Kunde geben, daß auf der andern Seite nichts vergessen war, aber es schien nicht, als ob er darauf achtete. Die Schwermut, seine Frau so hinsiechen zu sehen, verdrängte nun alle andern Wahrnehmungen, dagegen bedrückte ihn freilich dauernd die kahle Witwerschaft Lippkes und seine wahrhaft gräßliche Verlassenheit inmitten seiner verwüsteten Welt, und er empfand fast ein Bedürfnis, sich ihm mit einem eigenen Unglück sozusagen gleichzustellen. Das war für seine erkrankte Phantasie eine neue Reizung; er beantwortete sie mit schwärzeren Bildern von Metas Zustand. Lippke seinerseits nahm sie entgegen und kolorierte sie nächtelang. Er war nicht abgeneigt, eine Strafe des Himmels für Felgentreu auf dem Weg zu sehen, auch konnte er sich, da diese Frau in der ganzen treibenden Gegenwart der einzige feste Punkt noch war, von der Erschütterung desselben bloß Gutes für sich und seinen Sohn versprechen. Ähnliche Betrachtungen vermutete er bei Felgentreu. Er wollte sich auch nach Emils neuerlichen Erklärungen nicht einbilden, daß hinter der Sache mit Alma mehr als eine „Herrenlaune" steckte. Nach seiner festen Überlieferung heiratete man sowas nicht; es blieb also Julius nach wie vor der Anwärter auf das Mädchen und das Geld. „Passierte" etwas mit Meta, so betrachtete er die Sache so, daß Felgentreu vernünftigerweise seine Freiheit sofort zur Auftreibung einer zweiten, viel

reicheren und vornehmeren Partie benutzen mußte. Damit war nicht nur das Spiel mit Alma erledigt, sondern wurden auch die fünfzigtausend Mark frei, die nun keine feste Hand mehr hielt. Von Felgentreus Egoismus dachte Lippke sehr niedrig; nach seiner Meinung war ihm alles abzutreiben, sobald er nicht mehr bewacht wurde. Er fragte nicht danach, ob diese Berechnungen eine feste Grundlage hatten; er stellte sie mit glühendem Eifer so an, daß sie seine Gier nach Glück und Glanz der Familie und seine beleidigte Ehrsucht befriedigten, und für die Erfüllung machte er von vornherein Felgentreu verantwortlich.

Auf diese Weise war er in der düsteren Auffassung von Metas Zustand Emil immer um eine Pferdelänge voraus, denn was er von diesem nicht hörte, das dachte er sich. Seine Nächte in der Fabrik belebte er sich nun mit kurzweiligen und kühnen Vorstellungen von den Annehmlichkeiten, die beim Eintreffen seiner Gesichte auch für ihn abfallen mußten. Er brauchte nicht mehr in die Fabrik zu gehen und konnte bessere Wirtschaften besuchen. Nicht lange würde es dauern, und Julius machte ihn zum Großvater. Bereits sah er sich kleine hübsche Enkel auf den Knien wiegen und hörte sich dazu krächzen: „Eia popeia!“ Seine gute Stimmung focht höchstens die Sorge an, daß es ihm gehen könnte wie so vielen Beamten, die endlich vom Joch und dem Trott loskommen und dann sich gleich zum Sterben hinlegen, und er hielt es für möglich, daß er doch lieber seinen Dienst weiter tat. Die Tage wurden ihm lang vor Spannung auf den Abend und das Wiedersehen mit Felgentreu. Er hätte nicht gedacht, daß er mit diesem noch einmal so „befreundet werden konnte“. Er war jetzt ganz sicher, daß er recht hatte, wenn er ihn ebenfalls für einen zweifelhaften Ehrenmann hielt, und gratulierte sich dazu, daß

er damals nach der Beerdigung „durchgegriffen“ und einmal „reine Verhältnisse geschaffen“ hatte. „Det hat ihm ooch jefehlt!“ dachte er befriedigt. „Is ihm jut bekommen. Endlich läßt er det tugendhafte Jetue!“ So war er rückhaltlos bald erbaut, daß die Hand des strafenden Richters nun auch über jenem schwebte, und bald erquickte er sich daran, zu bemerken, wie schwer es Felgentreu fiel, seine Befriedigung über die schlechten Nachrichten, die er brachte, zu verbergen. Den Widerspruch zwischen den beiden Anschauungen bemerkte er gar nicht, dagegen fühlte Felgentreu wohl die Gesinnung, die ihm Lippke unterschob, und verfiel noch mehr. Wie dann immer sich ein Zufall findet, so erkältete sich Meta wirklich einmal und mußte sich ins Bett legen, was ihr bisher noch nie widerfahren war. Vom Niederlegen erfuhr Lippke, vom Wiederaufstehen nicht, weil eben wieder zufällig Felgentreu nichts darüber sagte, und der Alte sah sie nun Tag und Nacht hinsiechen und mit dem Tod ringen, und fand selber keine Ruhe mehr darüber. Zu fragen wagte er nicht mehr; auch er war sterblich und durch abergläubische Betrachtungen mit dem Leben verbunden; desto unruhiger lauerte und horchte er um Felgentreu herum.

Dies ganze schwindelnde Gebäude stürzte ihm eines Tages plötzlich über dem Kopf zusammen. Es war an einem Sonntagabend, als er nach der Fabrik ging, um wieder eine Nachtwache anzutreten. Die Welt war voll Licht und Heiterkeit. Die Schwalben hatten sich schon längst eingefunden und segelten hoch im goldenen Spätschein unter dem blauen Himmel. Da und dort auf einem hellen Giebel sang eine Amsel; dieser Klang hat in den Straßen der Großstadt eine besondere bezaubernde Gewalt und eine süße Wildheit, die ihm sonst nirgends so eignet. Kinder spielten versunken oder mit dem früh-

reifen Wesen von Erwachsenen auf dem Asphalt. Bürger bewegten sich spazierend auf den Trottoirs oder hatten sich eine Droschke geleistet und ließen sich mit wichtigen Mienen fahren. Der Alte ging zwischen all dem sonntäglichen Leben im Werktagsanzug voller Gedanken und Erwägungen dahin. Es fehlte ihm, daß er heute nicht mit Felgentreu zusammenkommen konnte, um von ihm seine tägliche Ration entgegenzunehmen; er fühlte sich unruhig und hilflos wie der Morphinist, der einmal auf seine Spritze verzichten muß. Außerdem gab es ihm zu denken, daß Julius heute zum erstenmal seit Jahren ganz die Arbeit liegen ließ. Auch seine Bildung hatte er nicht weitergefördert. Ohne ein Buch anzurühren, hatte er untätig und unfrisch den langen Tag verrinnen lassen, hatte sich weder rasiert noch angezogen, und auch Klaras Bitten, mit ihr auszugehen, vermochten ihn nicht in Bewegung zu bringen. Da sie keine Freundin mehr hatte, war sie in der Folge auch heute zu Hause geblieben. Eine von Großrednerei kaum übertönte Angst erfüllte ihn wieder, und es wurde ihm heute schwer, in Gedanken an seiner „Politik" und an seinen Zukunftsbildern festzuhalten.

Indem er so leise zwinkernd seinen Weg vorausblickte, kam ihm auf seiner Seite ein Paar entgegen, das er um keinen Preis für das halten wollte, wonach es auf den ersten Blick aussah. Heftig und bestürzt riß er die Augen weit auf und den Mund dazu, aber das Bild veränderte sich nicht, vielmehr zeigte es ihm das Felgentreusche Paar zwar langsam, aber sicher und mit völliger Bestimmtheit auf dem Weg zum großen Straßenzug, wo die elektrischen Bahnen fuhren, um von dort, wie er sich weiter sagte, in die Stadt zu kommen. Sonst lag in jener Richtung nichts. Sie redeten nicht miteinander, blickten ernst und gesammelt vor sich hin, und auch als sie ihn

erkannten, zeigte sich bei keinem der beiden irgendeine Bewegung; das war für ihn vielleicht das Niederschmetterndste. Wenn Felgentreu errötet wäre, einen Versuch gemacht hätte, auszubiegen oder umzukehren, oder wenigstens eine Betretenheit gezeigt hätte, so wäre das für Lippke ein moralischer Triumph in aller furchtbaren materiellen Enttäuschung gewesen. Statt dessen zeigte es sich ganz einfach, daß Meta gar nicht krank und bettlägerig war, und man schien es vollkommen selbstverständlich zu finden, daß sie imstande war, mit ihrem Mann am Sonntag abend auszugehen. Ihm war, als schlüge der Blitz vor ihm in die Erde, als ihn Felgentreu mit seinem gewöhnlichen Aussehen und Betragen begrüßte. Auch Meta gab ihm ruhig die Hand, erkundigte sich nach seinem Ergehen, fragte, wie sich Klara im Hauswesen anlasse, und sprach ihm noch persönlich ihr Beileid zum Tod seiner Frau aus. Während er seine Antworten hervorwürgte, bemerkte er, daß sie über seine Aufführung die Brauen etwas in die Höhe zog, und selbst Felgentreu schien sich zu wundern. Kochend vor Ärger und halb blödsinnig vor Enttäuschung stieß er dann die Gegenfrage heraus:

„Na, un Sie? Wollen sich woll amesieren jehn? Denn sind Sie den Iriff von den Knochenmann nochmal ausjekommen. Die Meine mußte dran jloo'm. Iratuliere erjebenst!"

„Wieso?" erkundigte sich Meta betroffen aufsehend. „Bin ich denn krank gewesen?"

„Na, ich dachte doch!" erwiderte er unsicher blinzelnd. „War'n Sie etwa ooch nich bettlägerig?"

Sie zögerte mit der Antwort, während sich ihr Blick leise spannte, und eine nachdenkende Falte sich zwischen ihre Brauen grub.

„Ach so!“ meinte sie endlich verstehend. „Ja, das stimmt soweit. Vorige Woche lag ich zwei oder drei Tage.“ Unzufrieden verstummte sie und wandte das Gesicht von ihm ab, und es trat eine kleine Stille ein. Felgentreu ließ im Gegensatz zu ihr seine Augen lebhaft fragend auf ihm ruhen. Plötzlich ging ein Schatten des Begreifens auch über seine Züge, doch anstatt der erwarteten Verlegenheit sah Lippke wieder jenen abgründigen Tiefblick darin erscheinen, der ihn nun schon mehrmals um einen Triumph gebracht hatte. Aber bevor Emil dazu kam, irgend etwas Vermittelndes zu sagen, machte Meta mit einer leichten Regung von Ungeduld der Szene ein Ende. „Na, wir wollen Sie nicht länger aufhalten,“ sagte sie bedeutend kühler und gab ihm leicht die Hand, beinahe ohne ihn anzusehen. „Sie werden zu Ihrer Arbeit müssen.“

Auch Felgentreu verabschiedete ihn. „Ich hab in meiner Ecke meinen Tabak vergessen,“ sagte er wie begütigend zu ihm. „Kannst dir eine Pfeife stopfen davon.“

Betäubt stolperte der alte Mensch weiter.

Am nächsten Abend nach dieser Begegnung ging der Alte im Fabrikhof mit verkniffenen Lippen und eisgrauem Blick geradeaus gerichtet schweigend an Felgentreu vorbei. Das stimmte zu seiner sonstigen, etwas theatralischen Art, aber Felgentreu verstand richtig, daß seit gestern in ihren Beziehungen ein neuer Abschnitt begonnen habe. Sein Tier hatte sein Verhalten geändert und er mußte gewärtig sein, neue Überraschungen zu erleben. Doch zu seiner Verwunderung war ihm zunächst dies alles plötzlich seltsam ferngerückt; sogar Metas Zustand hatte ihm sozusagen an Sichtbarkeit verloren, und sein Gram um sie lebte nur noch wie ein unbewußtes Schluchzen in seiner Seele.

Nach langer Zeit der Eingeschlossenheit und Trauer hatte er gestern abend zum erstenmal wieder junge Mädchen und Liebespaare gesehen, fröhliches Geplauder und frisches Gelächter gehört und sonst so vielerlei bemerkt, was ihn an Alma erinnerte, daß seine Sehnsucht auf einmal wieder wie ein Berg vor ihm riesengroß dastand. Diese Berliner Mädchen und Frauen haben bei allem Besonderen, was jede einzelne als Reiz auszeichnet, so viel gemeinsames, allgemein Gültiges, daß ein unglücklich Liebender unbedingt hundert- ja tausendfach leiden und an seinen Verlust erinnert werden muß. In jeder Figur, die Felgentreu sah, lebte etwas von Alma, hier der Blick, dort die Haltung, bei einer andern die Linie, oft war es nur eine Wendung des Gesichts, die ihm das Herz stehen machte, oder eine Stimme traf ihn, daß er unwillkürlich aus seiner Dumpfheit auffuhr, um nach ihrer Eigentümerin zu sehen. Nie war es Alma, aber immer war es ein Berliner Mädchen, das so frisiert war wie sie, das diese Bluse mit dem modernen Spitzenkragen trug, an dem er den kecken kleinen Hut bemerkte, der jetzt im Schwang war, und in dem er sie so und so oft mit Meta ausgeführt hatte. Als er von diesem halb verzauberten Ausgang nach Hause kam, lebte in ihm Almas Bild wieder blutvoll mit ihrem ganzen gesunden schönen Dasein, nach dem das seine weinte und nun zu rufen begann.

Von da an kam die Stimme nicht mehr zum Schweigen, und über der neuen Spannung verlor er alle anderen Fragen und selbst die Gefahren etwas aus den Augen; darum war es ihm auch nicht mehr ganz so wichtig, ob Lippke so über ihn dachte oder anders, und auch das Mitgefühl, das ihn mit dessen verratener Existenz verband, verblaßte vor den langsam und sicher aufsteigenden Plänen, wie er Almas wieder habhaft werden könne.

Ein neues suchendes Licht erschien in seinen Augen. Sein Gesicht zeigte eine Aufmerksamkeit, die noch vor dem Sonntag nicht darin gewesen war. Er schlief darum nicht besser und aß nicht mehr, im Gegenteil, er zehrte sich eher noch leidvoller ab, und da er dabei zugleich noch einsamer wurde, weil er sich ja niemand mitteilen konnte, so nahm seine Ratlosigkeit allmählich den Charakter einer stillen, tatbereiten Verzweiflung an. Es war nun manches von dem poetischen Wesen an ihm, das das Märchen dem Tier des Waldes andichtet, dem man den Genossen getötet hat, und das trostlos, und alle Freuden verachtend, von Revier zu Revier zieht, um die geliebte Spur wiederzufinden. Manchmal dachte er in der letzten Zeit an den Rat, den er dem jungen Lippke gegeben hatte, aber auch jetzt, wenn er wirklich zu beten begann, betete er ins Leere, und eine Offenbarung war ihm dabei noch nicht geworden. Aber eines Abends, als er still und müde aus der Fabrik heimwärts ging — um dem greisenhaften Einerlei des alten Lippke, das ihn nachgerade plagte, auszuweichen, nahm er neuerlich einen andern Ausgang —, traf er zwei Kinder auf der Straße, die mit großem Aufwand plärrten. Sogleich ließ er sich mit ihnen ein. Das eine war ein rotbackiges brünettes Mädchen von etwa fünf Jahren, dem ganze Sturzbäche von Tränen aus den Augen und dazu zwei gesegnete Lichter aus der Nase liefen, was sie alles aus Bekümmernis im ganzen Gesicht herum innig durcheinander rieb. Das andere war ein vierjähriger Blondkopf, dem die Hosenklappe hinten herunter hing und der aus brüderlicher Solidarität so mitbrüllte, ohne eigentlich zu wissen, was geschehen war. Nach allerlei kameradschaftlichen Unternehmungen und Zusprüchen erfuhr Felgentreu endlich, daß das Mädchen Geld verloren hatte.

„So, so!" machte Felgentreu ernsthaft. „Na, und

wieviel wird det woll jewesen sein?" erkundigte er sich dann. „Een Iroschen? Zwee Iroschen?"

„Eene Mark!" heulte das Mädchen, während sich das Ergebnis seiner Verzweiflung unter der Nase flüchtig zu einer bunten Blase ausweitete; das milde Abendlicht spiegelte sich mit perlmutternem Glanz darin, solange sie existierte.

„Det is freilich eene janze Menge!" stimmte Emil bei. „Ick weeß jar nich, ob hier jemand von den Leuten soviel Jeld bei sich hat. Habt ihr auch richtig jesucht? Wo haste denn das verloren? Hier herum?"

„Hia herum!" zeterte das Mädchen und röhrte von neuem los, als ob dies das Schlimmste an der ganzen Sache sei, daß es das Geld hier herum verloren hatte.

Felgentreu dachte einen Augenblick nach. Das Herz war ihm heute ganz besonders bange nach Alma, und den ganzen Tag hatte es ihn danach verlangt, endlich einmal aus vollem Herzen beten zu können: „Herr Gott im Himmel, laß mich sie wieder finden!" Aber immer war ihm, als ob da irgendein Hindernis zwischen ihm und der höchsten Gnadenmacht bestehe, das bloß mit geschlossenen Augen zu überwinden sei, das man sozusagen im glücklichen Sturm nehmen müsse.

„Wißt ihr wat?" sagte er nun ideenreich zu den Kindern. „Da müssen wir schon dem lieben Jott von sagen. Det is zu viel Jeld, daß da een Mensch alleene helfen könnte. Wir wollen mal schnell beten. — Lieber Jott im Himmel, in deiner großen unermeßlichen Gnade un Liebe," sagte er sehnsüchtig und leidenschaftlich: „Laß sie uns jlücklich wiedersinden. Amen! — Na, un nu woll'n wir mal sehen. Hier seid ihr herjekommen? Aha, hier. Un auf dieser Seite? Is jut. Paßt mal auf, wenn wir sie finden, denn wird noch allens jut.

Un wenn se eens von euch find't, det kriegt noch eenen Jroschen dazu. Also die Oogen uffjesperrt!"

Die Kinder hatten, über diese ungewöhnlichen Vorbereitungen verwundert, zu plärren aufgehört. Nun begannen sie, schon halb getröstet, mit noch nassen Augen auf der Straße herumzusehen, und in der Aussicht auf den Groschen wurden sie sogar langsam gierig. Der Kleine stützte die Hände auf die Knie und ging wie ein Großvater kurz über dem Boden suchend breitbeinig den Bürgersteig zurück, den Leuten, die hinterher kamen, ließ er in großer Unschuld aus seiner offenen Hosenklappe den Vollmond aufgehen. Endlich auf fünf Schritt voraus in der Feuchtigkeit neben dem Randstein bemerkte Emil einen runden flachen schimmernden Gegenstand; seine betrübten Augen glänzten freudig auf, aber er sagte nichts, sondern schob die Sache noch einmal um einen „Versuch" hinaus. „Wenn die Kinder sie selber finden!" dachte er abergläubisch. Gespannt wartete er und blickte absichtlich nach einer ganz andern Seite. Plötzlich schrie die Kleine auf: „Da is se!" machte einen Sprung, fiel auf die Nase in den Schmutz und erhob sich, über und über beschmiert, triumphierend mit dem Markstück in der ausgestreckten Hand.

Der Junge machte ein betrübtes Gesicht, weil er es nicht gefunden hatte, aber Emil gab jedem einen Groschen, und Hand in Hand zogen beide dann zufrieden ab. Die Kleine blickte noch einmal neugierig nach ihm zurück, während ihr Bruder mit der offenen Hosenklappe selbstgenügsam an ihrer Seite vor sich hinwackelte. Auch Felgentreu wandte sich aufatmend wieder auf seinen Weg. Eine Idee hatte er immer noch nicht, aber ihm war leichter ums Herz und heller im Kopf, und das ist die wahre Stimmung, um Ideen zu bekommen.

Noch bevor er nach Hause kam, war sie da. An der Straßenecke vorn stand eine Litfaßsäule mit allerlei Plakaten und Bekanntmachungen. Seit Almas Flucht war er wenigstens hundertundzwanzigmal daran vorbeigegangen, ohne daß ihm etwas dabei eingefallen war. Nun stand ihm plötzlich eine jener rührenden Bekanntmachungen vor den innern Augen: „Guste, komm zurück. Es ist alles vergeben!“ und auf einmal wußte er, was er zu tun hatte. Anstatt nach Hause, ging er an seinem Haus vorbei nach der nächsten Druckerei, wo er folgenden Aufruf in Auftrag gab: Alma! Gib ein Lebenszeichen, oder es geht nicht gut ab! E. F.“ A l m a sollte groß darüber stehen, und für das Ganze suchte er sich ein schönes leuchtendrotes Papier aus. In der Druckerei sagte man ihm, an welche Gesellschaft er sich wegen der Plakatierung wenden müsse, und am übernächsten Tag brannte auf allen Anschlagsäulen des Nordens und des Ostens von Berlin Felgentreus Aufruf. Er brannte auch vorn an der Straßenecke, wo ihn Meta mit trübem Blick las, und auf dem Weg zur Fabrik, wo Lippke lange mit verbissenem Gesichtsausdruck stand und folgerte. Mit einer neuerlichen Leidregung erkannte er den Schwung an, der in dieser Bekanntmachung enthalten war; er empfand sie wieder wie einen Sieg über ihn und die ganze Dynastie Lippke. „Na, Ruhe! Warten!“ knurrte er in seinen kurzen Bart. „Wirst reif werden. Wird noch der Tag kommen!“ Wenig später sah er Felgentreu langsam im Gespräch mit einem Ingenieur durch den Fabrikhof dem andern Ausgang zugehen. „Is een jeehrter Mann hier!“ ging es ihm durch den Kopf. „Sojar die Herren reden mit ihn.“ Noch wenig hatte ihm so in den Augen weh getan, wie diese unverwüstliche gute Haltung selbst im Kummer und in der Verwirrung, aber für ihn war an der Gestalt etwas Todgeweihtes, er konnte nicht

sagen, warum, er sah sie so; es hing ihm für seine Augen daran, wie eine geheime Marke, und eine Wahl hatte er höchstens in der Todesart, die er ihm zudenken wollte.

Inzwischen lebte Felgentreu wieder in einer Vorstellung. Er hatte in gläubigem Entschluß ein leeres Zimmer mit Küche gemietet und begann diese Räume aus den persönlichen Ersparnissen zu möblieren, die er seit Almas Flucht gemacht hatte. Für später dachte er an eine ganze Einrichtung auf Ratenzahlung, die eine Zweizimmerwohnung für den Anfang zufriedenstellend füllte.

XVI.

Almas gutherzige Logiswirtin sah endlich mit aller wünschbaren Deutlichkeit ein, daß sie sich in ihrem neuesten Pflegling schwer verrechnet hatte. Sie war auf den versprechenden Schein von guter Erziehung hereingefallen, von welchem umgeben Alma hier aufgetreten war, auch hatte sie ihre Hübschheit und das Höherstrebende einigermaßen voreingenommen, aber von allen Versprechen hielt ihr das Mädchen keines, und was sollte sie länger mit einer solchen Zimmerdame? An einem schönen Nachmittag verfügte sie sich in die nächste Kutscherkneipe, wo sie sich in größter Entschlossenheit eine Berliner Weiße und das Adreßbuch geben ließ. Aus diesem schrieb sie sich unter den schrecklichsten Fratzen alle Klammes — Almas Familienname — heraus. Es waren im ganzen elf, von denen nach ihrer Meinung ein Justizrat und die Arbeiter von vornherein ausschieden. Blieben noch Kaufleute, ein Lehrer, ein Zahntechniker und sonstige Vertreter des Mittelstandes. An diese verfaßte sie mit Hängen und Würgen, und beinahe unter Tränen des Ärgers wegen der durch dies Mädchen verursachten ungewohnten Geistesanstrengungen, kurze Anfragen, ob

ihnen eine Tochter namens Alma abhaudengekommen sei; bejahendenfalls sei sie die Wisserin von deren Adresse. Das schien ihr nun der beste Weg, zu ihrem Geld zu kommen. Auf alle Fragen gingen zwei Antworten ein — vom Lehrer und vom Kaufmann; beide befanden sich nicht in der Lage. Da schrieb sie auch noch an den Justizrat und an die Arbeiter. Hier meldete sich bloß der Justizrat, der sich in bewanderten Ausdrücken kupplerische Anzapfungen bei Bedrohung mit Anzeige so kurz als zutreffend verbat. Entweder Alma war nun nicht aus Berlin, oder die Rechnung mit den zahlungsfähigen Eltern stimmte überhaupt nicht und sie war wieder die „Gelackmeierte". Nach diesem Ergebnis humpelte sie einen Vormittag leise flennend und ihr Pech verfluchend, in ihrer Höhle von Wohnung herum. Darauf kam sie mit sich überein, das Mädchen in eine gütliche Aussprache zu verwickeln. Um diese würdig vorzubereiten, gab sie ihrer Küche auf den Mittag einen plötzlichen Aufschwung. Als Alma zu Tisch kam, fand sie einen kleinen Schweinebraten und eine Zimmerwirtin von einwandfreier Zutunlichkeit vor, dazu frisches Gemüse und Salat, und der Nachtisch winkte auch bereits in Gestalt von eingemachten Aprikosen. Dergleichen hatte Alma lange nicht mehr gesehen, und etwas lachend meinte sie, die Alte habe wohl Geburtstag. Das bestritt diese nicht; im Gegenteil, sie stellte noch einen extrastarken Kaffee für nachher in Aussicht, und verhältnismäßig wurde Alma so resch und frank, wie man sie lange nicht mehr erlebt hatte. Ganz unversehends kam das Gespräch auf Genüsse des Lebens und dann auf die Liebe, von welcher die Alte auch zu sagen wußte, aber gegenüber Alma nahm sie für sich nur einen bescheidenen untergeordneten Platz ein. So schön sei sie nie gewesen, und das gebe auch in Paris den Ausschlag.

„So eene wie Sie, die trägt een Vahältnis natierlich im Laufschritt zu Irabe, wenn et Ihn'n nich mehr paßt!" gab sie anerkennend zu. „Un so is recht. Nur nich binden. Wird Ihn'n so'n Nulpe in Ihre schweren Tage helfen? Fällt ihn nich ein. Die wollen bloß ihre Kurzweil von die armen Mächens, aba wenn det Le'm ernst wird, drickt sich det Kroppzeug. — Fräuleinchen, wie wäre det nu, wenn Sie so sachte wieda Fiehlung mit Ihre Anjeherijen nehmen täten? Alle Tage wird det ja nich so weitajehen. Da wird een Tag mit Rejen un andere weibliche Unbequemlichkeeten kommen, un wer soll Ihn'n da den Kopp halten? An Jottes Sejen is schließlich doch allens jelejen. Trotzije Kinda hat der liebe Jott noch nie auf die Dauer wohljefällig anjekiekt. Daran sollten Sie doch ooch allmählich denken. Vor die Jebote der Religion ha wenigstens ick zeitle'ms eenen richtijen Bammel jehatt. Hieten Sie sich doch ooch vor den Fluch des Himmels. Sowat is nich wieda aus die Kleeder zu kriejen."

Darauf begann sie freundschaftlich davon zu sprechen, daß sie nun endlich notwendig ihr Geld haben müsse, verlangte keine bestimmte und halsbrecherische Antwort, erklärte indessen einer baldigen günstigen Lösung gern entgegenzusehen, und so trennte man sich für heute nicht unwirsch. Bloß Alma trug den Kopf ein bißchen gedrückter fort, und in ihren Augen glomm tief ein knisterndes Licht, das eine dortige geheime Bewegung verriet. Zu deutlich und faßbar war ihr plötzlich ihr unlösbarer Kindes- und Liebeszusammenhang wieder vor Augen gerückt worden. Unwillkürlich begann sie zu denken. „Ja, wenn das geschehen könnte," sagte sie sich, „würden alle Nöte bald zu Ende sein." Den ganzen Nachmittag saß sie in ihrem Zimmer und grübelte. Anders als in jener Nacht mit dem grünen Fläschchen er-

stand Metas Gestalt wieder vor ihren Augen. Jetzt zeigte sie ihr mehr die Mutter. Ihre Geschichten klangen ihr im Ohr auf. Am zärtlichsten und leidenschaftlichsten hatte Alma immer geliebt das Märchen von dem kleinen Kind, das seinen Brei mit der Hausunke teilte und ihr dabei mit dem Löffel auf den Kopf schlug, unter den Worten: „Ding, friß auch Brocken!" Wie oft war das Wort ihr gegenüber gebraucht worden, wenn sie an irgendeine Speise nicht recht heran wollte. Dann hieß es: „Ding, friß auch Brocken!" und wenn sie nicht schon zu sehr in ihre Trotzerei verwickelt war, so half es unverbrüchlich. Eine andere Besonderheit der großen Frau waren ihre Scherenbilder gewesen, und voll Verlangen ging Alma ihre Schere holen, um aus Zeitungen und Packpapier allerlei Figuren herauszuschneiden, wie sie es Abende lang mit Meta getrieben hatte, denn es war ja nicht immer geschmollt worden. Da war besonders ein kleiner Mann mit einem Höcker und einer ungeheuren Nase, den sie das Wunschmännchen nannte, und dem sie alle möglichen Kräfte und Geheimnisse zutraute, aber er war sehr launisch, und wenn der Höcker und die Nase zu klein ausfielen, dann konnte es sein, daß man das Gegenteil von dem bekam, was man sich wünschte. Als sie aber nun wieder darangehen wollte, zu wünschen, war der Bedarf gegenüber dem kleinen Männchen so ungeheuer groß und verwickelt, daß sie entmutigt die Hände sinken ließ. Das Weinen stieg ihr in die Kehle, und bloß die Erinnerung daran, daß sie jetzt ein erwachsenes Menschenkind und selber eine angehende Mutter sei, hielt sie von einer verzweifelten Heulerei ab. Aber die stille Heiterkeit war zu Ende und schon auch die träumerische Ausgewogenheit. Widerspruchsvoll stiegen und fielen wieder die Gegensätze. Trotzdem versuchte sie im Geist sich vorzustellen, wie ein Brief an Meta aussehen würde,

und damit beschäftigte sie sich, häufig seufzend, diesen und den nächsten Tag. Aber alles mußte krampfhaft an Felgentreu und dem Kind vorbeigeschrieben werden und hatte darum keinen Sinn. Ihr Lebensbedürfnis suchte irgendeine Macht über diesem allem, welche die Lösung der Fragen enthielt, und fand sie nicht; sie war erdgeboren und zur Erde strebend, und was ihr die Erde nicht gab, das blieb ihr auch der Himmel schuldig. Süße und Freiheit versprach ihr hier unten eine Seele: Felgentreu, der einzige Himmel über ihr, den sie sich denken konnte.

Auch um ihn gingen diese Tage ihre Erinnerungen viel. Immer wenn Meta mit Almas Schulaufgaben nicht zustande kam, mußte er her, und was ihr kein Lehrer einzubläuen vermochte — sie war eine ungleichmäßige und schwierige Schülerin gewesen —, das brachte er ihr mit drei oder fünf Worten bei. Dann sagte er nur: „Sieh mich mal an, Almaken, det steht nämlich in meinen Augen janz deutlich zu lesen!" und so verhielt es sich auch; er brauchte bloß noch die Erklärung dazu zu sprechen. Mit Meta gab es manchmal bei den Schulaufgaben Zusammenstöße und dann Kurzschluß, bei ihm geschah nie etwas dergleichen, da ging immer alles weiter, und wenn die Sitzung um war, hatte er über das Hundertste und Tausendste geplaudert, und sie beinahe nebenher das Ihre begriffen. Darüber ging sie nie hinaus, und seine Unendlichkeit betrachtete sie als Kind ungefähr wie die Henne den langen schimmernden Schweif der Milchstraße. Gegenwärtig erschien sie ihr mehr wie ein paar ausgebreitete Arme, in die sie nicht hineindurfte. Dann dachte sie an seine Schnitzereien und Kunstwerke. Eigentlich hätte Alma ein Junge sein müssen, denn auf einen solchen war alles im Grund zugeschnitten. Da gab es Hammerwerke, die er ihr in der Küche mit

Hilfe der Wasserleitung trieb, bis der ganze Boden überschwemmt war, und Meta beide scheltend hinauswarf. Zu Weihnachten sägte und leimte er wochenlang, bis eine Dorfkirche dastand, die von innen strahlte und tönte, auf deren Turmspitze ein Stern glänzte, deren Dach von Schnee glitzerte, abgesehen von den Eiszapfen, mit denen er stets besonders freigiebig war, und neben dem Eingang zeigte sich im milden Licht einer Laterne die Krippe mit Maria und Joseph, Ochse und Esel, wie sich alles gehörte. Hinter der Kirche lag gebunden, von zwei Gendarmen bewacht, der gefesselte Teufel; das hatte sich Alma unweigerlich ausbedungen. Es stellte ihre gefesselten Zornlaster dar, aber darüber sprach sie nicht. Sie war den Abend sehr gerührt und weich. Im kommenden Jahr hatte aber bereits die Verwandlung zur jungen Dame bei ihr eingesetzt, glaubte sie nicht mehr an den Storch und gab auch vor, nicht mehr an den Teufel zu glauben, für welchen reifen Ausdruck sie von Meta eine ebensolche Maulschelle sehr unerwartet auffing. Felgentreu redete zur Versöhnung und ließ sein neuestes Kunstwerk los. Das war ein elektrisches Glockenspiel, wie er es im Größeren einmal im Apollotheater gesehen hatte. Mit Mühe und Ausdauer hatte er sich acht auf die Tonleiter ungefähr abgestimmte Hausklingeln zusammengekauft, diese einen geheimnisvollen Abend lang an eine elektrische Batterie durch Leitungsdrähte montiert, zerstreut unter Schränke und hinter das Sofa, und wo es ihm sonst tunlich erschien, versteckt, so daß nichts zu sehen war als eine kleine Klaviatur unter dem Baum. An diese setzte er sich nun und fing an zu spielen: „O du fröhliche, o du selige!" Das O klang unter dem Vertiko hervor. Das Du schnarrte etwas zu hoch im Schlafzimmer. Das Fröhliche kam aus vier verschiedenen Gegenden zusammen: wieder unter dem Vertiko hervor,

dann von einer Vorhangstange herab, aus einem ausgestorbenen Vogelkäfig heraus, um sich abermals zur Vorhangstange aufzuschwingen, worauf derselbe unterhaltsame und spannende Wechsel mit der zweiten Zeile des Liedes noch einmal begann. Der Rest des Liedes spielte sich an diesen Plätzen und außerdem oben auf dem Regulator, hinter dem Sofa, im Vorplatz draußen und in der Tischschublade ab. Mit dem Ganzen war Alma höchlich Genüge getan, weniger Meta, die ihre Sachen gern beisammen hatte und bei dieser Technik zu keiner Andacht kommen konnte. Das waren übrigens, wie sich Alma ebenfalls erinnerte, die letzten Weihnachten gewesen, wozu Felgentreu etwas gemacht hatte. Immer mehr kam es ab, daß er bastelte und spielte, und im gleichen Maß, wie sie sich zur jungen Dame entwickelte, machte er aus sich einen Großstädter und Grandseigneur. Die Ausflüge in die Mark kamen in Verfall, kurz, ihr schien jetzt aus der Ferne, als sei überhaupt seither die ganze Familie leise auseinandergewachsen. „Wenn ich zurückkäme," sagte sie sich, „so müßten mir sofort die Wanderfahrten wieder aufgenommen werden!" Aber plötzlich klopfte ihr wer auf die Schulter: „Hast schon wieder alles vergessen, Almaken?" Das Licht ging aus. Sie war einsam und abgetrieben, hauste in einem Rattenloch bei einem zänkischen alten Weib, das sie außerdem hinaustreiben wollte, und was sollte nachher kommen? Andere Arbeit suchen? Dazu zuckte sie bloß fatalistisch die Schultern. Diese Zeit war vorbei. Um diese Gedankenreihe los zu werden, setzte sie den Hut auf und ging aus.

Die bessere Kost war bei ihrer Tyrannin auch ein Merkmal der nächsten Tage. Sie wurde solange fortgesetzt, als ungefähr nach menschlichem Ermessen Zeit nötig war und dann noch billig zugegeben werden konnte, um zwischen Kind und Angehörigen eine Verständigung

herbeizuführen, selbst wenn diese in Memel oder Straßburg im Elsaß wohnten. Eines Mittags jedoch fand Alma, anstatt der Fortsetzung dieser guten Tage, vollkommen umgeschlagenes Wetter, einen Putztagsfraß, wie sie hier noch keinen erlebt hatte, und auf ihrem Teller die vorschriftsmäßigen polizeilichen Anmeldungsformulare. Auf ihre Frage, was sie damit solle, bekam sie bissigen Bescheid.

„Rangdewuhs verabreden nich. Ick kann Jhn'n nich länga unanjemeld't in Hause behalten bei Jhre Undankbarkeit. Am Ende ha ick ooch eenen Ruf zu valieren. Un woran soll ick mir halten, wenn Sie nich mal ordnungsmäßig jemeldet sin? Außerdem kenn' Sie sich auf den Ersten eene andere Bleibe suchen. Sie bezahlen ja nich, da brauche ick ooch keene jesetzliche Kindijungsfrist innzuhalten. Stellen Sie mir nich jlatt zufrieden, so machen Sie sich auf eenen Krach jefaßt, wie Sie noch keenen alebt ham. Zum Meinen wer' ick in jeden Fall kommen."

Damit begann von Almas Exil der merkwürdigste Teil. Es gibt Tiere, die sich starr machen und sich eng an die mütterliche Erde drücken, wenn ihre Politik zu Ende ist. Etwas davon war auch in dem großen Mädchen. Die drei Wische nahm Alma und warf sie in ihrer Kammer auf einen der Gerümpelhaufen, woraus sie bestand. Wie eine Fremde ging sie nun spazieren, betrachtete Schaufensterauslagen, trank irgendwo Kaffee, solange ihr Geld reichte — das erste Monatsgehalt hatte sie fast ganz an ihre Wirtin abgeliefert, um möglichst rasch frei zu werden, das zweite im Kaufhaus mit drei Vierteln verfallen lassen —, blickte ein bißchen in die Zeitung, teils um die Stunden hinzubringen, teils um zu sehen, wie andere Stellen suchten, und hie und da prüfte sie einen Mann mit den Augen, ohne jede Lust zu ihm, da keiner

Felgentreu war. Noch ratlos, halb in sich selber ruhend, lebte sie so drei Tage und auch vier vor sich hin. Am fünften reguete es, und sie verbrachte ihn beinahe gedankenlos in pflanzenhafter Bewegung — nämlich innerer — auf ihrer Kammer. Was in ihr vorging und sich vorbereitete, wußte sie nicht. Sie fühlte bloß aufsteigende Tiefe und dunkles Drängen irgendwohin. Ihr Wachstum trieb wieder auf einen Knoten zu. Lästig bei dieser teils lockenden, teils bangenden Verinnerlichung mit den Geistern ihres Lebens, die sich mit denen der Erde unterhielten, war ihr höchstens einigermaßen die unausgesetzte, aufdringliche und geschäftige Drohung der Alten, welche sie in allen ihren Gebärden und in den wenigen Worten zum Ausdruck brachte, die sie hören zu lassen die beleidigte Gnade zeigte. Zum Ersticken giftete diese das untätige und stumme Zuhausegesitze des sonst so bestrebten und auf Unabhängigkeit erpichten Mädchens. Es hatte keinen Schatz. Es hatte keine Stelle. Es hatte kein Geld. Es war in andern Umständen und mit seinen Eltern verkracht: da wollte sie bloß wissen, worauf es sich eigentlich verließ. „Mußt ihr Beene machen!" dachte sie erzieherisch angeregt. Eines Tages erklärte sie Alma, daß sie sich sonstwo einen Mittagstisch suchen müsse. Die Volksküche mache das viel billiger als sie, und auch ganz bekömmlich. Ihr gehe das zu hoch in die Unkosten, da sie doch nicht wisse, ob sie ihr Geld jemals wieder zu sehen bekomme.

„Na, aba valleichte is Ihr Vata doch Kommerzienrat!" giftelte sie noch. „Ick meine, weil Sie schon so von Ihre Werke ausruhen. Mir soll's recht sind, so krieje ick Kneppe zu zählen. — Ham Sie schon den Mebelwagen bestellt for den Umzug? Unter zwelf Meta wer'n die's nich schaffen bei die jroße Menge Zeug, wo Sie in der Welt herumschleppen. Alleene Ihre Jarderobe! Sie

treiben ooch eenen zu jroßen Luxus! — Wie wer'n Sie denn innjeholt: Mit'n achtsitzijen Auto oda mit vier Ferde? Wenn ick eene bekränzte Tafel uffhängen soll mit die Inschrift: ‚Herzlich willkommen!' so missen Sie bloß den Mund spitzen. Ick wer' ihr nich mal berechnen —!"

Dieser Tag verging Alma ohne Mittag- und Abendessen. Sie kaufte sich für den Rest ihres Geldes ein Stück Brot, das sie trocken aß. Dazu trank sie einen Schluck Wasser. Am nächsten Tag erstand ihr die Frage, ob sie ihr goldenes Ührchen versetzen solle, das ihr Felgentreu zur Konfirmation geschenkt hatte; sie sah es bloß kurz an und wandte sich ohne Antwort ab. Dann besaß sie eine kleine Brosche mit einem Kreuz aus irgendwelchen grünen Steinen von Meta; sie hätte sicher zehn Mark dafür bekommen, wenn nicht mehr, aber auch diese Brosche betrachtete sie bloß mit einem dunklen Blick und steckte sie dann mit doppelt soviel Sorgsalt als sonst vor. Selbst von dem silbernen Ring an ihrem Finger, der von Klara stammte, vermochte sie sich nicht zu trennen. Was einmal zu ihr gehörte, das konnte sie sich so wenig wegdenken, wie eine Hand oder ein Auge. Darin besaß sie sogar eine ganz besondere Zähigkeit, die zu Hause schon zu großen Auftritten geführt hatte. Diesen Tag lebte sie von dem Frühstück, das ihr die Alte hereingab.

Alma wurde jetzt manchmal auf der Straße von Männern angesprochen. Mit den etwas blassen und schmalen Wangen, bei aller Kraft und beginnenden Üppigkeit ihres jungen Körpers, dem straff geschwellten roten Mund, dem nun leicht verschleierten und feuchten Blick — wenn sie ihn einmal vom Boden hob oder aus der Ferne zurücknahm, wo er meistens grübelnd weilte —, dem etwas nachlässig gekämmten Haar und der nachge-

rade sehr abgetragenen Kleidung, machte sie allerdings den Eindruck nicht einer Dirne, aber eines abenteuernden jungen Weibes, das aus irgendwelchen Gründen heruntergekommen ist. Neuerlich kam der Hunger dazu, der ihr nun schon sichtbar aus den Augen blickte. Wenn sie an einer Lebensmittelausstellung in einem Schaufenster vorbeikam, so krampfte sich ihr gierig der Magen zusammen und das Wangenfleisch legte sich ihr schmal an die Zähne. In diesem Zustand wäre sie nach menschlichem Ermessen eigentlich reif für das Dirnentum gewesen, und die Männer hätten bei ihr Erfolg haben müssen. Sie sah auch genug, wie es andere machten, aber sie dachte gar nicht daran, daß ein solcher Ausweg für sie in Betracht kommen könnte. Die Mädchen sah sie an, wie eine andere Art von Wesen, ohne sich deshalb besser oder glücklicher zu fühlen. Sie fühlte sich nur anders und wahrscheinlich bedeutend unglücklicher. Und vor allem: sie fühlte sich unwandelbar jenem einen Mann zugehörig, und darin war ihr Schicksal und ihr ganzes Müssen oder Können beschlossen.

Es war nun wenige Tage vor dem Ersten, und die Alte begann von der Polizei zu sprechen. Das machte endlich einigen Eindruck auf sie. In die geheimnisvolle Dumpfheit ihres Blutes kam Bewegung. Die andern Tatsachen ihres Lebens, außer ihrem Mutterzustand und ihrer Liebessehnsucht, fingen sich ebenfalls an zu regen. Die Ruhe, die ohnehin nur ein Aufstauen von Grundwasser gewesen war, löste sich in ein kämpfendes inneres Treiben. Irgend etwas mußte nun geschehen. Ihre Möglichkeiten waren: Meta, Felgentreu — und dann noch eine dritte, die sie nicht selber dachte, die sich aber in ihr schicksalsdunkel vorbereitete. Sie war nun ganz still und ergeben. Trotz, Unmut, Gram und Zorn — alles war in e i n e große reife Trauer aufgelöst. Niemand zürnte sie mehr, nicht Meta, die ihr den Weg zu Felgen-

treu vertrat, nicht Felgentreu, der sie verführt und ins Elend gebracht hatte, auch nicht dem Juden, durch den sie auf die Straße gefallen war, und selbst nicht der Alten, die sie mit ihren Drohungen verfolgte. Heute stand sie lange horchend und sehend als ein weiblicher Nepomuk auf der Warschauer Brücke, und blickte mit müden Augen auf die Bahn hinunter, auf der unaufhörlich Züge kamen und gingen. „Mit einem davon solltest du jetzt wieder nach Hause fahren können!“ dachte sie sehnsüchtig. „Mit einem sollte Er kommen und dich holen!“ träumte sie heimlich erzitternd. Dann erwog sie so von ungefähr: „Wer hier herunterfällt und gerade vor eine Lokomotive, für den gibt es keine Not mehr!“ Dieser Gedanke enthielt eine gewisse Beruhigung. Sie faßte ihn noch etwas näher ins Auge, und ihr war, als ob ihr von ihren vielen Feinden, den Hunger und die Polizei eingeschlossen, nichts geschehen könnte, was sie nicht zugeben wollte. Mit einer scheuen und noch erwägenden neuen Zuversicht ging sie weiter.

Etwas später stand sie mit schon etwas weltfernen Augen auf der Stralauer Brücke und sah, in ihre jungen Todesgedanken inniger versponnen, die schimmernde Spree hinauf und hinunter. So viele hatten da ein sanftes und wiegendes Ende gefunden. Man las in der Zeitung: „Weibliche Leiche gelandet — Herkunft unbekannt!“ und manchmal las man es auch nicht, und beides war für die Tote sehr gleichgültig. Plötzlich, angesichts dieser abschließenden stillen Gleichgültigkeit des Vollendeten, fühlte sie innerlich erschüttert, w a s sie die ganze Zeit gelitten und gedarbt, gesehnt, gegrübelt und gekämpft hatte. Wie ein unabsehbares Elend lag das dicht hinter ihr, und schon nahte eine neue schmutzigquirlende Woge, um ihr Leben noch ganz zu überschwemmen. Jetzt schien es ihr schon ganz selbstverständlich, daß

ein Mädchen wie sie ins Wasser ging. Ihre Augen wurden, wie an jenem Sonntag morgen beim Kirchgang, wieder ganz grau und groß und bekamen einen gespannt hoffenden Ausdruck. Ein ergreifend wehmütiger Zug von Lebenskummer und Todessehnsucht lag in ihrem abgemagerten Gesicht. „Ich kann noch um ihn ins Wasser gehen!“ dachte sie mit einem liebenden Gedanken bereits untersinkend. Wie in einem schon Ertrinkenden wurde alles hell und schwebend in ihr. Liebesworte tönten wieder auf. Jenes wundersüße, alle Lieblichkeit der Erde in sich enthaltende Gefühl des ersten hingebenden und hinnehmenden Kusses durchdrang sie aufs neue. Mit überirdischer Gewalt erlebte sie — seit ihrer Flucht zum erstenmal sich ihm ganz überlassend — den sinnbetörenden Zauber seines Übersiehereinbrechens in der Erinnerung nach. Das erlauben sich Menschen von ihrer Erlebniskraft und ihrer Scheu vor sich selber nur, wenn sie dahinter einen Abschluß unmittelbar spüren oder erwarten. Jetzt war nichts unreif Kindliches mehr an ihr. Alle Gedanken und Empfindungen gewannen in der milden Sonne dieses Leides Vollreife, Wissen, Umfang und Schwere. So verfolgte sie gefährlich träumend das stille Gleiten der Kähne auf dem Wasser, bemerkte mit einem sich immer mehr entfernenden Grundgefühl die Formen des fernen Domes und der andern Prachtbauten, die sich im vergoldeten Abenddunst erhoben, und alles war ihr schon ahnungsvoll jenseitig.

In der einzig gegenwärtigen Erwägung, daß es noch zu früh sei, wandte sie sich weiter. Zu Hause hatte sie nichts mehr zu suchen; das konnte füglich hinter ihr bleiben. Vor Hunger zitterten ihr jetzt manchmal die Knie. Mit beinahe unerträglichem Schmerz bemerkte sie in der Hand eines Kindes ein Butterbrot, und das verursachte ihr eine dumpfe Bestürzung; eigentlich hätte sie gedacht,

daß ihr das nun ebenfalls gleichgültig sein werde. Plötzlich bemerkte sie, daß sie durch jene innerliche Hingabe das mächtige Sehnsuchtsgefühl, das sie verfolgte, nicht vernichtet hatte — im Gegenteil: angesichts der Todessicherheit, die ihr vorgespiegelt worden war, sie wußte nicht, von wem, hatte sie sich nur einer innerlichen Ausschreitung überliefert, die unter allen Umständen vernichtend sein mußte. Mühselig suchte sie dieser Erkenntnis zu entgehen, indem sie darüber klar zu werden strebte, ob sie die Zeichen aus ihrer Wäsche entfernen sollte, oder nicht. Entfernte sie sie, so bekam niemals mehr eine befreundete Seele etwas von ihr zu hören, ließ sie sie, so kam sie, wenn auch tot, doch noch einmal ins Licht Seiner Augen und erhielt ein liebevolles Grab. Aber auch dies war nur eine Erweichung und Trübung der vorigen klaren Festigkeit, und endlich mußte sie zugeben, daß sie nun doch jener elementaren Macht verfallen war, die sie bisher durch das Aufgebot aller düsteren List und der zähesten Selbstverteidigung von der Mitregierung in ihrem Flüchtlingsleben ausgeschlossen hatte: dem ausbrechenden Sinnenhunger, welchem der andere — der körperliche Hunger — nun als Peitsche diente.

Der Himmel schwamm in Gold und Violett. Schwalben segelten rufend durch die laue Luft. Fenster glühten wohnlich reihenweise im Abendschein. Kinder spielten auf der Straße. Liebespaare gingen plaudernd vorbei. In den Wirtschaften spielten Grammophone und elektrische Klaviere. Bestürzt begann sie zu laufen. „Jetzt bin ich ganz verloren!“ dachte sie. „Nun muß ich aus Verzweiflung ins Wasser!“ Vorhin wollte sie aus Liebe gehen. Ihr Herz zuckte wie geschlagen auf. Bald ging ihr aber die Kraft aus. Ihr Schritt verlangsamte sich, und dann blieb sie grübelnd und sich selber aufgebend und mit schwachen Knien vor einer Litfaßsäule

stehen. Ganz unfaßbar war ihr noch dies Neue, aber bereits fühlte sie durch, daß es darauf auch gar nicht mehr ankam, ob s i e erfaßte. Vollkommen verstört und mit leerem Hirn begann sie, von der Mechanik der Verlorenen beherrscht, die Plakate an der Säule zu lesen. Der Wintergarten lud zu „phänomenalen" Kunstleistungen von Chinesen und Kanadiern ein. Die Theater kündigten ihre Vorstellungen an. Es gab den Abend den Troubadour, Nora, Frau Warren, Die Macht der Finsternis, etwas von Henry Bataille, noch mehr französisches Konfekt aus dem Reich der Schwänke — kurz, es war zufällig einer jener Abende, an denen auch nicht e i n deutscher Name auf den Theaterzetteln stand.. Tangokurse waren angezeigt. Amerikanische Films versprachen das Menschenmögliche. Aber von dem allem sah Alma schon eine ganze Weile nichts mehr. Ihre Blicke ruhten beängstigend groß und bleich auf einem flammendroten Plakat, worauf die Worte zu lesen waren: „Alma! Gib ein Lebenszeichen oder es geht nicht gut ab!" Darunter las sie die Buchstaben „E. F.". Das konnte sie angehen, oder es konnte sie auch nicht angehen. „E. F." konnte sogut Emil Felgentreu heißen, wie Ernst Fuhrmann. Aber diese ganze Ankündigung hatte einen gewissen liebenden Schwung und einen so packenden Wahrheitsbeweis, daß sie nur von ihm sein konnte. Je länger sie sie betrachtete und erwog, desto ähnlicher schien sie ihm zu sehen. Sie wurde ganz still und ängstlich, als ob sie fürchtete, das holde Gesicht könnte sie äffen und plötzlich entschwinden. Zu ihrer Beruhigung hörte sie neben sich einen aufdringlichen Bengel mit lauter frecher Stimme das Plakat herunterschnarren; das gab ihr einige Gewißheit.

Nun tauchte vor ihren Augen wie eine erlaubte Erscheinung sein blonder flammender Schopf wieder auf.

Sie sah ihn lachen und sich auf den Beinen wiegen und sagte sich, daß sie nun viel besser wisse, was das zu bedeuten habe. Aber dann wurde das lachende Gesicht durch ein trauriges und einsames verdrängt — eben jenes, das zu sagen schien: „Gib jetzt ein Lebenszeichen, oder es geht nicht gut aus!" Sie wurde ganz unruhig vor Bangigkeit und widerstreitenden Empfindungen, und sie hätte — sie wußte nicht was — darum gegeben, zu wissen, ob das Plakat bestimmt von ihm war und sie anging. Einen letzten ängstlich fragenden Blick warf sie noch darauf. Da fiel ihr der Druckervermerk in die Augen. Die Firma war zwei Straßen weiter als die, in welcher Felgentreus wohnten, und jetzt schien ihr beinahe kein Zweifel mehr erlaubt. Matt, liebessüchtig, verhungert und halb verloren taumelte sie weiter. Die Augen sanken ihr vor Erregung noch tiefer in den Kopf und bekamen einen seltsamen metallischen Glanz. Ihr Mund öffnete sich vor Hingenommenheit und Heimatverlangen. Nun trat eine leichte Röte auf ihre Wangen, die sie für Männeraugen hinreißend machte. Nach zwanzig Schritten hielt sie aber ein und kehrte noch einmal zu der prophetischen Säule zurück. Es hatte sich nichts verändert, und leise vor sich herweinend wankte sie nun den Weg zurück, den sie gekommen war. Es trieb sie nach Hause, um über dies Erlebnis nachdenken zu können und damit allein zu sein. Jedoch nach zehn Minuten war sie schon anders gesonnen. Immer mehr ins Treiben kommend untersuchte sie plötzlich ihre Handtasche und ihr Portemonnaie nach Geld, fand noch zwei Briefmarken und strebte leidenschaftlich und ungeduldig nach der nächsten Poststelle, wo sie die Marken gegen einen Kartenbrief umtauschte. Immer weiter weinend, und nebenher um ihr Sehvermögen und die Denkkraft kämpfend, verfaßte sie darauf einen Brief an Klara, der so abwehrend und voll Vor-

behalten war, wie sie sich aufgerissen und festlich erregt fühlte.

„Liebe Klara!“ schrieb sie kraus durcheinander hin. „Heute las ich ein Plakat an Alma von E. F. unterzeichnet. Wenn er das vielleicht ist, so wohne ich in der Marsiliusstraße 7, Gartenhaus 3, bei Frau Zille. Ich bin aber in andern Umständen, damit er alles weiß. Ins Garn locken will ich keinen. Ist er es nicht, so soll man mich lassen, sonst gehe ich ins Wasser. Ich will bloß nichts versäumen, weil da steht, sonst geht es nicht gut ab. Mit meinem Gewissen will ich nicht wieder zu tun kriegen. Bis zum Ersten wohne ich noch Marsiliusstraße. Nachher weiß ich nicht. Aber es soll mich niemand unnütz besuchen, auch Du nicht, Klärchen. Ich kann nicht. Wenn es Dir nur gut geht. Herzliche Grüße Deine Alma. Wenn er es nicht ist, so sage ihm gar nichts.“

Diesen Brief verschloß sie und warf ihn ein. Darauf ging sie nach Hause, sagte im Vorbeigehen ihrer Wirtin, daß sie ihren Angehörigen Nachricht gegeben habe und verfügte sich in ihr Zimmer in der Meinung, sich für den Rest dieses vielfach hungrigen Abends einzuschließen. Da fand sie auf ihrem Tisch einen Teller mit einem Fleischklops und Kartoffelsalat und dazu zwei Scheiben Brot; offenbar war die Alte doch wieder einem Anfall ihrer angeborenen Menschenliebe erlegen. Dieser Anblick war aber für Almas vielfach überspannte Verfassung zu stark. Als die Alte lange vergebens auf den Dank draußen wartete und endlich schon wieder etwas giftig über die fortdauernde Hoffahrt selber ihn holen kommen wollte, traf sie das große Mädchen hingegeben schluchzend auf das wacklige Sofa hingeworfen, das der moralischen Erschütterung kaum stand hielt. Ihr wurde bei dem Anblick selber ganz trüb zumut. Sie dachte, die Angst vor den Angehörigen habe sie soweit gebracht, und nun

tat es ihr leid, daß sie sie so getrieben hatte. „Nanu, haste Worte?“ brummte sie zuerst und rieb sich betreten den Rüssel. Dann begann sie sachte zu trösten, und als sie merkte, daß sie geduldet wurde, tröstete sie kräftiger. Sie stellte ihr bei den Verwandten jede Hilfe in Aussicht, deren sie fähig war, ereiserte sich und verkündigte erbost, die sollten nur kommen und sich mausig machen, dann sollten sie aber mal die olle Zille kennen lernen. „Ick bin aus eenen heftijen Schoß jeboren, Fräulein!“ erklärte sie. „Det is mir noch abzuspüren. Un wo ick hinrede, da bleiben Löcher nach!“ Schließlich brachte sie das Mädchen auch dazu, zu essen, und ganz gedankenvoll humpelte sie nach dieser Betätigung der Nächstenliebe in ihre Küche zurück. Mochte die Sache stehen, wie sie wollte, so hatte sie noch mit keiner möblierten Dame soviel „Fahrten“ erlebt, wie mit dieser, und das gibt bekanntlich beim Zusammengehörigkeitsgefühl den Ausschlag. Das ist oft der Grund, warum wir von Personen, die uns unendlich zu schaffen machen und uns gelegentlich maßlos ärgern, nicht loskommen; sie besitzen jenes Geheimnis der persönlichen Entfaltung und erweisen uns gleichzeitig die Wohltat, uns selber entfalten zu können. Die Summe von Erlebnissen macht unser Leben aus, und wer überhaupt für Leben begabt ist, pflegt die Möglichkeiten dazu mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und zahlt jeden Preis.

Heute abend traf Alma große Vorbereitungen. Erst hielt sie es für nötig, sich vom Kopf bis zu den Füßen herunter zu waschen. Dann veranstaltete sie noch eine besondere Haarwäsche. Während sie das Haar trocknen ließ, sah sie mit mißbilligendem und sorgenvollem Ausdruck ihre Kleider, Blusen und Wäschestücke nach. Den Rest des Abends saß sie eifrig nähend und schneidernd, trennte die Bänder vom besseren Rock und drehte sie um, hielt sich bloß mit Rücksicht auf die vermutlich fehlende

Zeit davon ab, den ganzen Rock zu wenden, aber dafür verbrauchte sie zu dessen sonstiger Auffrischung den gesamten Benzinvorrat ihrer Wirtin. Noch um zehn Uhr setzte sie deren schweres Plätteisen in Betrieb und bügelte sachgemäß die Falten frisch auf. Um elf begann sie plötzlich Blusen zu waschen, da sie herausbekommen hatte, daß sie sich immer noch nicht sehen lassen könne. Dann waren Druckknöpfe anzusetzen und farbige Bänder durchzuziehen, und als sie das für heute Menschenmögliche getan hatte, war es weit nach Mitternacht und sie wieder so kleinmütig und verzagt, daß sie wünschte, in ihrer Mutter Leib zurückkriechen zu können. Das Leben schien ihr verwickelt und in jedem Sinn unerschwinglich, und sollte ihr wirklich eine Heimat bei Felgentreu beschieden sein, dann nahm sie sich alle Sanftmut und Bescheidenheit vor, deren überhaupt habhaft zu werden war, besonders aber Bescheidenheit, die schien ihr am besten anzustehen nach ihren letzten Erfahrungen.

Trotzdem wunderte sich die Alte am andern Morgen, als Alma wieder auf der Bildfläche erschien, denn da stand beinahe das adrette junge Menschenkind, das damals, frisch aus der Hut ihrer Angehörigen kommend, bei ihr aufgetreten war, nur daß jetzt alles größer und kühnlicher erschien und mehr bedeutete. Im Blick dämmerte das neue Mutterbewußtsein vom Licht der Erwartung durchzuckt; sie sah nicht nur ihrem Liebsten entgegen, sondern auch dem Vater ihres Kindes. Das Haar war wieder ordentlich gekämmt und aufgesteckt und zwar der neuesten Mode entsprechend; die Haarmode hatte selbst sie nicht gegen Meta durchzusetzen vermocht. Der Ausdruck ihres Gesichtes war näher und aufmerksamer, und die Haltung hatte wieder etwas von der früheren Straffheit und von der Lust am Leben. Sie zeigte eine freundliche Stirn, und ihre Erregung ertrug sie mit Ge-

duld. Auch die Alte war in festlicher Stimmung. Zu Ehren des Tages trug sie einmal den Rockschlitz wirklich hinten, sonst saß er meist auf der Hüfte, und auf den Vormittag stellte sie in Aussicht, sich richtig anzuziehen. Sie konnte am Mädchen nun nicht genug anerkennen und loben, brachte zum Frühstück Honig, klopfte um zehn Uhr schon mit einem zweiten Frühstück bei Alma, wozu sie Aufschnitt gab, und zum Mittag machte sie Almas Lieblingsgericht: Kartoffelpuffer mit Kaffee, die Puffer heiß und fettglänzend von der Pfanne zu essen. Sie verlangte wieder viel zu erfahren und wandte die sublimsten Methoden an, um Alma ‚Würmer aus der Nase zu ziehen', aber das Mädchen sagte nur immer halb bedrückt und halb lachend: „Wer viel fragt, geht viel irr!" War es nun der reichliche Genuß von starkem Kaffee oder die belebende Wirkung der Puffer — jedenfalls stellte sich bei ihr allmählich Herzklopfen ein und erschien wie der Abglanz eines wieder aufgedeckten inneren Herdfeuers eine zarte Röte auf ihren Wangen, die sie so hübsch machte, daß die Alte ordentlich verliebte Anwandlungen bekam. „So blei'm Sie mal!" riet sie ihr. "Keen Doge wird sich da trocken halten. Nee, nee, det war ja ooch nich det richtije Le'm for Sie. Kommt denn nu der Vata oder der Liebhaber? Wat?"

„Ja das frage ich auch!" sagte Alma unruhig werdend. Sie hatte aber kaum den Mund zu, so klingelte es draußen. Alma horchte gespannt hin und sah fragend die Alte an, und die Alte sah das Mädchen an.

„Wird er det sind?" meinte die Alte neckend mit schiefgehaltenem Kopf und schon zum voraus gerührtem Lächeln. Aber Alma antwortete nicht mehr, dagegen begann sie nun langsam zu erblassen. Die Alte erhob sich, um nachsehen zu gehen. Schnell stand auch Alma nach ihr auf und ging auf ihre Kammer, wo sie sich von einer

stummen Beklommenheit erfüllt, wartend auf ihr Sofa setzte. Bald hörte sie die Alte angeregt und wichtigtuerisch sprechend mit jemand zurückkommen; dem Schritt nach war dieser Jemand ein Mann. „Nanu!" hörte sie dann draußen die Alte sagen. „E'm war sie doch noch hier. Na, da wird sie rasch in ihre Kammer jeschlüpft sind. — Arm, aba ehrlich is det hier, det kann ick schon sagen. Wie zwei Täubchen le'm wir zusamm. Wollen mal klopfen." Sie tat es. „Fräulein Klamme, da is nu jemand!" rief sie. „Kann ick den Herrn uffmachen?" Sie tat es schon. Fast zugleich schob sich eine große Mannsgestalt in die geöffnete Spalte. Ein flammender Schopf erschien in der Höhe und darunter ein zuversichtlich braunes Augenpaar, das nach dem ersten spähenden Blick nach ihr begierig aufglänzte. Er war blaß, sah vergrämt aus und schien ihr schmäler geworden, aber er lachte.

„Na, da hätten wir dich also wieder!" sagte er mit Genugtuung und sehr innig, während er seine Hand nach ihr ausstreckte und tiefer ergriffen, als er sich anmerken lassen wollte, auf sie zuging. Die Alte konnte nicht sehen, ob und inwiefern auch Alma erregt war. Sie sah ihm scheinbar abwartend und eher mit düsteren als mit strahlenden Blicken äußerlich bewegungslos entgegen. Vielleicht ging ihr Atem noch etwas schneller, aber sie wurde weder blasser noch röter, doch unbewußt wurde sie weibhafter und richtete ihre Haltung nach dem ein, wovon sie wußte, daß Felgentreu sich eine Vorstellung von ihr machte. Die Alte begriff richtig: wenn hier jemand Aussicht hatte, das Spiel zu gewinnen, so war es das Mädchen. Das war vorläufig alles, was es für sie festzustellen gab; bevor Alma sich mit dem Mann einließ, sagte sie deutlich und ohne die Möglichkeit eines Mißverständnisses zu lassen: „Machen Sie bitte die Tür zu,

Frau Zille!" Gemeint war: „Von außen!" und auch diese Umsicht und Willenskraft imponierte ihr und beruhigte sie im Hinblick auf die einzukassierende Rechnung. Sie zog folgsam und sozusagen achtungsvoll die Tür zu, blieb aber mit nicht kleinerer Entschlossenheit daran stehen, und was durch ein Schlüsselloch von einem Wiedersehen zu sehen und zu hören ist, das entging ihr nicht. Eine Weile sprach noch in Absätzen der Mann allein weiter, ohne daß das Mädchen etwas antwortete, und ohne daß die Alte verstehen konnte, was er sagte. Dann schien es ihr, daß er bei ihr Platz genommen habe, wenigstens krachte das Sofa. Darauf hörte das Reden auf. Küsse konnte sie nicht vernehmen, aber sie vermochte sich keine andere Füllung dieser Pause vorzustellen. Endlich drang ein Ton aus der Kehle des Mädchens an ihr Ohr, der sie selber schwach machte. Die Antwort des Mannes gab ihr den Rest. Mit leise wankenden Knien und vollkommen aufgelöst kroch sie in das Loch zurück, das ihre Küche war, und dort saß sie herzklopfend und Kaffee trinkend lange einsam und dachte an ihre eigenen Liebeszüge. Die Tasse klapperte von Zeit zu Zeit unter ihren zitternden Händen an der Untertasse. Ab und zu klang ein verlassenes Husten aus ihrer Brust. Endlich schlief sie vor Schwäche ein; die Sache hatte von allen dreien sie jedenfalls am meisten angestrengt.

Nach einer Stunde kam das Paar reisefertig wieder zum Vorschein. Sofort war die Alte munter und wieder ganz bei der Hand, kam aus ihrer Höhle herausgelaufen wie etwas graues Vorsündflutliches, das nachsehen wollte, was hier eigentlich los war, und bot vor allen Dingen einen Kaffee an; die Herrschaften könnten ihr das doch nicht antun. Eifrig zur Zustimmung auffordernd rieb sie sich den Rüssel, und einladend zeigte sie ihre beiden gelben Spieße hinter dem Schlitz, der ihr

Mund war. Aber Felgentreu war durch Alma instruiert. Er dankte lachend mit seinem natürlichen Freimut und sagte, sie müßten zum Zug, sonst kämen sie heute nicht mehr nach Hause. Im übrigen bat er um Almas Rechnung, damit er sie gleich bezahlen könne; das Mädchen habe sowas von Schulden verlauten lassen. Das schien sie nicht gern zu hören, ja, sie weigerte sich geradezu und meinte, daß man das doch noch lange durch die Post machen könne. Er solle ihr bloß seine Adresse geben, so werde sie einmal die Aufstellung bringen. Ohnehin wolle sie ihre Zimmerdame in ihren Verhältnissen besuchen — so schön wie man zusammengelebt habe! Felgentreu erklärte dagegen mit einigem Nachdruck, daß sie keinen Pfennig von ihrem Geld zu sehen bekomme, wenn sie auch nur noch zwei Minuten Umstände mache. Da war sie klug genug, zu begreifen, daß man nicht auf die Fortsetzung des Verkehrs versessen war, und daß Alma ihn bereits regierte, und sie beeilte sich, eine Summe zu nennen, wozu sie ein möglichst harmloses Gesicht machte.

„Neulich war es aber nicht so viel," bemerkte jedoch Alma sofort. „Sie wollen uns wohl noch geschwind hochnehmen?!" Mit einer hausfraulich genauen Bewegung, die in ihrer Neuheit an ihr komisch war und sozusagen noch nicht recht saß, öffnete sie ihr Täschchen und brachte daraus jenen Fetzen Papier zutage, den ihr die Alte damals auf den Teller gelegt hatte. „Es sind zehn Mark weniger, Frau Zille."

„Na ja, na ja!" winkte diese sofort ganz einverstanden, mit einem unschuldigen Lachen. „Wenn Sie die Rechnung ham, warum lassen Sie mir dann lange fragen? Ick kann det doch nich so frei in Koppe ham! — Ick sage Ihn'n," wandte sie sich dann an Felgentreu, der in seiner Brieftasche suchte, „sowat akkurates un properes ha ick noch nich alebt, solange ick vamiete. Un

so eenen einjezogenen Lebenswandel — det jibt et überhaupt nich, Herr —!" Sie hoffte, daß er ihr mit dem Namen einhelfe, aber er schien gar nicht daran zu denken. „Nee, so 'ne Sittsamkeit — det is schon unnatierlich. Uff so 'ne Treie kennen Sie stolz sein!"

„Na, so sehr unnatürlich ist das wohl nicht!" lachte er. „Eine Gottesgabe wie alles andere! Da haben Sie sie wohl ordentlich bei unterstützt?"

„Aba ja doch, Herr —!" Sie hoffte wieder umsonst. „Wie oft ha ick Ihre Photographie mit ihr ansehen missen! So'n scheener Mann! So'n stolzer Mann! 'Aber warum sin Sie ihm d'nn eijentlich fortjeloofen?' Vastehn Sie, Antwort darauf war natierlich nie. Aba nasse Kissen am Morgen un rote Oogen. Nee, diese jungen Damen! Ick muß schon sagen: zu so einem entsagenden Leben wäre ick nie jeeignet jewesen —!"

Er reichte ihr das Geld bei Heller und Pfennig, und sie nahm es seufzend entgegen.

„Dafür, daß Sie meiner Alma soviel Gesellschaft geleistet und ihr geholfen haben, sollen Sie auch ein Bild von uns beiden bekommen," sprach er dann gutmütig. „Und hierfür kaufen Sie sich eine Flasche Wein und trinken sie auf unser Wohl." Er legte ihr noch einen Taler zu; Almas saure Miene bemerkte er nicht. „Mit der Einsamkeit ist's nu aus!" meinte er dann unter einem lächelnden Blick auf seine Liebste. „Ich finde aber, daß sie sich etwas verändert hat," erwog er darauf wie fragend. „Sie nich auch? Halb ist's die alte Alma, und halb ist sie's doch nicht. Na, ick werde Zeit haben, sie wieder kennen zu lernen!"

Diese Schlußwendung benickte und beschrie die Alte wie die höchste Weisheit des Abendlandes mit großem Eifer und in der unbestimmten Hoffnung, daß vielleicht sonst noch etwas für sie abfallen werde, aber Alma schlug

nun plötzlich diese Gemeinheit und aller Schmutz und Lumpenkram hier auf die Nerven, und sie trieb zum Gehen. Halb schämte sie sich, halb war sie wütend, und beim Abschiednehmen sah sie die Alte schon kaum mehr an. Diese schwatzte und knixte, bis das Paar aus der Wohnung war, und sie plapperte immer noch oben über der Treppe, als die beiden sie schon lange nicht mehr hören konnten. Dann rieb sie sich wie erwachend den Rüssel, zog die Stirn in enttäuschte und bekümmerte Falten, und zog sich kopfschüttelnd in ihre Höhle zurück.

XVII.

Das neue Nest war frisch und sonnig. Es hingen hübsche Vorhänge an den Fenstern. Die Küche enthielt, was sich für den Anfang gehörte. Teppiche lagen, wo Teppiche sein mußten. Es fehlte nichts — nicht der Besen hinter der Tür und auch nicht der Uhraufhänger auf dem Nachttisch, aber es fehlte, daß Alma so offen beglückt schien, wie Felgentreu es war, und das war immerhin ein Ausfall. An der Liebe mangelte es nicht; nachdem sie ganz in seinen Armen lebte, war sie auch ganz die Seine geworden, ja, er reizte und beschäftigte sie so mächtig, daß sie die Tage hindurch bloß halb lebte und von nichts wußte, als von Sehnsucht nach ihm. In den Abenden und Nächten mit ihm fand sie vollkommenen Ersatz und mehr für alle ausgestandene Not seinetwegen, aber eine legale Ehe war das nicht, eine richtige Hochzeit hatte nicht stattgefunden, und auch ihre schlimmen Träume Metas wegen vermochte er ihr nicht zu vertreiben. Diese aber entwickelten sich rasch zu einem wahren Leiden, und da sie nie anders litt als ungeberdig, so ging er mit ihr zunächst keiner leichten Zeit entgegen. In ihrer rücksichtslosen Hingabe spürte er manchmal den Schmerz,

der dahinter drängend trieb, und durch ihre Liebesraserei schlug ihm ab und zu eine kleine Lohe Angst entgegen. Das machte ihm viel zu schaffen und legte auch auf sein Glück einen leichten Schatten; es war gerade so viel wie dienlich, um die Landschaft seiner Mannesliebe vielleicht noch geheimnisvoller und sanfter zu machen. Fragen danach brachten nichts ein; sie verleugnete alles. Aber aus gelegentlichen Wendungen oder einem scheuen Verstummen erriet er und begriff; er verehrte alles und legte es ihr als Wert bei. Was er tun konnte, um ihr Selbstgefühl und ihren Glauben an sich durch den seinen zu heben, das tat er. Er brachte ihr Blumen, sprach mit ihr über alles, was ihn beschäftigte, hielt sie in jeder Sache wie seine echte angetraute Ehefrau, doch zu seiner Betrübnis fand er hier schon den ersten jener Fälle, in denen ein Ehegatte dem andern gegenüber aufs Abwarten und Zusehen angewiesen ist, ohne ihm in seinen innern Kämpfen wesentlich helfen zu können. Er war so unbürgerlich und lebte so großherzig und gläubig in der Vorstellung von seiner Gewissensehe mit ihr und der klaren würdigen Trennung von Meta, daß ihm auf diesem Gebiet keine Lebensreste liegenblieben.

Während sich daher Alma körperlich bald von den Kränkungen zu erholen begann, die ihr die Zeit ihres Exils im Osten angetan hatten, behielt ihr Wesen etwas Bedrücktes und Erschrecktes. Die Dunkelheiten in ihrem Blick klärten sich nicht auf. Stunden ihrer Einsamkeit über Tags verbrachte sie grübelnd und manchmal weinend. Unbefangen, wie er war, hatte er Metas Bild auf dem Vertiko aufgestellt. Das hielt sie abwechselnd durch ganze Tageszeiten eifersüchtig fest, während sie zu andern Tagen scheu daran vorbeiging, ohne einen Blick darauf zu werfen. Sie konnte nicht glauben, daß man eine solche Frau dauernd verließ. Sie traute sich nicht

zu, als Metas Nachfolgerin auch nur einen Schein ihrer hohen Eigenschaften zu ersetzen. Sie fürchtete sich vor seinem Schwung und seiner Geistigkeit, litt unwillig an den neuerlichen Anfechtungen ihrer Erziehung, und wenn sie daran dachte, was sie Meta weggenommen hatte und besaß, so erschien ihr ihr Undank gegen die Pflegemutter so schwarz, daß sie sich hassenswert vorkam und längst ihrem Geliebten kleinmütig und zornentbrannt wieder fortgelaufen wäre, wenn nicht der Gedanke an das Kind und ihre im übrigen beginnende geistige Unbeweglichkeit sie daran verhindert hätten. Aber unvermerkt begann sie sich zu zersetzen, wo sie widerstandslos war, und aus Kleinmut und Eifersucht floß ihr manche heimlich kranke Stunde zusammen, von der Emil nichts erfuhr. Auch Klaras warmblütige Gesellschaft — sie nahm die alte Liebe und Verehrung unter den neuen Verhältnissen besinnungslos wieder auf — vermochte sie nicht zu trösten. Vollends als sie deren neue unbegrenzte Verehrung für Felgentreu erkannte, begann sie sich eher vor ihr zu verschließen. Aber eines Abends, als Felgentreu nach Hause kam, fand er sie, was sie bisher ängstlich vermieden hatte, in fassungsloses Schluchzen ganz versunken, und noch lange, nachdem er endlich die Ursache davon erfahren hatte, vermochte sie sich nicht zu beruhigen. Das war auch eine der wenigen Nächte, in denen sie selbst in seinen Armen nicht froh zu werden vermochte. Er fing nun an zu denken, die Gefühlsnot hänge mit ihrem Zustand zusammen, und liebte sie um so mehr. Aber auch auf ihn machten ihre Mitteilungen einen nachhaltigen Eindruck, und viele Tage hindurch ging er mit einer bewegten inneren Anschauung vom Menschlichen und von den Kräften und Trieben darin umher.

Folgenden Hergang hatte es damit gehabt. Alma war dabei, sich einen Kaffee zu kochen, als es klingelte.

Sie dachte, es sei Klara, und da ihre Selbstschwere ihr gerade heute einen etwas leichteren Tag ließ, ging sie wirklich erfreut öffnen. „Einen Augenblick!“ rief sie munter aus der offenen Küche, setzte geschwind die Milch vom Feuer und lief zur Außentür. Zu ihrer Bestürzung stand sie anstatt vor der leichten Figur der Freundin vor Metas ernster Gestalt. Sie war so betroffen und überrumpelt, daß sie ihr zunächst bloß stumm entgegenstarrte, und außer ihrem Herzen und dem Kind darunter, das sich in diesem Augenblick — sie vergaß es nie — zum erstenmal regte, war keine Bewegung an ihr. Meta ließ ihr ein wenig Zeit, sich zu fassen, während sie sie aufmerksam betrachtete. Was sie sah, schien ihr keinen üblen Eindruck zu machen, wenigstens sagte sie schließlich mit einer viel friedlicheren Stimme, als Alma erwartet hatte:

„Willst du mich nicht herein lassen? — Hier draußen können wir uns doch nicht gut besprechen.“

Erschreckt gab Alma die Tür frei, und Meta trat ein. Von ihrer geraden Haltung hatte sie kaum etwas eingebüßt, aber sie schien im ganzen gealtert. Die Linien um ihren Mund waren tiefer. Ihr Blick war einsamer und ferner. An ihren Schläfen bemerkte Alma graue Strähnen, die früher nicht dort gewesen waren. Alles zusammen fiel ihr schwer aufs Herz und würgte ihr so die Kehle, daß sie immer noch keines Wortes mächtig war. Wie betäubt folgte sie der Frau in die Wohnung, und ihre einzige Beruhigung war, alles darin in Ordnung zu wissen. Meta sah sich kaum merklich um, tat einen Blick in die Küche, erfaßte mit einem zweiten die Wohnungseinrichtung, und nahm dann auf dem Stuhl beim Fenster Platz, den ihr Alma blaß und stumm anwies.

„Na, also so haust ihr!“ bemerkte sie darauf noch um einen Schein teilnehmender, und richtete die großen

grauen Augen prüfend wieder auf Alma. „Ist hübsch bei euch. Hast getan, was eines kann in der kurzen Zeit, um es ihm angenehm zu machen. — Wie geht dir das nu so gesundheitlich? Hast dir viel zugemutet. Bist wenig mehr zur Ruhe gekommen seither. Das kann ich mir vorstellen. — Na, dein Wasser kocht. Sieh zu, daß wir bald Kaffee kriegen. Oder hast du nicht im Sinn, mir was vorzusetzen?" fragte sie mit halbem Lächeln. „Da, ich hab dir auch von dem Quittengelee mitgebracht, das du immer so gern gegessen hast." Sie holte ein Glas aus ihrer großen Handtasche. „Konntest ja noch nichts einmachen bis jetzt, und das Gekaufte ist nie, was das Hausgemachte. Na, nu sind ja die Kirschen da; warte auf die Schattenmorellen, die kommen immer zuletzt und geben die beste Marmelade von allen. — Aber lauf jetzt. Dein Wasser dampft wie eine Fabrik. Verbrauchst unnötig Gas."

Alma hatte zuerst eine Bewegung gemacht, als wollte sie den Widerstand aufgebend in sich zusammensinken; dann sah es aus, als wollte sie sich gegen irgend etwas zur Wehr setzen und wüßte es nicht anzufangen. Aber Meta blickte so ruhig und geschäftlich drein und trieb sie so besorgt wegen des Gasverbrauchs nach der Küche, daß sie willenlos das Glas mit dem Quittengelee nahm. Dann strich sie sich noch einmal verwirrt das Haar aus der Stirn, das gar nicht dort befindlich war, und nach einem völlig verständnislosen Blick durch die Stube ging sie ab — immer noch ohne einen Laut von sich gegeben zu haben. Meta blieb allein zurück und dachte. Der erste günstige Eindruck verstärkte sich ihr zusehends. „Ist doch schließlich kein schlechtes Holz an ihr," nickte sie. „Ihrem Leib untertan sind sie heut ja alle, diese Jungen. Und er — nun, läuft seinen Einbildungen nach. Gott helfe ihnen beiden." Ernst und mit einem gesam-

melten Gesichtsausdruck sah sie dann lange vor sich hin, während es in der Küche seltsam still war, so daß sie einmal wie erwartend die Blicke nach der Tür richtete. „Wird noch Wasser zugesetzt haben,“ sagte sie sich dann. „Und vielleicht weint sie schnell ein bißchen voraus.“

Diese Annahme bestätigte sich, als Alma endlich mit dem Geschirr und allem Zubehör wieder erschien, aber Meta tat nicht, als ob sie es bemerkte. Sie fing gleich wieder an von wirtschaftlichen Dingen zu reden, lobte die Hängefalten der Vorhänge, obwohl sie anders waren als bei ihr, fand den Gang der Wanduhr angenehm und fragte, ob Alma alles in dieser Gegend bekomme, was sie brauche. Alma bejahte, und das war ihr erstes Wort. Inzwischen schenkte sie ein und legte vor, wie sie es bei Meta gelernt hatte, und diese verhielt sich ganz als Gast und ließ sich bedienen. Solange das währte, vermied sie auch alles, was zu Ausbrüchen Anlaß geben konnte. Kaffeebesuche behandelte sie ohnehin stets auf eine gewisse behagliche Feierlichkeit hin, und hier lag es ihr obendrein daran, erst eine Grundlage zu schaffen, bevor sie zu bauen anfing. Und bauen wollte sie. Als daher auch der Kaffee von ihr anerkannt und eine glimpfliche Stimmung soweit hergestellt war, wollte sie Almas Nerven nicht länger auf die Folter spannen und rückte mit ihrem Zweck heraus. Die Sonne beschien ihn alsbald freudig durch das offene Fenster.

„Na, und da lebt ihr nu also und seid zufrieden miteinander!“ stellte sie ernsthaft fest. „Mit ihm ist auszukommen, und du hast das Gehörige an Erziehung und Unterweisung empfangen. Weißt, was es auf sich hat mit einem gut geführten Haushalt, daß die eine Hälfte vom Lebensglück daran hängt, und daß er der Anfang der Gottseligkeit ist. Alles hast du gelernt, und was ich sehen kann, machst du soweit deinen Lehrern keine

Schande. — Bloß etwas verstehe ich nicht, Alma. Da begreife ich dich schlecht. Deine Verhältnisse stehen doch im Widerspruch mit der Religion und der bürgerlichen Ordnung. — Ist gut, du bist in eine Zwangslage gekommen, und ein Behelf ist immer besser als eine Verzweiflung. Aber warum geht ihr mich nicht um die reinliche Scheidung an, da die Dinge doch einmal so bei dir stehen? Warum erfahre ich überhaupt nichts von euch? Bin ich so ein Unmensch? Hast du mich als futterneidische alte Vogelscheuche kennen gelernt? — Aber vielleicht fühlt ihr euch so wohl in eurem illegalen Verhältnis, daß ihr kein Bedürfnis habt, mit der christlichen Weltordnung wieder in Übereinstimmung zu kommen? — Laß dich mal darüber vernehmen, Alma. Sprich mal mit mir wie eine Großmacht mit der andern. Bist nun auch eine selbständige Frau und noch mehr dazu, was mir nie beschieden war. Zu ängstlich brauchst du also nicht aufzutreten."

Eine kleine Stille folgte, während deren sich Alma mühsam faßte, um irgendeine Antwort zu geben, die die Frau befriedigen konnte, und befriedigt wollte sie jetzt sein, das kannte sie zur Genüge an ihr.

„Aufzutreten ist da ja wohl nicht viel!" zweifelte sie endlich mit stockender Stimme. „Auch wir — wir sehen ja alles und machen uns das beste daraus —! Manche Nacht hab ich schon nicht geschlafen darüber!" gestand sie dann plötzlich, mit einem dunklen Anflug sich beunruhigend. Widerwillig kam ihr Inhalt nun in Bewegung. „Ich gräme mich und bin ihm keine gute Kameradin. Und er grämt sich dann wegen meiner und wird traurig und unruhig. — Nee, nee, denk das nicht, daß wir nicht fühlten, was für Schuld wir uns aufgeladen haben und was über uns hereingebrochen ist. — Aber was hilft das?" fragte sie stirnrunzelnd und abwehrbereit auf-

blickend. „Wenn ein Verhängnis da ist, so ist es da und muß getragen werden."

Sie verstummte, und Meta schwieg eine Weile überlegend.

„Ohne Liebe werdet ihr euch schwer tun damit!" meinte sie dann bedenklich. „Davon hast du nichts gesagt; ich höre bloß von Verhängnis und so. — Sitzt er dir denn richtig im Blut? Kannst du dazwischen auch mal eine Nacht nicht schlafen vor Liebe? — Na, dann wird sich das andere finden. Brauchst nicht zu erröten, wenn es dir auch gut steht. Brauchst dich dann bloß von ihm führen zu lassen. Hast genug durchgemacht, um nun zu wissen, was Schicksal ist. Auch Weltkinder können nicht bloß ihrem Eigennutz nachdenken, wenn sie glücklich werden wollen. — Na — aber aus einer Unwissenheit mußt du mir heute helfen. Wie kam das an jenem Sonntag? Du wolltest doch erst mit mir zur Kirche. Dann sagtest du, du wolltest zu Frau Lippke. Zu Lippkes bist du aber auch nicht gegangen. Warum? Und warum gingst du dafür nach Hause? Eine abgekartete Sache war es nicht, soviel weiß ich nun schon. Aber was war es sonst?"

„Da — war etwas über mir," grübelte Alma. „Zuerst — da war ich froh, ihm auszukommen, denn er hatte es mir doch angedroht. Dann wollte ich mich vollends vor ihm wieder zu den Lippkes retten. — Nachher wollte ich ihnen nur den letzten Besuch machen. — Schließlich graute mir überhaupt vor ihnen. — Als ich sah, daß ich dir so und so nicht gerecht werden konnte, lief ich verzweifelt nach Hause, weil er dort war. — So fiel ich ihm doch in die Hände, und nun war es geschehen um mich."

Frau Felgentreu nickte.

„Immer dachte ich, daß ich dich womöglich mit diesem

Julius gehetzt hatte. Wollte einem persönlichen Verlust durch einen fremden Verlust vorbeugen. So 'ne Christin war ich. Siehst du, das kannst du dir merken, Alma: ‚Wer das Seine zu halten strebt, der wird es verlieren.' Felgentreu hat es mir noch am gleichen Nachmittag gesagt, als er von der vergeblichen Suche heimgekommen war. An dem Manne ist kein Falsch, er mag sonst tun, was er will. Na. Und nu also die andere Frage. Warum verlangt ihr nicht die Scheidung von mir? Wie erklärst du mir ein solches Benehmen? — Ist er dagegen?"

„Wir haben nie darüber gesprochen," bemerkte Alma ablehnend und heimlich alarmiert. „Wie sollten wir denn? Das konnten wir dir doch nicht zumuten —!"

„Wieso: das konntet ihr mir nicht zumuten? Aber euch in einem unzulässigen Verhältnis sitzen lassen und selber darin sitzen: das konntet ihr mir zumuten? Emil — gut, der denkt nicht dran, dem fällt so was gar nicht ein, der lebt in seiner Phantasie wie in einem Einfamilienhaus. Aber du! — Du sollst doch Mutter werden. Welche Stellung willst du dann mit dem Kind einnehmen? Zu einer Märtyrerin der Liebe hast du schon nicht das Zeug. Du willst doch gut und ansehnlich leben. Na also."

Sie betrachtete sie einige Augenblicke lang wie mißbilligend, und Alma senkte den Kopf.

„Von Felgentreu verwalte ich seine Ersparnisse," fuhr sie darauf in verändertem Ton fort. „Das sind fünfzehntausend Mark mit allen Zinsen. Du weißt, was es damit auf sich hat? Gut. An jenem Sonntag sprachen wir davon, und ich verweigerte die Herausgabe, bis du wieder da seist, und wir uns alle aussprechen könnten. Du kamst wieder — aber nicht zu mir. Und er ist stolz auf seine Freiheit, daß er dem Geld nichts nachfragt

und es mir einfach in den Händen läßt. ,Werde mir schon weiter helfen!' denkt er. Hat einen Schwung immer gehabt. — Nu habt ihr für die Wohnung abzuzahlen auf lange hinaus. Und dann kommen die Kinder. Bei einem wird das nicht bleiben, so Gott will, und mit neuen Ersparnissen wird es seine Wege haben. Da höre nun mich an. Mir liegt daran, deine Zukunft und die deiner Kinder zu sichern. Sein Geld will ich nicht behalten, auch nicht als Verwaltung. Dabei fühlt sich eins nicht gut, wenn die Seele aus dem Haus ist und überall noch die Nachlassenschaft liegt. Ohnehin hängen seine Kleider und Sachen noch bei mir; wenn du mir deine Antwort bringst, kannst du alles mitnehmen, daß ich endlich auch in saubere Verhältnisse komme. — Willst du nun das übernehmen und die Fünfzehntausend dir von ihm als eine Verwaltung ausbitten, die einfach von mir auf dich übergeht, so steht der reinlichen Scheidung kein Hindernis im Wege. Ich werd' ihn verklagen auf Untreue und böswilliges Verlassen, da das Gericht doch seine Formen haben will. Er wird alles zugeben, wird sich weigern, zurückzukehren, und die Sache kommt zum Klappen. Namen werden nicht genannt werden, sonst verbietet euch das Gericht die Ehe. Was das für einen Sinn haben soll, versteh ich nicht, aber es hat vieles keinen Sinn und existiert doch. — So, nu weißt du Bescheid, und nu gehe mit dir zu Rate. Du hast einen Begriff, was Geld und Gut ist und verstehst zu rechnen. Ich rede nicht zu tauben Ohren." Sie erhob sich. „Ich danke für Aufnahme und Bewirtung. Es ist bei dir alles, wie es sich gehört. — Schön, daß hier die Sonne auch so reinscheint. Darauf sieht er. Er ist eigentlich ein Südländer. Im November, und dann, wenn es kalt wird, hat er immer ein paar totunglückliche Tage, bis er sich umgewöhnt hat." Draußen kam' sie noch einmal auf die Ersparnisse

zurück. „Es wird dir vielleicht nicht ganz leicht fallen, ihm das vorzuschlagen, aber er ist nun dein Mann. Und ich kann dich damit prüfen, was du über ihn für Einfluß hast. Eine Ehe ist kein Spiel, und doch in gewissen Dingen ist sie feiner, als das feinste Spiel. — Na, Gott mit dir, Alma. Ich ziehe mich nun aufs Altenteil zurück. Mach mich glücklich zur Großmutter, hast du gehört? Auf Wiedersehn!“

Alma vermochte wieder zu allem kein Wort hervorzubringen, und Meta verlangte auch keins. Blaß und stumm, wie sie die ernstblickende Frau empfangen hatte, entließ sie sie. Meta stieg langsam als der gealterte Mensch, zu dem die letzten Monate sie gemacht hatten, die Treppe hinunter, und Alma kehrte in einem allgemeinen Zustand von Geschlagenheit und Schrecken in die Wohnung zurück.

Felgentreu war, wie sich nun zeigte, auf irgendeinen Akt der Großartigkeit von Meta im stillen vorbereitet gewesen. Dagegen begriff er diesmal die Wirkung auf Alma nicht völlig, da sie ihm die Bedingung Metas verschwieg, daß sie an deren Stelle Verwalterin des Geldes werden sollte. Um diese Sache lag ihr der ganze Schauer von Scheu und leidender Ehrfurcht, den sie zur Zeit noch vor Felgentreu empfand. Da sie jedoch, wie auch Meta richtig betonte, eine klare Rechnerin war, so geriet sie dadurch in einen neuen Widerspruch mit sich selber, der scharfe Ätzungen aussonderte. Zudem sah sie schon in der zweiten Stunde, wie viel schwerer es mit jeder wurde, mit der Bedingung nachträglich noch herauszurücken, und so wiederholte sich ihr der Fall, daß sie gerade im Rechnerischen des Lebens versagte. Außerdem fühlte sie von diesem Tag an jene geheimnisvolle Macht über ihrem Dasein, die sie unwiderstehlich mit jedem Schritt tiefer in eine vorhandene sittliche Verwicklung hineinführte.

Diese Verwicklung war nicht von Anfang in ihrem Leben gewesen. Sie war hineingetragen, oder Alma war dareingetreten wie in eine Schlinge, doch bestand sie bloß für sie allein. Felgentreu ging verantwortungslos und frei durch seine Tage, aber auf sie wälzte sich wie ein Gewitter drohend und heilig von Metas Bergen her die Verantwortung herein und griff ihr bereits nach der Freiheit, ob sie es leiden wollte oder nicht. Höher und mahnender wuchs ihr die früher so verehrte und jetzt so gefürchtete Gestalt über dem Leben auf, und bereits begann sie abwehrend zu ahnen, was das für eine Erbschaft in Wirklichkeit war, die sie von Meta an sich gebracht hatte.

„Sieh mal, ein Charakter war sie immer!" erwog indessen Felgentreu, gedankenvoll auf und ab gehend. „Damit muß bei ihr jeder rechnen. Ob ihm das zum Leben dient, das ist dann wieder eine andere Frage. Sie hat ihr Leben für sich, und ab und zu trifft es sich, daß sie mit den andern een Stückchen Wegs jemeinsam jeht oder ihn mit einem ernsthaften ‚Juten Morjen!' kreuzt. Was hast du ihr aber eijentlich geantwortet, Almaken? Hm?"

„Nichts!" sagte sie düster. „Kein Wort hab ich herausgebracht. Was sollte ich dazu sagen?"

Er nickte.

„Ick will dir wat sagen, Almaken: diese Sache mit der Scheidung lege ick in deine Hand," erklärte er dann. „Ick bin ein Mann und frage dem janzen Kram nischt nach. Na, über Tags bin ick in der Fabrik, und abends wagt sich keiner mir an die Pelle. Aber du bist eine Frau und kommst mit andern Frauen zusammen. Da wird jeschwatzt, und sie lassen dir da wat merken und dort wat fühlen. Willst du Jebrauch machen, so sag es. Kinder sind wir nich mehr. Was du tust, wird jut sein."

Künftig fing er an, mehr mit ihr auszugehen, um ihr Zerstreuung zu verschaffen. Übereinstimmend entdeckten beide an sich einen frischen scharfen Zug nach Unternehmung und Bewegung, und kein Sonntag litt sie mehr zu Hause. Wege ihrer Jugend wieder aufsuchend, leitete sie ihn zu alten Gewohnheiten zurück. Heute fuhren sie nach Grünau, in acht Tagen nach Johannisthal auf den Flugplatz, dann nach Chorin, wo die alte märkische Klosterruine Vergangenheit spinnt, nach Nauen, um die neue Antenne zu sehen, darauf nach Wannsee, um sich über den ‚Betrieb' im Familienbad zu amüsieren, einmal machten sie eine Wasserfahrt im großen Rudel die Spree hinunter, und damit waren wieder fast zwei Monate ins Land gegangen, ohne daß sich bei Alma viel geändert hätte. Den Anschluß an die Jugend fand sie nicht, und den an ihre Gegenwart scheute sie. Manchmal lachte sie und schien harmlos froh, dann ging ein Schatten durch ihre Augen, und sie wurde still, oder sie war traurig gewesen, raffte sich auf und warf sich Hals über Kopf in einen „Jux", und das Ganze endete mit einer ungebärdigen Ausschreitung in seinen Armen. Am achten Sonntag traf morgens ein Brief von Meta an Alma ein, der folgenden Wortlaut hatte:

„Liebe Alma! Es sind nun wieder zwei Monate her, daß ich Dich besuchte. Auf eine längere Wartezeit hatte ich mich eigentlich nicht eingerichtet. Es scheint, daß Du Dich nicht entschließen kannst. Das Gegenteil hätte mir wohl zu schaffen gemacht, und ich hätte mich für die Zukunft vorgesehn. Ich schreibe Dir das also gut und halte es für besser, als wenn Du große Zeichen von Politik und Rechenkunst von Dir gegeben und ihn untergekriegt hättest. Insofern will ich Dir eine neue Ansicht machen. Gestern habe ich gegen Emil die Scheidungsklage eingereicht, abgesehen von allem andern

Drum und Dran, das ich anderweitig ordnen werde. Und zwar, da ihr unüberwindliche Widerstände zu mir habt, die Gott anheimgestellt seien, und ihr darauf haltet, für euch zu sein, so muß ich auch mich behaupten. Seid glücklich und kommt vorwärts in Ehren. Du kennst meine Gefühle, und es vergehen wenig Tage, an denen ich nicht für euch bete. Mein Rechtsanwalt sagt, daß der Vertrag über das Ersparte Gültigkeit behält, es sei denn, daß Felgentreu ihn zivilrechtlich einklagt. Das warte ich ab. Im übrigen habe ich mein Testament dahin geändert, daß ihr ausgesetzt seid, und die Generalerbschaft eure Kinder zu gleichen Teilen antreten. Habt einen guten Sonntag. Und wenn ihr von mir redet, so vergeßt nicht, daß nach diesem Leben sich alle Trübungen der Erde lichten werden. Ich bin umgezogen. Emils Sachen habe ich an ihn aufgegeben. Gott mit uns allen. Er wird abwaschen alle Tränen von unsern Augen. Amen. Wie immer eure Meta!"

Da Felgentreu zugegen war, konnte sie ihm diesen Brief nicht unterschlagen. Er las und stand dann eine Weile betroffen und denkend, während sie scharf bewegt den sonntäglichen Frühstückstisch fertig deckte. Sie hatte dazu für Brötchen und Honig gesorgt, und er für geräucherten Lachs; ganz allmählich gab er einem gewissen Hang zum Luxus nach, den ihm Meta solange eingedämmt hatte. Neben dem Lachs lag etwas feiner holländischer Käse da, und der Sonntagskaffee war von einer besseren Sorte, die sonst bloß reiche Leute tranken. Auf dem Bufett wartete ein guter Kognak. Für das zweite Frühstück hatte er gehacktes rohes Fleisch mit Salz, Pfeffer und Zwiebeln und ein Gläschen Südwein im Sinn. Auch das Mittagessen war von ihm besorgt; es sollte ein fettes goldgelbes Huhn gebraten geben, dazu sehr schöne weiße Salzkartoffeln und Salat — als guter

Preuße war er ein Liebhaber von Kartoffeln in jeder Form, nur nicht in der französischen gerösteten, die man pommes frites nennt — und nachher einen Schokoladepudding mit Vanillesoße. Auch zum Mittagessen wollte er Wein haben und zwar für heute einen leichten fränkischen. Auf den Nachmittag war Klara zum Kaffee angesagt, und hatte Alma schon einen Kuchen bereit. Man lebte also nicht schlecht in dem jungen Ehestand. Gegen ihre eigene Erwartung machte Alma die ganze ‚Verschwendung' in einer geheimen Leidenschaft mit; gespart hatten sie noch nichts miteinander.

„Nun sieh mal an!" sagte Felgentreu großäugig. „Hast dich mit einem Geheimnis beladen. Wolltest mich nicht bevormunden! Bist auch kein kleines Seelchen! Ihr Frauen! Ihr Frauen! — Aber das mußt du sagen: ick hab dich eher erkannt als Meta. Weißt du was? Nun ziehst du morjen dein Ausgehkleid an und machst ihr deinen Gegenbesuch. Bist nu eine freie Frau, die nich nach Geld und Gut fragt! So kannst du jeder Fürstin unter die Augen treten! Und der Gang wird uns allen die Seele freimachen."

Aber sie schüttelte den Kopf. Ihr wurde gar nichts frei, und sie erkannte auch keine Aussicht dazu. Die Verwaltung über 15 000 Mark war ihr in ungreifbare Ferne gerückt — durch ihre Schuld, wie sie sich sagte —, und darüber konnte sie nichts fühlen, als eine gegen sich selber erbitterte Trauer.

„Nein, nein!" sagte sie hastig und mit geheimer Not. „Laß das man. Das — muß jetzt schon geschieden bleiben." Und wie bittend setzte sie hinzu: „Ich kann nicht! Zwinge mich nicht! Sonst was du willst!"

Aufflackernd brannte ihr wieder die Gewissenspein aus den Augen, und darunter glühte trübe das hilflose Leiden der Eifersucht angesichts der großen Schätzung,

die er so selbstverständlich nach wie vor für seine „richtige Frau“, die ihr Meta vorläufig blieb, an den Tag legte. Er erkannte ihre Verwicklung und stand von seiner Idee ab.

„Dann — hat freilich auch der Zwang keinen Zweck!“ gab er ein bißchen enttäuscht zu. „Die Freiheit ist die Mutter alles Guten. — In dem Fall werd ick ihr selber schreiben. Sieh mal, immerhin ist sie einsam und hat uns nichts zuleide jetan. Der menschliche Tribut, den sie verdient, der soll ihr von uns nich fehlen.“ Dazu schwieg sie düster, und er begann im weiteren von der Zukunft zu plaudern. „Da wird wohl im Hochsommer die Trauung sein!“ erwog er mit einem lächelnden Blick ohne Harm und Gewissensnöte. „Du, da nehm ick mir aber zwei Tage Urlaub — Freitag und Sonnabend —, damit wir drei Festtage hintereinander kriegen. Immer muß da ein Lichtblick einfallen in den Verlauf des Lebens. An dem Weg des Jahres muß wie bei den Katholiken an der Landstraße bei jeder Kreuzung eine Kapelle stehen, wo eine Erinnerung winkt und ein Strauß niederjelegt wird. — Gott behüte dich, meine Seele, und erhalte uns lange beieinander. Nu kannst du erleichtert in die Zukunft sehen!“

Sie fror wieder innerlich, aber sie tat ihm den Gefallen, erleichtert auszusehen, ja über dem Kaffee kam sie so ins Treiben und Schwatzen, daß Emil sie einmal mit einem verwunderten Blick prüfte. Es brach in ihr plötzlich irgend etwas oberflächlich Lautes durch, das ihm flüchtig Aufsehen verursachte. Auf einen Moment schien sie ein junges Weib wie alle andern jungen Weiber ihrer Klasse, aber bevor Emil sie in diesem Licht sah, fiel wieder — im Anblick seiner immer noch ungewohnten größern Höhe des Lebens und der Liebe — jene Scheu über sie, die sie in seinen Augen ‚anders‘ machte und heraushob, weil sie die frischfreie Abwicklung

ihrer Triebhaftigkeit hemmte. Etwas später saß sie schüchtern auf seinem Schoß und ließ sich füttern und tränken. Mittags ermunterte sie sich dagegen wieder an seiner Genußfähigkeit so zum Essen und Trinken, daß sie miteinander beinahe das ganze Huhn aufarbeiteten, und sie sich nebenher ein bißchen beschwipste. An seiner Seite schlief sie darauf wie ein Kind geborgen bis zum Nachmittagskaffee. Endlich empfing sie Klara mit roten Wangen und beinahe mit dem alten feuchten Blitzen in den Augen.

Klara sah ein bißchen müde und sehnsüchtig aus. Die Freundin umarmte und küßte sie mit der alten liebevollen Bewunderung, und nach deren Befinden erkundigte sie sich viel anteilnehmender, als Alma heute für nötig fand; sie antwortete etwas leichthin und ein wenig abfertigend: „Was du immer an einem rumzufragen hast! Bin ich ein Spitalpferd?" so daß Felgentreu aus dem Schlafzimmer rufend für Klara eintrat: „Na, na, Almaken, sei mal gnädig zu meiner kleinen Freundin. So lange hat sich niemand um dich kümmern können, das müssen wir doch nachholen!" Aber das zurückgedämmte Hochgefühl ihrer Kräfte mußte sich betätigen; gegenüber der verwaisten und weniger gutgestellten Freundin gab es für sie ohnehin wenig Hemmungen, und ihren gesunden Kräfteüberschuß hatte diese je und je zu spüren bekommen; daran war Klara gewöhnt. Ohne übelgenommen zu haben, lobte sie wieder die Wohnung und Almas Geschmack und Geschick, und als dann Felgentreu erschien, lief sie ihm in ehrlicher Begeisterung entgegen; beinahe fiel sie ihm um den Hals. Verlegen wandte sie sich dann zwar gleich der Freundin zu; die deckte etwas stirnrunzelnd den Kaffeetisch fertig. Klaras Schwäche für Felgentreu war zwischen den Liebesleuten kein schweigendes Geheimnis mehr; sie gehörte zu Almas Repertoire.

„Na, wie steht denn das nu zu Hause, Klärchen?“ fragte darauf Felgentreu. „Deinen Vater hab ick weiß Gott wie lange nich mehr jesprochen und kaum jesehen. Er weicht mir aus und will nischt mehr mit mir zu tun haben. — Weißt du vielleicht,“ fragte er dann lächelnd, „womit ick dem ollen Mann anjenehm sein kann?“

Klara besann sich gehorsam, aber es fiel ihr nichts ein. Übrigens gab sie keinen fröhlichen Bericht. Seit dem Tod der Mutter war kaum mehr etwas Gutes passiert in der Familie. Der Alte hatte aufgehört zu orakeln und angefangen zu trinken. Ständig trug er eine Pulle Kornschnaps mit sich herum, wenn er ausging, und zu Hause mußte stets eine Flasche für ihn stehen. Wenn sie einmal leer wurde und Klara aus Politik eine neue Füllung zu beschaffen unterließ oder es über andern Geschäften wirklich vergaß, so regte er sich furchtbar darüber auf. Tagelang lief er stumm und brütend im Wohnzimmer hin und her. Es kamen Klagen von unten, daß die Lampe ständig klirre und Gips von der Decke falle; er hörte nicht hin. Klara war bloß da, um Dienste zu verrichten, sonst sprach er sie niemals an. Julius, an den er von Zeit zu Zeit ein Wort zu richten versuchte, verachtete ihn weiter und antwortete nicht, oder duckte ihn mit einer Bemerkung. Schon an diesen Zerfall zwischen Vater und Sohn dachte Klara mit Gram, aber noch schrecklicher war ihr der Umstand, daß Julius dabei heimlich an den Schnaps des Alten ging. Ihr krampfte sich jedesmal das Herz zusammen, wenn sie es merkte, und Julius schlich dann an ihr vorbei wie ein Verbrecher. Warum er sich nicht selber Getränk zulegte, wenn er schon soweit war, vermochte sie sich nicht zu erklären, oder sie wollte es nicht. Neuerlich hatte er sich auch mit dem Tabak eingelassen, obwohl er ihm früher fürchterlich gewesen war. Die Arbeit vernachlässigte er. Oft

saß er abends lange regungslos in seinem Zimmer und rührte nichts an. Wie es schien, kamen Beschwerden von seiner „Gesellschaft", weil die Arbeit nicht mehr rückte und wohl auch sonst nicht den Erwartungen entsprach. Das ließ ihn kalt. Auch in der Apotheke schien es nicht mehr zu gehen wie früher. Die Stellung hatte ihm an Wichtigkeit verloren, und er war lange nicht mehr so stolz darauf. Außerdem schien es, daß die Herren sich über ihn lustig machten und ihn für ihre Eulenspiegeleien mißbrauchten. Auch er sprach kaum mehr ein Wort, und selbst Ausbrüche von Gereiztheit kamen bei ihm kaum mehr vor. Es war ihm ganz gleichgültig, was um ihn her geschah. Bloß wenn Klara ihn zu irgend etwas bringen wollte, zu einem Ausflug oder einem Spiel, wies er sie ungeduldig ab. Beide Männer sahen neuerlich verkommen aus, vernachlässigten ihren Anzug und sogar das Essen, und seit Pfingsten war keiner mehr aus den Werktagskleidern herausgekommen. So klang es glaubhaft, wenn Klara erklärte, daß ihre Gänge zu Felgentreus ihre einzige Freude im Leben seien, aber wenn der Alte dahinterkomme, sagte sie, oder es ihm einfalle, es zu merken, so werde es auch damit zu Ende gehen. Heute habe er so lauernde Augen gemacht, als sie die Wohnung verließ.

Felgentreu suchte sie brüderlich zu trösten und legte es vor allem darauf an, sie auf andere Gedanken zu bringen. Hauptsächlich fand er, es sei jetzt Zeit, daß „er sie verführe", und nachdem sie sich so lange dagegen gesträubt hatte, ließ sie sich von ihm die erste Zigarette kommandieren. Das gab viel zu reden und zu lachen, und das Thema von der Verführung erhielt noch verschiedene Ausdeutungen. Nachher saß sie mit ihrer Zigarette sehr beschäftigt neben Alma auf dem Sofa, während Felgentreu auf dem Teppich hin und her ging und ora-

kelte. Ihm war auf einmal aufgefallen, daß Alma sich schweigend verhielt, und als er sie näher ins Auge faßte, bemerkte er mit Besorgnis eine Verstimmung, die Klaras Berichte in ihr hervorgerufen hatten. Obwohl er nun mit großer Kunst Altes und Neues durcheinander bunt vorbrachte und Klara in einen regelrechten Zustand des Entzückens versetzte, gelang es ihm doch nicht, Alma wieder zu erheitern. Sie blieb stumm und in sich gekehrt. Ihr war, als ob die Hand des Verhängnisses von der andern Seite nach ihr griffe. Auch hier erhob sich plötzlich eine Verantwortung, aber sie war entschlossen, sie nicht anzuerkennen. Zum erstenmal empfand sie etwas wie Groll gegen diese Lippkeleute, die sie nicht zur Ruhe kommen ließen. Mahnend, als ob er etwas an ihr zu rächen hätte, erschien ihr der Schatten der Toten, und sie überlief ein einsamer Schauer in allem Geplauder und Gelächter um sie her. Inzwischen hielt nämlich Felgentreu Klara im letzten Moment davon ab, sich zur Kurzweil und aus lauter Wohlbefinden mit ihrer Zigarette ein Loch ins Kleid zu brennen. Ferner bestellte er sie vornweg, um dies gleich zu erledigen, als Trauzeugin für die Hochzeit und als Patin für die Taufe mit der Freiheit, daß unter Umständen die Reihenfolge auch umgekehrt verlaufen dürfe. Daraus ließen sich wieder allerlei Scherze entwickeln. Für alles leidenschaftlich eingenommen und ganz getröstet und so freudig bewegt, als ob diese guten Aussichten sie selber angingen, lief sie endlich in höchster Eile davon, um dem Vater das Abendessen zu rüsten.

Nachher versuchte Felgentreu über die Neuigkeiten eine richtige eheliche Aussprache herbeizuführen, um Alma sich frei reden zu lassen, aber sie wich aus und leistete schließlich stummen Widerstand, saß finster mit Gespenstern in den Augen und rastlos denkend in der sinken-

den Sonne und hörte nur mit halbem Ohr, was er sagte. Er zog in Aussicht, den Alten die nächsten Tage einmal zu stellen, erwog auch, am kommenden Sonntag vormittag einfach in der Wohnung aufzutreten, um mit allen freimütig zu reden, und besprach gerade die wundertätige Wirkung eines durchgreifenden Entschlusses unter gewissen Umständen, als plötzlich Alma aufstand und auszugehen verlangte. Die Vernunft dieses Vorschlages sah er sofort ein und war dafür. Sie zog ihre neuen gelben Knopfstiefel an, und er sah ihr dabei andächtig zu, da sie nicht ‚von schlechten Eltern war', wie er immer wieder gern feststellte, und sie zu den Frauen gehörte, die beim Schuhanziehen reichlich sehen lassen. Schon wieder etwas auf den Abend entzündet, nahm er Hut und Stock — nicht den mit dem silbernen Griff, der bei Meta geblieben war, sondern einen neuen gelben mit runder Krücke, wie sie gerade Mode waren — und sie setzte der gleichen Aussicht entgegentreibend ihren hübschen roten Hut auf — auch ihre Mädchensachen hingen noch bei Meta im Schrank —, nahm den Sonnenschirm — Emil hatte schon ihren Staubmantel für die Abendkühle überm Arm —, und hing sich auf der Treppe bei ihm ein.

Der Abend war warm, wenn auch nicht klar; der Wetterbericht hatte Neigung zu Gewitterbildung angesagt und Recht behalten, aber es blieb vorläufig bei der Neigung. Felgentreu schien heute einen seiner großen Tage zu haben, und er sperrte sich nicht weiter dagegen. Kaum stand er mit einem Fuß im Zoologischen Garten und sah die Elefanten, so fing er schon an ein Weltbild aufzubauen.

„Diese Elefanten — sieh mal: weißt du, wem die jleichen?" hob er großäugig an. Und als sie an seinem

Arm etwas uninteressiert verneinte, denn sie war wieder nur mit seiner Männlichkeit und seinem Interesse für sie beschäftigt, sagte er nachdenklich: „Dem deutschen Volk. Paß mal auf. Der Elefant ist jroß und ansehnlich. Er ist klug und verträglich. Ist ein Dickhäuter und zugleich von empfindlichem Jemüt. Hat Phantasien. Steht auf so jewaltijen Beinen und hat doch so einen weichen vorsichtijen Schritt. Kannst ihn jleich in Aufregung versetzen, aber dann trampelt er alles nieder. Streckt seinen Rüssel nach sämtlichen Himmelsgegenden. Ist der stärkste und seelenvollste Organismus, und man erlegt ihn in Jruben und mit Elefantenmunition. — Mich macht det jroße treuherzije Tier hinter den Eisenstangen immer schwermütig."

Auch über die Meerschweinchenstadt hatte er vielerlei zu sagen. Es gab ihm sehr zu denken, daß sie die schönen Tore und Zäune gar nicht respektierten, die man ihnen gemacht hatte; anstatt durch die kunstreich angelegten Gassen liefen sie einfach ihrer Nase nach sogar über ihre Häuser weg, und er entrüstete sich ein wenig. „Sie brauchen es eben nich!" meinte er dann achselzuckend. „Sie haben einen andern Jeist. Mußt sie laufen lassen oder die Zäune höher machen. Aber dann schaffen sie sich unten durch. Nischt zu wollen."

Im weitern sprach er von den Charakteren, welche die Tiere darstellten, und die ihn in ihren Äußerungen sehr bewegten. „Was meinst du, Almaken?" fragte er: „Werden die Tiere eine Vorstellung von sich haben? Sieh mal, da sind die Ziegen, die sind neugierig und unabhängig, ein kluges Volk. Auch die Affen sind neugierig und unabhängig, und vielleicht sind sie noch klüger, aber da ist alles wieder janz anders, schofler, jemeiner, niederträchtijer. Jleich merkst du, daß es menschelt. — Hörst du die Rehe schreien? Eine fremde Macht schreit aus

ihnen, die du nich kennst. Da ist tiefstes Heidentum. — Und dann paß mal auf: da sind exotische Tiere und festländische. Affen, Tiger, Löwen, Krokodile, Panther — na und so weiter: das lebt alles am Rand der jroßen Ozeane. Ein jrausames, freches, räuberisches Jesindel. Nu nimm das Rind, das Kamel, die Zweihufer und Wiederkäuer, auch den Elefanten: das sind Tiere vom Festland; die haben etwas Schwermütijes und Hilfloses. Es scheint, daß das Leben auf dem Kontinent melancholisch und phantastisch macht."

Der Turm brachte ihn auf die Idee, hinaufzusteigen und einmal Berlin in der Abendsonne zu sehen. Alma stimmte zu, und sie erklommen die eiserne Wendeltreppe. Droben eröffnete sich ihnen ein großer Umblick. Unabsehbar breitete sich rings die Stadt aus; ihre Grenzen gingen ohne Umrisse im dunstigen Horizont unter, so daß es schien, als dehnte sie sich endlos über Ströme und Länder fort. Im goldenen Abenddunst loderten überall Türme und Schlote. Dächer glänzten reihenweise hin; dazwischen lagen und brauten unbestimmt Abgründe von Dunkelheit, drohten Klüfte von Schwermut und dehnten sich Wüsten von Verlassenheit, wie sie nur eine nördliche Weltstadt kennt. Hier lag massig und nahe mit ihren fünf Türmen die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche; der höchste von ihnen schnitt die im fernen Abendgold verdämmernde Horizontlinie der Weltstadt. Eben begann von ihm das Geläute einer Glocke zum Abendgottesdienst, während zu seinen Füßen sich das sonntägliche Treiben heimkehrender Spaziergänger und eben herausgekrochener Abendbummler abspielte.

Felgentreu wurde ganz still im Schauen und Hören, und das wollte heute etwas bei ihm bedeuten. Nur einmal sagte er plötzlich: „Weißt du, Almaken, hier eine Wurzel zu haben — das ist auch nich ohne. Da steckt

schon was drin in diesem jewaltijen Tiefbau von Häusern und Straßen. Ick möchte nich wo anders leben, und wenn ick Kaiser der Schweiz werden sollte. Auch nich als Kaiser von Indien."

Etwas müde von allen Eindrücken verlangte Alma darauf auszuruhen, und Felgentreu führte sie nach der Restauration. Sie kamen an stillen Seen vorbei, in welche Weiden hingen und worauf fremdländische Enten und Schwäne schwammen. Über andere führten leichtgeschwungene Brücken. Wieder welche waren ganz mit den Blättern der Seerose bedeckt, aber die Zeit der Blüte war schon vorbei; Alma bedauerte es betrübt. Die zunehmende Stärke der Militärmusik zeigte endlich an, daß man in der Nähe des Restaurants angekommen war. Sie nahmen draußen am Wasser Platz. In ihrer Nähe am Ufer standen zwei Flamingos ruhig und schienen davon erfüllt, sich selber zu lieben. Emil bemühte sich erfolgreich um Bedienung, bestellte Schweinefleisch in Sülze und für Alma nach ihrem Wunsch Butterbrot mit Schinken, und inzwischen ließ er sich mit einem großen Glas voll bayrischen Bieres ein. Die Militärkapelle setzte neu an und spielte aus dem Lohengrin. Felgentreu hörte bloß, daß es Wagner war, und empfand Befriedigung darüber. Er war stolz auf Wagner und konnte ihn wie die meisten Deutschen zu jedem Gericht als eine Art von musikalischem Senf dick aufgestrichen genießen. Dazu brüllten die Löwen im Raubtierhaus, und ab und zu drang ein Gekreisch von den Wasservögeln herüber. Es war warm, ohne drückend zu sein. Am Himmel segelten die letzten noch im Nachschein des Tages glühenden Wolken nach Osten. Hier im Garten brannten schon überall die elektrischen Lampen. Falter spielten darum. Fledermäuse huschten in zackigen Flügen vorbei. An hunderten von Tischen saßen die Berliner Bürger mit ihren

Familien oder Verhältnissen und horchten genau so andächtig auf die Musik wie Felgentreu.

Dieser fühlte sich fraglos befriedigt. Er war fest davon überzeugt, daß man, was geselliges Leben anging, nachgerade gut und gern mit Paris, London oder New York konkurrieren könne, und ein gesundes, wohl zu leidendes Gefühl der Genugtuung als Großstädter und Berliner erfüllte ihn. Dazu war es ihm wieder einmal gelungen, seine schwermütige schöne Liebste über den Abgrund wegzuheben. Sie hatte wieder gelacht und geplaudert, sich an ihn geschmiegt und verliebte Blicke ihm zugeworfen, und neuerlich überhaupt nahm sie, wie ihm schien, schon etwas mutigeren Anteil an seinem innern Leben. Dazu kam diese tönende pathetische Musik, die auf ihn wirkte wie ein narkotisches Mittel und seinen Blutlauf beschleunigte, so daß er rückhaltlos sein Leben bejahte und sich noch viele solcher Tage wünschte. Aber als er sich mit leicht verschwommenem Blick vor Liebe und Glücksgefühl wieder nach seiner Liebsten umsah, fand er sie still, doch aller Fassung beraubt, vor sich hinunterweinend, während ein rauhes, ganz unmusikalisches Seelenweh ihren Körper sichtbar schüttelte. „Nanu, Almaken!" machte er betreten und griff nach ihrer Hand. „Wat is dir denn?" Aber sie konnte ihm nicht sagen, daß sie auf einer Seite Gespenster sah und sich auf der andern von einem seligen Geist, wozu ihr Meta bereits geworden war, bedroht fühlte. Sie entzog ihm sogar die Hand und wandte das Gesicht von ihm ab, und wer die beiden nicht kannte, der dachte nichts anderes, als daß sie einen Zwist hätten. Erst als die Musik schwieg, faßte sie sich wieder etwas, zumal man sich in einem öffentlichen Lokal befand. Sie schnaubte sich umständlich die Nase und trocknete die Augen, aber Felgentreus Vorschlag, nach Hause zu gehen, lehnte sie beinahe heftig ab, da-



gegen stimmte sie ihm zu, noch zu irgendeiner andern Sache zu fahren. „Da ist dir wohl die Musik zu aufregend jewesen!“ vermutete er mit einem grübelnden Blick, dem sie auswich, und schlug das Kino vor, aber das war ihr nicht genug Würze, und so fuhr er mit ihr in die Stadt.

Im Rückschlag ihres Nervenzustandes wurde sie nun eher laut und übertriebsam, und in der Art, wie sie sich in der Untergrundbahn erneut an den stattlichen Mann hing und in ihrer gemeinsamen Liebe Zuflucht suchte, war beinahe ebensoviel Schaustellung wie echtes Anlehnungsbedürfnis. Er ging auf das meiste ein, hegte und trug sie wie ein Kind und schuf ihr umsichtig Ursachen, ihr unbezwingliches und nun schon etwas hysterisches Lachbedürfnis zu befriedigen. Er führte sie in den Admiralspalast, wo es winterliche Feennächte und Schlittschuhfeste auf einer künstlichen Eisbahn gab, und wieder überraschte er sie mit Finsternissen in den Augen, wenn sie sie auch errötend hinwegzulachen strebte. In einer Art von Verzweiflung hob er auch diesen Verbleib auf. Er sah, daß es nun eine ganz konkurrenzlose Sensation sein mußte, und so fuhr er mit ihr, wie sie standen und gingen, ins sogenannte „Palais de danse“, obwohl der Berliner eigentlich bloß am Sonnabend und keineswegs in der Nacht auf den Montag solche „Flenze“ zu machen pflegt, niemals aber mit einer Frau oder Geliebten im mütterlichen Zustand.

Er verrechnete sich jedoch nicht mit dem Erfolg. Voller Interesse beobachtete sie die teuren Kokotten bei ihren Schiebetänzen und andern niggerhaften, aus Amerika eingeführten Leibesübungen, bewunderte ihre Toiletten und auch die Körperteile, die nicht durch Toiletten bedeckt waren, ihre Frisuren und Hüte, ihre Taillen und Schuhe, und belebte sich wieder an dem verliebten Duft und

Glanz, den hier alles ausströmte. Der Sekt, den Felgentreu stilgerecht bringen ließ, ging ihr ins Blut wie balsamisches Feuer. Die Herren, die gelegentlich nach ihr sahen, die Damen, die nach ihm blickten, die Seide, der Puder, die Fräcke, die Schminke, die girrende Musik, das gedämpfte Licht: alles verführte sie, befriedigte ihre Sensationssucht und erregte ihre Sinne. Im Automobil brachte er sie endlich gestillt und hingebend wie eine echte Geliebte nach Hause, als ob es das erstemal wäre, und den Tag beschloß sie zum Ende scharf aufglühend in seinen Armen, um dann plötzlich in Schlaf zu fallen. An seinem Herzen schlief sie wie eine Tote bis zum Morgen und auch noch — er wußte nicht wie weit — in den Tag hinein, denn inzwischen schlich er sich aus dem Bett, ohne ein Auge geschlossen zu haben, zog sich leise an, machte sich in der Küche den Kaffee und ging still und etwas übernächtig nach der Arbeit. Von allem hatte sie nichts gehört.

XVIII.

Am nächsten Monatsersten, als der alte Lippke von der Wache nach Hause kam, fiel ihm auf, daß der Hut seines Sohnes noch draußen am Nagel hing; um diese Zeit war Julius sonst schon nach der Apotheke unterwegs. Der Alte dachte, er werde sich verschlafen haben, klopfte für alle Fälle an seine Tür und rief ihm die Zeit zu. Als er jedoch auch nicht zum Kaffee erschien, wurde der Alte besorgt und schickte Klara hin; diese kam nach einigem Parlamentieren mit dem Bescheid zurück, daß er nicht wohl sei. Das gab ihm zu denken, und er ließ nicht nach mit Schicken und Bohren und ging endlich selber zu Julius, bis er die Telephonnummer der Apotheke wußte, damit Klara ihn ordnungsmäßig entschuldigen konnte. Klara hatte den Eindruck, daß man sich am

Telephon etwas wundere, aber sie sagte nichts davon. Wenig später stand Julius auf und trank Kaffee, und es war weder zu sehen noch durch Fragen herauszubekommen, wo es ihm eigentlich fehlte. Den Tag über schlurfte oder saß er untätig herum, rauchte Zigarren, ging dem Alten an seinen Kornbranntwein, und leicht angetrunken legte er sich abends ins Bett.

Am nächsten Morgen war es die gleiche Sache mit ihm. Wieder mußte Klara telephonieren gehen, und wieder schien es ihr, als ob denen dort die Sache merkwürdig vorkäme. Am vierten Tage wurde es den Herren in der Apotheke aber offenbar zu langweilig, und man sagte Klara, daß sie sich die weitere Mühe sparen möchte, da Herr Lippke ja entlassen sei; man habe ihm ordnungsmäßig am vorletzten Ersten zum letztvergangenen gekündigt. Der Alte nahm diese Nachricht schweigend und etwas erschrocken entgegen. Gegen seine Gewohnheit ging er nicht nach dem Frühstück gleich zu Bett, sondern lief qualmend und voll Gedanken um den Tisch, und auch, als sich endlich Julius daran setzte, um seinerseits zu frühstücken, gab er seinen Rundgang nicht auf. Julius schien ihn wie immer nicht zu bemerken. Er hatte keinen Kragen um. Sein Haar war nicht gekämmt, und der Schnurrbart hing ihm ungeordnet von der Lippe. Natürlich brauchte der Alte nicht lange, um sich darüber klar zu werden, daß er dies neue Unglück ebenfalls Felgentreu verdanke; das arbeitsscheue müde Wesen war an Julius erst seit der ‚Geschichte' gekommen; von jener Eröffnung an hatte seine ‚Taprigkeit' und Menschenscheu die Oberhand über ihn gewonnen. Ein zartes Kind war er immer gewesen, das hing wohl mit seiner Neigung zum Höheren zusammen, aber jetzt sah er alt und krank aus, und dem Vater drehte sich das Herz um, wenn er mit einem Blick aus den Augenwinkeln sein blutleeres

abgemagertes Gesicht streifte. Er aß auch beinahe nicht mehr; zum Frühstück genoß er bloß schwarzen Kaffee und rauchte eine Zigarre dazu.

„Du solltest die Roocherei lassen!" bemerkte endlich der Alte, der nicht länger an sich halten konnte, zu ihm. „Det is dir nich jesund bei dein'n Herzen. Den schwarzen Kaffee in dir zu jießen hat ooch keenen Zweck; du solltest übahaupt Milch trinken un lieba wat essen, dett de wieda in die Reihe kommst."

„Mache dir selber Vorhaltungen," sagte Julius kurz, ohne ihn anzusehen.

„Ick ha mir keene Vorhaltungen zu machen!" erwiderte der Alte etwas „glubsch". „Dett ick eenen scheinheilijen Menschen jetraut ha, det ha ick mir hechstens vorzuhalten. Der hat uns alle ruiniert un unjlicklich jemacht. Jetzt sitzt ooch du da un hast eene jute Stellung valoren, wie de so leichte keene zweete bekommst. Inzwischen le'm jewisse andere herrlich un in Freuden. Scheidung! Standesamtliche Trauung! Allens wird dort jut un scheene, wirst woll ooch noch als Trauzeuge dienen? Warum nich? Den Sejen haste ihm ja schon vorher jesprochen. Den Hals mechte man sich abschneiden."

„Laß dich an nichts verhindern," bemerkte Julius. „Aber jedenfalls kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten."

„Det s i n meine eijenen Anjelejenheetn!" schrie der Alte. „Solange ick der Vorstand von diese Familje bin, ha ick da zu sa'n, vastehste! Von dir brauche ick solche Belehrungen nich entjejenzunehmen. Hast det woll sehr hochjebracht mit deine Bildung un Wissenschaft?"

„Ich habe nicht Mutter mit Zudringlichkeiten aus dem Leben getrieben und meinen Sohn um die Gesundheit gebracht, den Staat betrogen und einen ehrenhaften Bürger in meiner Wohnung bespuckt, als er meiner ver-

storbenen Frau die Ehre angetan hatte. Magst ein Vorstand sein, aber nicht von unsrer Familie, da ist die Gemeinheit Vorstand. Wir ertrinken alle in deiner Gemeinheit. Kannst nun endlich andere Leute aus dem Spiel lassen."

Der Alte riß sich mit einem Ruck die Pfeife aus den Zähnen und einem Moment sah es aus, als wolle er sich auf den jungen Menschen stürzen. Aber der saß so apathisch und krank da, nahm einen Schluck schwarzen Kaffee und sog dann an der dicken schwarzen Zigarre, die gar nicht in sein Gesicht paßte, daß sogar den Alten irgendeine Ahnung von dessen wahrer Verfassung überschlich, und nach einem krächzenden Räuspern setzte er sich wieder in Bewegung. Er hatte ein Gefühl, als ob ihm alles Blut im Hals säße. „Wirst einmal einen Blutsturz bekommen!" dachte er erschreckt und bemühte sich, wieder ruhiger zu werden, doch verließ ihn nicht das Gefühl, in einer Schlinge zu stecken, die um seine Kehle zusammengezogen wurde. Die Augen traten ihm wieder aus dem Kopf, und der Speichel floß ihm aus den Mundwinkeln und in die Pfeife. Kleinmütig und mit gebrochener Stimme begann er sich im weiteren zu beklagen: über die schlechte Behandlung, über die Krankheit seines Sohnes, welcher er sie zuschrieb, über das Unglück im allgemeinen und seine lebenslange Rechtschaffenheit und Pflichterfüllung im besonderen, daß ihn seine Gefährtin verlassen habe, wo er sie gerade am nötigsten brauche, über die Niedertracht des Lebens und der Menschen, und dann suchte er Bergung in allerlei blutrünstigen Betrachtungen über die bürgerliche Gesellschaft und in Erwartungen der Rache, die einmal über sie hereinbrechen werde. Julius nahm gelangweilt das Morgenblatt vor und schien sich in die Nachrichten zu vertiefen, und hilflos verstummte endlich der Alte. Die heimlichen

und immer verlangenderen Blicke seines Sohnes nach dem Bufett, wo die Flasche mit Kornbranntwein stand, bemerkte er nicht; er glaubte, Julius warte nur darauf, daß er ihn endlich verlasse, und gerade war er vollständig abgeschlagen dabei, sich wegzuschleichen, als Klara das Zimmer betrat und ihm Anlaß zu einem neuen Ausbruch gab.

„Jut, dett de mir och vor die Oogen kommst!“ bemerkte er mit frisch entfachtem Grimm. „Herumträgerin! Varäterin! Schön, ick ha euren Feljentrei uff die Hose jespuckt, aba du spuckst deine nächsten Vawandten in't Jesicht. Wie lange wird det dauern, so treibt er och een Spielchen mit dir. Er mißte nich der Vasiehra un Vaderba sind, den keene Ehre un keen Sakrament heilig ist. Aba denn schneide ick dir den Hals durch mit'n Rasiermessa, mein Liebchen. Dadruff kannste Jift nehm.“

Klara überflog seine aufgebrachte Gestalt mit einem fragenden Blick, als wollte sie sagen: „Ist es wieder an dem?“ Im übrigen tat sie gehalten ihre Dinge weiter; sie hatte gefunden, daß dies Verfahren sich immer noch am besten bewährte.

„Ick bin keine Herumträgerin, und Felgentreu ist kein Verführer,“ erwiderte sie bloß mit leicht geröteten Wangen. „Aber du kannst nicht ausstehen, wenn Frieden ist. Endlich könntest du aufhören, dir Dinge einzubilden, die nicht sind.“

Sie begann das Geschirr vom Kaffeetisch abzuräumen. Der Alte sah ihr aufmerksam zu.

„So'n einsichtijet kluget Mädchen!“ höhnte er. „Denkst woll, ick weeß nich, wat de for Oogen an det saftije Mannsbild hinmachst? Un wovon de nachts träumst? Hä, det mir nich der Affe laust! Einbilden? Hat er seine ihm von Jott un die Kirche anjetraute Jemahlin verraten, oda is det meine Einbildung? Lebt er

in einem unerlaubten Verhältnis, oda tut er et nich? Willst mir woll zum Idioten machen? Noch so'n Wort, un de sollst nochmal deinen Vata kennenlernen vor seinem Tod. Früh jenug wirste ihm vahelfen dazu. Ick feife noch uff eenen Lungenflügel; den andern hat mir die Schande von meine Familje bereits abjefressen!"

„Wird woll eine andere Schande gewesen sein!" bemerkte Klara halblaut.

„Wat sagste?" fuhr der Alte auf. „Wat haste da zu munkeln? Ick will heeren, wat de jesaat hast, oda et jeht dir schlecht."

Er näherte sich ihr drohend, und sie nahm unwillkürlich schützend das Tablett mit dem Geschirr vor.

„Daß ich mich von dir nicht mehr schlagen lassen werde," erklärte sie ihm fest entgegenblickend. „Und das kannst du auch gerne nochmal hören. Laß deine Wut sonstwo aus!"

„Det woll'n wa jleich sehen!" knirschte der Alte gereizt und drang mit der Hand ausziehend auf sie ein. „Sofort wird sich zeigen, wo ick meine Wut auslasse. Kannst dir dann von deinen Feljentrei treesten lassen." Aber bevor er zum Schlagen kam, warf sie ihm erbleichend das Tablett mit allem Geschirr vor die Füße, so daß er darüber stolperte und sich zur Not an der Tischecke auffing. War es nun dieser Schreck oder der unerwartete Lärm, oder war es das ruhige Blitzen ihrer Augen und die ganze Reinheit ihrer Jugend, die ihre Haltung ausdrückte — jedenfalls stand er von der Vollendung seiner Absicht ab, obwohl Klara jetzt wehrlos war und nicht einmal einen Fluchtversuch machte. „Beinahe hätte ick mir den Hals üba deine Teppe jebrochen!" stieß er sie mit fahlen Augen musternd hervor. „Na ja, magst nochmal loofen. Aba det sage ick dir, mein Liebchen: solange ick lebe, setzst du mir keenen Fuß

mehr üba Feljentreis Schwelle. Merke ick wat un komme dahinta, dett de dort jewesen bist, denn soll dir alles Jeschirr zusammen nich retten. Mir kennste noch nich. Deine Mutta kannte mir. Solche Witzchens machte sie zuerst ooch, aba sie hat sich bekobert. Nu tu, wat de willst."

Mit diesen Worten ließ er sie und ging angestrengt aufrecht und mit steifen Knien langsam nach dem Schlafzimmer. Die Tür schloß er hinter sich besonnen und umständlich, und das verschaffte Klara von allem am meisten Bangigkeit.

„Da sitzt du und bist stumm zu allem!" warf sie ihrem Bruder vor. „Läßt womöglich deine Schwester mißhandeln! Trete ich nicht auch immer für dich ein?"

„Macht schon euren Zank alleine ab!" achselzuckte der und blickte wieder nach der Branntweinflasche. „Was weiß ich, was zwischen euch liegt. Objektiv hat er recht, weil er der Vater ist."

Klara sah den Blick und hörte den Ton. Ihre Aufwallung schluckte sie hinunter, und nach einem fröstelnden Blick der Vereinsamung machte sie sich über die Scherben am Boden her, um sie aufzusammeln. Kaum hatte sie dann den Rücken gewendet, so stand Julius auf und ergriff die Flasche, die er mit einer verarmten und trostlosen Bewegung entkorkte; dann suchte er ein Glas, schenkte sich ein, und während ihm der Speichel zäh und bitter im Mund zusammenlief, führte er die Flüssigkeit zu den Lippen. Er stürzte sie auf einen Zug hinunter, goß sich unerquickt und zitternd zum zweitenmal voll, und auch dies Glas leerte er ohne abzusetzen. Darauf schenkte er sich ein drittes Mal ein; die Ration wollte er mitnehmen, um sie auf seinem Zimmer zu trinken. Im gleichen Augenblick ging aber die Tür des Schlafzimmers auf, und in dem Rahmen erschien der Alte ohne

Mütze, auf den Strümpfen und in Hemdärmeln. Er hatte an der Tür gelauscht, und das Geräusch zog ihn noch einmal heraus. Als er seinen Sohn in dieser Weise beschäftigt fand, hielt er seinen Schritt ein und spähte bewegungslos mit langsam sich weitendem Blick nach ihm hin, während er ein Gefühl hatte, als sollte er samt dem Boden unter ihm in einen Abgrund versinken. Julius hatte ihm zuerst betreten entgegengesehen, dann aber das Gesicht weggewandt mit einem Zug, als wollte er sagen: „Was liegt auch hieran!" und scheinbar gleichgültig das gefüllte Glas vom Büfett aufgehoben, aber seine Hand war so unsicher, daß er von der Flüssigkeit verschüttete, und aus irgendeinem Grund eingeschüchtert oder mutlos blieb er damit stehen und blickte wartend auf seinen Schnurrbart hinunter. Eine Stille legte sich zwischen Vater und Sohn, die so furchtbar war, daß dem Alten das Gehör zu klingen begann. Endlich räusperte er sich.

„Darum is mein Fusel imma so schnell alle?" sagte er mühsam mit seltsam brüchiger, sozusagen geborstener Stimme. Und stammelnd, als Julius sich weder regte noch etwas antwortete, fügte er hinzu: „Ick ha so ville zu vaantworten —: da bin ick woll ooch — daran schuld —?"

Julius' Gesicht schien ein kurzes hochmütiges Lächeln zu durchzucken. Endlich nach einer Pause, die dem Alten wie ein Ertrinken vorkam, setzte er sich mit seinem Glas in Bewegung.

„Das — mußt du mit dir selber abmachen!" bemerkte er dann aufmerksam, beinahe streng geradeausblickend. Das Glas ein wenig mit schiefer Schulter vor sich hinhaltend schob er sich der Türe zu, öffnete und verschwand genau so umständlich hinter sich schließend wie

vorhin der Alte, nur daß er ihn mit der stillen Drohung seines Treibens an Unheimlichkeit weit übertraf.

An diesem Tag erschien Julius weder zum Mittagessen noch zum Nachmittagskaffee. Er hatte sich eingeschlossen, verweigerte auch die Entgegennahme von Nahrung in seinem Zimmer, wo ihn Klara, wenn sie einmal in der Küche mit ihrer Arbeit innehielt, rastlos auf und nieder gehen hörte. Zum Abendessen kam er ebenfalls nicht heraus, aber wenigstens hatte er den furchterregenden Pendelgang aufgegeben. Doch kam Klara darüber, daß die Stille auf die Dauer beinahe noch schrecklicher sei. Als der Alte die Wohnung verlassen hatte, suchte sie sich mit ihrem Bruder durch Klopfen und Reden an seiner Tür in Verbindung zu setzen, aber er regte sich nicht. Zuletzt hörte und sah sie ihn gegen neun Uhr, wo er einmal über den Vorplatz ging. Bei dem schwachen Licht schien er ihr entsetzlich verfallen; bevor sie ihn anreden konnte, war er wieder hinter seiner Tür verschwunden; Klara hatte er mit keinem Blick beachtet. Licht brannte noch nicht in seinem Zimmer, und er machte auch späterhin nicht hell. Lange quälte sie sich mit dem Bedürfnis, rasch zu Felgentreu und Alma zu laufen, aber sie wagte es nicht. In der dunklen Wohnung, von einer leise grollenden Angst verfolgt, steckte sie sich nach zehn Uhr in ihr schmales hartes Feldbettchen auf dem Hängeboden und zog die Decke über den Kopf, um nichts mehr zu sehen und zu hören.

Wie lange sie geschlafen haben mochte, wußte sie nicht, aber auf einmal wurde sie wach, und es war ihr, als sei eben Julius dagewesen, habe angekleidet vor ihrem Bett gestanden und mit langsamer trauriger Stimme gesagt: „Wenn du Fräulein Alma wiedersiehst, so sage ihr einen Gruß von mir, und ich habe sie immer geliebt." Aber ihr Kämmerchen war leer, und auch draußen rührte

sich nichts. Ein kaltes Grausen lief ihr über den Leib, aber tapfer sagte sie sich, daß das ‚Blödsinn' sei, und schließlich gelang es ihr, auch wieder einzuschlafen. Gegen Morgen — der Tag fing an zu grauen — erwachte sie zum zweitenmal ebenso plötzlich. Nun war ihr gewesen, als ob sie einen schweren Fall, und zwar, wie sie meinte, in Julius Zimmer gehört hätte, aber wieder war alles still. Die Uhren tickten. Irgendwo in einer Wohnung, wo eine falsch ging, schlug es rasch und verwirrt sechs Uhr, aber bald darauf schlugen die öffentlichen Uhren halb. Beunruhigt und zugleich müde von einer schlechten Nacht schlief sie von neuem ein, um bis zum Eintritt des Alten in die Wohnung nicht wieder aufzuwachen.

Lange Zeit war Lippke seinem ehemaligen Freund hartnäckig und umsichtig ausgewichen, weil er seinen Anblick nicht ertrug, aber gestern abend schien es ihm an der Zeit gewesen zu sein, diesen Prozeß wieder um einen Termin zu fördern, und er richtete sich so ein, daß Felgentreu ihm in die Hände laufen mußte. Doch mußte ihm Lippke auch ausdrücklich den Weg vertreten, sonst hätte Felgentreu ihn unter den andern Arbeitern und innerlich ganz mit Almas Zustand beschäftigt nicht einmal bemerkt. Etwas verwundert blieb er dann stehen, und gleich ging ihm der Schatten von soundso vielen schweren Erinnerungen übers Gesicht, die ihn mit diesem bitteren alten Menschen verbanden.

„Na, Lippke, wie geht dir das jetzt so?" sprach er ihn endlich an, nachdem ihm der Alte eine Weile bloß wortlos herausfordernd — im letzten Moment verschlugen ihm Haß und Leid die Sprache — in die Augen gestarrt hatte. „Ist alles jesund zu Hause? — Dein Rockkragen steht da ein bißken hoch." Aufmerksam brachte er ihm die Unordnung ins gleiche und blickte ihm dann

auf die Antwort wartend geduldig und immer noch ein wenig versunken entgegen. Dieser gesammelte Blick und die gewohnheitsmäßige Aufmerksamkeit für den andern verbunden mit einer gewissen „Herrenhaftigkeit", die sich in der kleinen Handreichung ausdrückte, brachten den Alten mehr auf, als es die hochmütigste Anrede vermocht hätte.

„Entschuldije man, dett ick dir in so schlechtem Aufzug unter die Oogen komme, Herr von Feljentrei!" erwiderte er innerlich wieder bebend. „For die jütije Nachfrage danke ick erjebenst. Wenn Klara nich balle in die Wochen kommt von dir, so scheint ihr sonst nischt zu fehlen. Julius, die jute Seele, kann sich nich jenug freuen, dett de nu jlücklich jeschieden wirst un seine Braut heiraten kannst. Nee, nee, da haste uns schon eenen wahren Liebesdienst jetan. Sei ooch scheene bedankt, Herr Wohltäter —!"

Die Stimme barst ihm wieder; hastig nahm er die Pfeife in den Mund und begann zu saugen. Emil sah ihm wie fragend zu. Unwillkürlich machte er sich darauf gefaßt, über dies verbissen zuckende Gesicht die erste Träne stürzen zu sehen, aber es blieb wieder beim Zucken und bei jener unergiebigen und quälenden Mischung aus Gefühl und Theater, mit welcher Lippke stets in großen Momenten auftrat, und etwas abwehrend suchte er ihm seine Antwort.

„Darum sind wir uns so lange aus dem Weg gegangen," sagte er zum erstenmal mit leiser Auflehnung gegen den Zwang, den ihm dieser Mensch auferlegte. „Aber langsam ermüdet das, Anton. Hast Unglück jehabt, jut oder auch nich jut, und ick bin nich ohne Schuld am Tod deiner Frau. Aber der Jebrauch, den du dabei von den Menschen machst —! Na, lassen wir das. Was das andere angeht, so meine ick so. Entweder Julius

hat dich beauftragt — und für diesen Fall hab ich ihm jesagt, daß ick ihm zur Verantwortung stehe. Oder er hat dich nicht beauftragt —: was verlangst du von mir, wenn's nich bloß Beschimpfung sein soll? Kannst du das klar und präzise ausdrücken?"

Sein Ton hatte sich nun doch etwas geschärft, und Lippke musterte ihn lauernd von unten herauf.

„Klar un präzise!" wiederholte er die Worte wägend, während er ihm noch einen Schritt näher unter die Augen trat. „Klar un präzise willst du det? Is jut. Julius jeht nich mehr arbeeten, un ick saufe mir so klar und präzise zum Blödsinn durch. Unglück ha ick jehabt, meenste? Dett de sowat immahin bemerkst! Imma rührste mir wieda." Er musterte ihn einen Augenblick mit kalten eisgrauem Blick, und fuhr dann leiser fort: „Sieh mal, mein Sohn der hat ja nu een neiet Glück jefunden, ooch er jeht mit die Fräulein Flasche int Bett. Ha ihm ertappt. For meine Tochta ha ick det Mögliche jetan; ick ha ihr bei schwere Mißhandlung vaboten, deine Wohnung wieda zu betreten. Meine liebe Frau ruht in kühler Erde; ihr is wohl. Dreißig Jahre ha ick im Sejen des Herrn redlich un treu meine Familje aufjebaut. In drei Monaten hast du ihr nieda jerissen. — Feljentrei: mir drängt sich immer stärker e e n J e d a n k e auf. Er läßt mir nich mehr schlafen und ooch schon nich mehr essen. Ick kann nich mehr an meinen Jott denken, un bei die Erinnerung an meine schuldlose fromme Jugend befällt mir eene Furcht! Aus Vazweiflung mache ick dir die Ankindijung: Seht euch vor mit den Lippke! Mit den is nu nich mehr länga umzuspringen."

Bleich und ganz erschüttert von seiner eigenen Ankündigung und dem darin enthaltenen Schicksalsdunkel starrte er Felgentreu ins Gesicht und bemerkte mit Genugtuung, daß auch dieser langsam erblaßte. Emil be-

griff, daß dies eine Todesandrohung war. Einige Augenblicke hindurch hielt er an sich. Darauf hob er langsam die Hand. Unter leiderfüllten Blicken tastete er zuerst wie blind — sozusagen geheimnisvoll — an Lippkes Brust herum. Antons Gesicht überzog sich mit einer hektischen Röte; unruhig blinzelte er in dies bleiche erbitterte Ehrenmannsgesicht. Der Mund blieb ihm erwartungsvoll offenstehen. Dann suchte sich aber der prophetische Finger höher hinauf, bis sich Lippke am Bart gefaßt fühlte. Und während ihn Emil dort an den struppigen grauen Haaren langsam und feierlich nach links und nach rechts zog — Lippke ging widerstandslos mit —, sagte er leise und nachdrücklich:

„Mensch, nu will ick dir auch mal was sagen. Solange hab ick immer wieder an mich jehalten und dich vor dir selber beschützt. Wenn ick dich jewähren lasse, so wirst du doch eine Niederlage erleben, von der du dich nich wieder erhebst. — Na, entschuldije, daß ich dich anjefaßt habe!" sagte er darauf ihn loslassend wieder in versöhnlicherem Ton. „Ich wollte dich nicht beleidigen. Mich kam auf einmal so eine Angst an. Vielleicht hab ich dich auch falsch verstanden —!"

Traurig verstummte er. Auch Lippke schwieg einige Augenblicke. Nur die Erwägung, daß er ohne Waffen dem starken Mann unterlegen war, hielt ihn vielleicht davon ab, sein Bedürfnis nach Gericht für diese frische Erniedrigung sofort zu befriedigen. Möglicherweise aber war es ihm auch ein größerer Genuß, ihn vorläufig durch Worte und Ankündigungen zu verfolgen.

„Wirst mir schon recht vastanden ham!" nickte er ihm — immer noch mit verzerrten Zügen — zu. „Hast mir wieda een Brandmal aufjedrückt. Hast vajessen, dett der Bart eines alten Mannes dir een Jejenstand der Ehrfurcht sein muß. Wer daran faßt, der hat sein Le'm

verwirkt. Aber dies üppije Jeschlecht kennt keene Ehrfurcht! Is jut, sei du unbußfertig mit deiner Konkubine. Laß dir scheiden. Laß dir neu trauen. Da wird der Tag kommen, der mir die Rache in die verzweifelte Vaterhand drückt. Willst du aber sicher jehen, so widarufe die Scheidung. Alle Verantwortung für kommende Dinge un für Leben un Tod überbinde ick dir! Denke an Julius!"

Gelegenheit zu weitern Antworten gab er nicht. Wankend vor Triumphgefühl und mit zurückgeworfenem Kopf und seherisch gespannten Zügen sahen ihn die letzten Arbeiter, die aus der Fabrik kamen, hineingehen. Er machte den meisten den Eindruck, betrunken zu sein. Welche lachten über ihn, und einer rief ihm einen Witz nach, aber er hörte nicht darauf. Die Nacht verging ihm wie im Rausch. Er war außerordentlich zufrieden mit seiner Haltung und fest davon überzeugt, daß sie zum durchschlagenden Erfolg führen werde. Nach seiner Meinung konnte nun Felgentreu nichts anderes tun als die Scheidung hintertreiben. Das illegitime Verhältnis aber mußte den beiden bald beschwerlich werden und es, besonders ihm — Lippke hielt Felgentreu für das Musterbeispiel von Wankelmut — verleiden. In der Folge davon würde er eines Tages froh sein, das Mädchen an Julius abzutreten, und dieser erlebte im endlichen Besitz des geliebten Wesens und der fünfzigtausend Mark eine völlige Genugtuung und Wiederherstellung. Aber auch die andere Aussicht hatte ihre Reize. Lippke hatte Felgentreu die Sache voraussehend ins Gewissen geschoben und ihm die Verantwortung überbunden. Hielt er an der Scheidung und der neuen Heirat fest, so war das ein schwerer Schlag für Julius, wie Lippke überzeugt war, aber er selber stand dann groß und unergründlich da als der Verwalter der Rache. Das Ge-

fühl seiner Überlegenheit bis zum Rausch auskostend brachte er die Nacht ohne einen Tropfen Alkohol zu; er dachte gar nicht daran, daß er mit Schnaps versorgt war, und überrascht fand er die Flasche gegen Morgen, als er doch schwach zu werden begann, in seiner Brusttasche. Er leerte sie in ziemlich kurzer Zeit in den nüchternen Magen und verließ die Fabrik leicht benebelt, wie er sie betreten hatte, auf den Füßen schwankend, den Kopf zurückgeworfen, die Mütze im Genick und mit verglastem Blick. Der Portier, bei dem er die Marke abgab, sah ihn verwundert an und machte sich seine Gedanken über ihn. Er bemerkte niemand, rempelte sanguinisch Leute an, ohne es zu spüren, achtete auch nicht darauf, als er im Tor draußen mit jemand zusammenstieß, der ihm den Weg zu versperren schien, und erst als er endlich halb träumerisch aufblickte zu einem Fluch oder einem Witz bereit, bemerkte er, daß es Felgentreu war. Er stand da sehr ernst, übernächtig und mit gespanntem Gesichtsausdruck wie aus dem Boden gewachsen vor ihm. Umsonst bemühte sich Lippke, durch einen Entschluß rasch seine Betrunkenheit abzuwerfen und wieder die vorteilhafte Haltung vom gestrigen Abend einzunehmen. Er merkte selber, daß er beim Bestreben, seinem Gesicht einen überlegenen Zug zu verleihen, lächerlich wurde, und hilflos wartete er, was diese Begegnung zu bedeuten habe. „Ick bin nich benebelt, wennde etwa denkst," murmelte er noch niedergeschlagen, ließ dann aber auch das und schwieg seufzend.

„Dann bist du imstande, mich anzuhören!" bemerkte Emil, sein innerliches Widerstreben schwer überwindend. „Noch einmal möchte ich mich nich jerne mit der Sache befassen müssen. — Ick hab mit Alma jeredet, daß du schwere Jefahr läufst, wenn wir die Scheidung durchjehen lassen. Sie will an deiner völlijen Verkommenheit

auch nich die Ursache sein. Kannst deinem Sohn sagen, daß ick beim ersten Termin diese Woche leugnen werde. Mehr kann ick nich tun. Auf Meta hab ick keinen Einfluß. Mache dir auch sonst keine Hoffnungen. Alma werde ick nie aufjeben, davon abjesehen, daß sie Mutter von meinem leiblichen Kind wird. — Damit können wir nu jeschiedene Leute bleiben. Ick hab nich im Sinn, mich von deinen Launen weiterhin betreiben zu lassen. Morjen."

Endlich war der Alte wach geworden, aber da war Felgentreu schon im Fabrikhof unter den Arbeitern verschwunden. Andere kamen und stießen ihn; er merkte es kaum. Wie auf den Kopf geschlagen setzte er sich wieder in Bewegung. Immer ging ihm der eine stumpfe Gedanke im Kopf herum: „Bist wieder vermöbelt!" und plagte ihn bis zur Marter. Langsam und zähflüssig kam sein gährender Seeleninhalt von neuem ins Treiben. Beinahe heroisch bemühte er sich um Klarheit und Überblick. Vor innerlicher Inanspruchgenommenheit dachte er zu Hause gar nicht daran, „Krach zu schlagen", weil Klara noch nicht auf war. Bis zum Kaffee lief er im Schlafzimmer auf und ab und drehte und wendete das Ereignis, bis es ihm schließlich handgerechter lag. Den Kaffee trank er schweigend mit. Die Wärme und der anregende Einfluß des Koffein taten ihm weiter wohl. Julius beobachtete ihn mit einem streifenden Blick; er schien sich heute etwas wohler zu fühlen. Inzwischen fing der Alte an zu sprechen.

„Also wat unser Freund Felgentreu is," begann er beinahe dichterisch angeregt, „den ha ick nu beijetrie'n, Julius. Ick ha ihm so in die Finger jenomm, dett er mir heute früh jeschworen hat, aus die Scheidung wird nischt. Allens bleibt, wie et is. In den Himmel wachsen ooch seine Bäume nich. Dafor weeß unsereens heut-

zutage zu ville vom sittlichen Weltlauf. Den jroßmütijen Herren und den noblen Charakters sin wa all lange uff die Schliche jekomm. Det buhlerische Jezücht, von dem nie eenck jenau weeß, wer sein Vata is, die jeile brinstije Bürjaschaft, det Jeschlecht ohne Treue un Ehrfurcht — damit wird det Weltjericht übahaupt nochmal janz anders reden."

Julius schien mit einer Art von Interesse zuzuhören, ja während er solche Ausführungen sonst mit Verachtung gestraft hatte, nahm er plötzlich sogar das Gespräch an und ergriff selber das Wort.

„Na, Vater," meinte er mit einem verfallenen Lächeln, als Klara die Stube verlassen hatte: „So rein hast du ja wohl auch nicht gelebt. Wirst ebenfalls getan haben, was dir möglich war."

„Wat mir meeglich war?" griff der Alte eifrig auf. „Na wat d'nn sonst? Jeda tut det. Seine Bedirfnisse kann keena untadricken. Aba mein Haus und meine Familie ha ick rein erhalten. Ick ha den preußischen Staat eenen treien Beamten un der Jesellschaft eenen flichtbewußten Familjenvata jestellt. Det kann keena anders sa'n. Un det jibt den Ausschlag, nich wie oft du nebenhinaus jejang bist."

„Wie oft bist du denn so im Monat nebenhinaus gegangen, hm?", meinte Julius wie vorhin und spielte mit dem Messer.

Dies furchtbare Lächeln und die folgenden freimütigen Auskünfte des Alten erfüllten die nächsten Minuten mit einem Schein neuen Einverständnisses, dem sich dieser eifrig nachhaspelte. Leicht errötet hörte Julius noch eine Weile zu, wie sein Vater mit seinem vergangenen Mannestum und seinen Freundinnen renommierte; dann bemerkte er auf einmal wieder mit einem Anflug seiner früheren Abneigung ungeduldig und von oben herab:

„Wie das nun sei, jedenfalls habe ich dich nicht ersucht, in Sachen der Scheidung Schritte zu tun. Alle Verantwortung dafür lehne ich strikte ab. Objektiv und moralisch kann Herr Felgentreu über seine Handlungen frei verfügen. Was er tut, das ist immer anständig und richtig. Was du tust, ist immer unanständig und falsch. Wer verlangt von dir, daß du hier noch den Familienvater spielst? Wirst noch ein Unheil anrichten, das du gar nicht verantworten kannst."

Der Alte war von dieser Wendung zuerst etwas in Verlegenheit gebracht, dann begann er aber eifrig wieder zu reden, verteidigte seine Politik und griff Felgentreu an. Besonders wies er jetzt darauf hin, wie merkwürdig schnell und willig er in den Verzicht auf die Scheidung gewilligt habe; ebenso hurtig und froh werde er eines Tages Alma selber und alles fahren lassen, was an ihr hänge, bloß um wieder mit einer andern zusammenliegen zu können. Woher er wußte, daß Alma nach wie vor die Erbin der Frau Felgentreu war, das blieb sein Geheimnis. Er bedurfte wie einer Lebensluft zu seiner Fortdauer, daß dort alles beim alten blieb, und betrachtete es geradezu als Gewissenssache für die andere Partei, daß sie nichts änderte. Schon den Gedanken daran würde er als angelegtes Verbrechen gegen ihn behandelt haben, aber er schien ihm so undenkbar, daß er ihn gar nicht erst dachte.

XIX.

Als Felgentreu beim ersten Termin seines Scheidungsprozesses erschien, machte ihm der ganze Betrieb dort einen sehr schlechten Eindruck. Es kam ihm vor wie auf einem Markt. Rechtsanwälte drückten sich schwatzend in ihren Talaren vor dem Richtertisch herum, begafften

die Personen aus fremden Prozessen, besonders die Frauen, amüsierten sich über deren Antworten und belachten die wenig feinfühligen Bemerkungen des Richters, aber am meisten empörte ihn der vollkommene Mangel an Zartheit und Schonung, mit welchem vor den wartenden Parteien anderer Termine und vor deren Advokaten, die in diesen Terminen gar nichts zu tun hatten, junge Frauen nach geschlechtlichen Dingen gefragt wurden. Er fand eine so schamlose brutale Gerichtssprache für diese Fragen und einen solchen Unanstand in Angelegenheit des Taktes vor, daß er es keinem Menschen geglaubt hätte, ohne es mit eigenen Ohren zu hören und das hilflose Erröten der Opfer selber zu sehen. Das brachte ihn schließlich so auf, daß er mit einer Zornfalte auf der Stirn vor der Bank erschien und wie zum Protest gegen eine solche Behandlung menschlicher Dinge sofort zu bestreiten anfing, als erst die Tatsachen aus den Akten verlesen wurden.

„Warten Sie!" bemerkte der Richter und blätterte lesend in andern Akten nach, während der Schreiber gleichgültig in den seinen weiterlas.

„Was ist da zu warten!" erwiderte Felgentreu noch wohlmeinend. „Das hat gar keinen Zweck. Ich bestreite alles von A bis Z. Die Zeit kann sich das Gericht sparen."

Der Vorsitzende wandte ihm einen ärgerlichen Blick zu.

„Sie sollen den Mund halten, bis Sie gefragt werden!" sagte er etwas schärfer und mit einem Unterton von Geringschätzung, der Emil noch weiter aufbrachte. Gleich wollte er sich wieder in seine Akten vertiefen, aber Felgentreu ließ ihn nicht dazu kommen.

„Wenn Sie mich zum Mundhalten herbestellt haben, so hätte ich das auch zu Hause abmachen können," erklärte er. „Ich dachte, ich soll hier aussagen."

„Schweigen Sie jetzt!" fuhr ihn der Vorsitzende an. „Oder ich nehme Sie in Ordnungsstrafe und setze Ihren Termin ab."

„Dazu werden Sie wohl nicht die Vollmacht haben," vermutete Felgentreu mit stiller Wut. „Ich bin hier um auszusagen, wozu soll ich schweigen. — Die Frau vorhin haben Sie nicht schweigen geheißen."

Die Advokaten drängten sich neugierig an ihn heran, und es trat ein Augenblick Stille ein, während deren sich die beiden Männer aufmerksam und gleichsam abwägend in die Augen blickten. Einer der Rechtsanwälte ließ liebedienerisch etwas von Unverschämtheit vernehmen, aber der Richter achtete nicht auf ihn. Es ging irgend etwas von dem freimütigen Ton des großen blonden Mannes auf den halb vertrockneten verfessenen Staatsbeamten über, das ihm Eindruck machte und ihm sagte, daß er da andere Saiten aufziehen müsse. Sein rotes grämliches Gesicht mit den Unreinigkeiten als Folgen eines zu häufigen Genusses von Bier und Fleisch — er war Junggeselle und also Restaurationsesser — verlor zwar nicht seine Strenge, aber es milderte seine hochmütige Verachtung der Menschen aus den untern Ständen, und zum Erstaunen aller Advokaten sagte er ruhig:

„Sie bezahlen jetzt drei Mark Ordnungsstrafe wegen Ungebühr. Dann warten Sie, bis erst Ihre Akten verlesen sind. Nachher werde ich Ihnen zu erkennen geben, was ich von Ihnen wissen will."

Diese veränderte Art der Behandlung machte auch auf Felgentreu einen gewissen Eindruck. Er bezahlte und schwieg, während der Schreiber zu Ende las und der Richter noch einige andere Akten nachschlug. Alles andere wickelte sich dann ziemlich rasch und reibungslos ab. Emil bestritt auf Befragen sämtliche Schuldpunkte zum großen Aufsehen der beiden einschlägigen Anwälte. Auch

der Richter blickte mit einem aufmerksameren Licht in den Augen auf und wies Felgentreu darauf hin, daß in diesem Fall Erhebungen gemacht werden würden. Die Akten, die er sich geben ließ, erwiesen, worauf er aufmerksam machte, schon einen andern Wohnort als bei der Klägerin; ob Felgentreu denn zur Klägerin zurückkehren wolle? Endlich gelang es den Anwälten, ihm trotz seines Widerstrebens die Dinge so unter den Händen zu drehen, daß er bloß den Ehebruch bestritt, dagegen die böswillige Verlassung zugab. Ganz aufgebracht über diese Abgefeimtheit, die ihn nun doch um seine wahre Absicht gebracht hatte, verließ er das Gericht, und noch lange konnte er ein Gefühl gesunden Ekels nicht loswerden, wenn er an eine solche Handhabung der Gesetzesheiligkeit und der menschlichen Willenskundgebung dachte. Sein Anwalt erklärte ihm nachher, daß und warum alles so sein mußte, daß das Gesetz die Verheiratung des Ehebrechers mit der Ehebrecherin verbiete, wenn diese bekannt werde, was durch die Erhebung unvermeidlich geworden wäre und so weiter. Er lief dem Menschen davon, und noch den ganzen Tag war er in „Rage".

Seinen Bericht zu Hause, daß nun die Scheidung doch nicht verhindert sei und ihn Lippke also als Heuchler und Lügner betrachten werde, nahm Alma schweigend entgegen. Sie hatte sich nicht über seinen gegenteiligen Entschluß erbost und konnte sich auch über dessen Vereitlung nicht freuen. Ihr körperlicher Zustand und die damit verbundene Schwermut, sowie die Todesahnungen, die sie wie viele Frauen beim erstenmal verfolgten, begannen sie allmählich mehr in Anspruch zu nehmen, so daß ihr andere Fragen nach und nach geringere Wichtigkeit zu besitzen schienen. Lange und eingehend dachte Emil darüber nach, ob er dem Alten das Ergebnis seines Schrittes mitteilen müsse oder nicht, aber einmal wünschte er mit

ihm fertig zu sein, zweitens hatte er nach bestem Wissen und Gewissen getan, was er vermochte, und so kam er drittens aus Gründen der Auflehnung gegen die ganze Gewalttätigkeit, mit der ihn der Eigensinn des Alten verfolgte, dazu, die Entwicklungen jetzt ihren Verlauf nehmen zu lassen. Er war all dieser Kämpfe überdrüssig, und so großmütig er sich dagegen wehrte, so hatte sich auch in ihm allmählich ein gewisser Groll gegen die Lippkeschen Männer festgesetzt, die sich nicht zu bescheiden und weder zu leben noch zu sterben wußten. Die Gewissensbisse, gegenüber Unglücklichen sich in der Abwehr zu befinden, bezahlte er dann mit jener leisen Lebensunsicherheit, durch die er sich selber bedrohte, indem er es „darauf ankommen" ließ.

Übrigens traf einige Tage später ein Brief von Meta ein, diesmal an Felgentreu.

„Lieber Emil!" stand darin. „Was tust Du? Der Rechtsanwalt schreibt mir, daß Du den Ehebruch bestreitest. Willst Du uns noch gar zu Grunde richten alle miteinander? Entweder Du bist mein Mann und kehrst zu mir zurück. Oder Du bist der Mann einer andern und gibst den Ehebruch zu, um Scheidung zu ermöglichen. Es heißt, daß die böswillige Verlassung nicht ausreichen wird. Bestehe ich auf der Ehebruchsklage, so gibt es Erhebungen, wenn ich meine Freiheit durchsetzen soll. Es müssen Namen genannt werden, und mit Eurer Ehe ist es vorbei. Das überlege Dir alles noch einmal reiflich. Ich bin marode und schlaflos und möchte zur Ruhe kommen. Was soll ich tun? Herzlich Meta."

Er setzte sich sofort hin, um ihr zu antworten. Auch ihm stieg nun zum erstenmal drohend die Gestalt des Schicksals vor den Augen auf. Anstatt sich zu „befreien" hatte er sich in tragische Verkettungen verwickelt, und bereits begann er darüber nachzudenken, ob er nicht seinen

Schatz aufheben sollte, um mit ihm auszuwandern und alle diese Ansprüche einer alten Welt hinter sich zu lassen.

„Liebe Meta!“ schrieb er etwas angefochten. „Ich weiß auch nicht, was Du tun sollst. Dann steht Deiner Freiheit und meinem Glück ein Hindernis entgegen, über das wir keine Gewalt haben. Der alte Lippke sagt mir, daß Julius auf dem Pflaster sitzt und trinkt. Er selber geht zu schlimmern Häusern. Vorläufig stellt er mir die Wahl: Rückgängigmachung der Scheidung, oder er kann für nichts einstehen. Ihn verfolgt ein G e d a n k e Tag und Nacht. Beruhigend sieht er nicht aus. Wenn ich bloß für mich fürchtete, so möchte es noch angehen. Es sind Seelen in Frage, und ich werde unruhig. Schreibe mir, ob ich die Verantwortung übernehmen kann, und dann weiß ich, ob Du frei werden wirst oder nicht. Wie immer Dein Emil.“

Darauf antwortete sie kurz.

„Lieber Emil! Du bist jetzt mündig oder sollst es sein. Entscheidungen über Dein Leben mußt Du also selber treffen. Ist Dir was nicht klar, so besprich Dich mit Deinem Kameraden. Weiß er es nicht, so trage Deine Sache Gott vor. Ich habe nun bloß noch für mich zu sorgen. In welcher Weise ich das tun werde, das werdet ihr erfahren. Meine Freiheit sollte sich so oder so dabei ergeben. Meta.“

Ihrerseits war Alma mit dem Gefühl der Abneigung gegen die Lippkes ihrem Freund bereits um eine Pferdelänge voraus. Wäre sie gegenwärtig nicht von dieser Gleichgültigkeit befallen gewesen, so hätte sie sich auch dem Rückzug vor dem Alten widersetzt und die Dinge mit dem Recht der Gesunden und Obsiegenden auf die Spitze getrieben. Jetzt beschäftigte sie sich dunkel und unbefriedigt mit diesem in der Tiefe glimmenden Groll und sah unruhig nicht nur Gelder und Verwaltungen

sondern selbst elementare Lebenssicherheiten ins Ungewisse zurücksinken, ohne sie halten zu können. Als Klara eines Abends nach dem Essen doch wieder erschien, empfing sie sie als Lippkes Tochter grämlich und beinahe kalt, obwohl sie wußte, was das Mädchen für diesen Besuch wagte. Wie ihr Bedürfnis sie trieb, fing Klara bald vom Zustand ihres Bruders an und kam dann auf die furchtbare Ähnlichkeit zu sprechen, die er neuerlich mit der Mutter auf dem Totenbett zeige. Wenn man seinen Schnurrbart und die roten Augenlider wegdenke, so könne man nun geradezu vor ihm erschrecken, als ob sie in ihm wieder erstanden sei. Eine Verbindung seines Unglücks mit Almas Untreue schien sie auch in Gedanken nicht zu vollziehen; trotzdem nahm Alma alle diese Mitteilungen mit Widerstreben entgegen, und plötzlich bat sie in erregtem Ton, sie künftig mit solchen Geschichten zu verschonen. Dann weinte sie unruhig und über sich selber trostlos, und Klara weinte mit ihr. Felgentreu, der solange schweigend auf und ab gegangen war, suchte die weiche Stimmung zu benützen, um zu versöhnen, aber darauf stand ihr Sinn nicht. „Ich weiß, daß ihr euch gut versteht!“ sagte sie kurz und so feindselig, wie Emil noch nie etwas von ihr gehört hatte. Bei diesem Erfolg ließ er das Thema fallen, und im weitern saß man noch eine Weile trübe beisammen und sprach von weniger verfänglichen Dingen, bis Klara sich beurlauben konnte, ohne den Eindruck eines beleidigten Abganges zu erwecken.

An diesem Abend sprach Emil seiner Liebsten zum erstenmal von der Möglichkeit, auszuwandern. Er war innerlich aufgescheucht und fühlte sich von Almas Schwere in die Kreise ihrer Lebenstrübe hinabgezogen — einer wunden bedrängten Daseinsstimmung, die ihm als ausgesprochen europäisch und besonders als deutsch galt.

Wieder spürte er um sich Enge, Gewissensnot, Krankheit, Lebensunsicherheit — lauter Dinge, für die er wie für die Novemberkälte, von der Meta zu Alma gesprochen hatte, eine angeborene Anfälligkeit besaß. Er hielt jetzt frühere Vorstellungen erneuernd Vorträge über die Folgen einer unnatürlichen Wirtschaftsordnung, die eine überwiegende Mehrzahl von Menschen um Existenzmöglichkeiten kürze, und über eine Klassenschichtung, die aufreizend wirke und in alle Verhältnisse Gift und Kummer hineintrage. Dabei dachte er an Lippke, den er für ein Opfer dieser Zustände hielt. Sich betrachtete er als das ausersehene Opfer von Lippkes aufgesammeltem Klassenhaß, und alle diese Erscheinungen zusammengenommen wirkten lähmend und still entsetzend auf seinen natürlichen Frohmut, erschütterten seinen Glauben an die Würde des Menschen und brachten sein Bedürfnis nach Schönheit und Harmonie um die Unbefangenheit. Nicht daß er nun alle seine Fragen auf das politische Schuldgebiet abwälzte. Politisch folgerte er, dem alles menschlich war, für seinen Gebrauch überhaupt nicht. In die persönliche Ursachenverkettung als Folge seines freien Willensaktes hatte er einen klaren Einblick. Aber er sah doch auch deutlich, daß gerade der „Fall Alma" für die Lippkes die voraussichtlich einzige Möglichkeit war, durch eine Korruption in eine höhere Klasse aufzurücken. Eine andere würden sie nicht haben, und da hier der absolute Widerspruch sich erhob, so schäumten die Wasser seines Lebens strudelnd und unruhig suchend um ihn auf. Zu seinen neuen Aussichten sagte Alma zunächst nichts. Sie war auch die folgende Zeit nicht zu einer Äußerung zu bringen, und Felgentreu, der nun schon allerlei von ihr kannte, vermutete, daß sich bei ihr schweigend ein Widerstand einrichtete und daß er sie in dieser Frage möglicherweise zur Feindin bekam. Da es ihm

eine Frage der Freiheit war, so sah er der Aussicht mit einer ersten Unruhe entgegen.

XX.

Der alte Lippke war darauf bedacht, Julius' Lebensgeister wieder zu wecken, und die Bemühungen dazu beschäftigten ihn die nächste Zeit vielfach. Wenn er von einer guten Partie hörte, die ein junger Mann durch Ausdauer und Festigkeit gemacht habe, so ließ er sich eingehend darüber aus. Bildung und Wissenschaft waren nun Dinge, die er nur mit tiefem Respekt behandelte, und seine früheren Hohnergüsse darüber wandelten sich ins Gegenteil. Der Besitz solcher geistigen Güter schien ihm jetzt eine Leiter, die nicht ins Himmelreich, aber sicher ins Schlafzimmer schöner und reicher Mädchen und zu Ehren und hohem Einkommen führte. Viel Zeit verbrachte er neuerlich damit, vor den Schaufenstern großer Drogerien herumzustehen und sich die neuen Mittel mit ihren Namen und anpreisenden Begleitumständen zu merken. Nachher suchte er mit seinem Sohn Gespräche über ihre Herstellung, Gebrauchsart und wahrscheinliche Rentabilität zu führen, und er kam ihm so oft damit wieder, bis er sicher sein konnte, daß Julius, wenn auch mit einer nervösen Abfertigung, davon Kenntnis genommen hatte. Die Zeitungen durchsuchte er Morgen für Morgen eingehend nach Stellenangeboten für Apotheker, und als eines Tages in Bernau ein Provisor gesucht wurde, suchte er ihm den Vorteil einer märkischen Kleinstadt, das größere Ansehen, das er dort genoß, die gesundere Luft und so weiter mit allen verfügbaren hellen Farben vorzumalen. Auch die Leitung einer Filialdrogerie versuchte er ihm wünschenswert erscheinen zu lassen, aber da wurde Julius ausfällig.

„Schwatzt und schwatzt und hast von nichts eine Ahnung!“ sagte er. „Was verstehst du denn von diesen Fächern? Objektiv nichts. Kümmere dich um die Nachtwächterei, davon magst du etwas wissen. Als Leiter einer Filialdrogerie wird doch bloß eine eingearbeitete Kraft genommen. Bin ich Drogist?“

Eingeschüchtert wollte der Alte wahr haben, daß Julius viel mehr sei; da er die Apothekerei verstehe, so verstehe er die Drogerie, die bloß eine Vergröberung sei, doch nebenher.

„Du magst eine Vergröberung sein!“ spottete Julius aufgebracht. „Du denkst, weil der Kaiser mehr ist als ein Schneider, so muß er auch Anzüge machen können.“

Dieser Vergleich schien dem Alten so niederschmetternd, daß er kleinlaut und bekümmert verstummte.

Einige Tage später kam er aber nachdenklich nach Hause, druckste lange herum, kratzte sich im Bart und begann endlich davon zu reden, daß es doch auch sehr berühmte Apotheker zu geben scheine. Da sei ein Apotheker von Chamonix, über den in den Zeitungen stehe und der eine großartige Rolle gespielt haben müsse. Um was es sich eigentlich handelte, war ihm nicht recht klar geworden, genug, man schrieb über ihn, und das war der Gipfel menschlichen Aufstieges, soweit er denken konnte. Damit war ihm der Beruf der Apotheker mit einem schimmernden Nimbus umgeben, an welchem er ganz natürlich auch seinen Sohn beteiligte, für dessen Erhaltung und Steigerung er ihn aber gleichzeitig auch verantwortlich machte. Dies drückte er nicht so deutlich aus, aber er schlug einen so feierlichen Ton an, daß Julius, der ihn nachgerade kannte, schon hörte, wohin das zielte. Seit einem ganzen Monat saß er nun schon untätig und lebensunlustig zu Hause. Seit vierzehn Tagen hatte

er keinen Schritt mehr auf die Straße getan. Versuche zur Erlangung einer neuen Stelle waren von ihm überhaupt nicht unternommen worden. Dies alles mußte seinem Vater, der zeitlebens außer seinem Hochzeitstag und den Tagen um den Tod seiner Frau nicht eine Stunde eigenmächtig die Arbeit ausgesetzt hatte — selbst nach dem Abschluß der Bremserlaufbahn war er von seinem letzten Zug abends ohne sich umzusehen nach der Fabrik gegangen, um die erste Nachtwache anzutreten — unheimlich und aufregend sein und ihm ein Vergehen dünken. Nun fuhr er mit dem Apotheker von Chamonix nicht ungeschickt auf, und da Julius von einem solchen Kollegen noch nie gehört hatte und also nicht wußte, wie hoch dessen Größe in die Wolken ragte, so schwieg er zunächst angefochten. Zur nächsten Zusammenkunft erschien er jedoch mit einem so blassen und bittern Hohn im abgemagerten Gesicht, daß der Alte ihn gleich wenig gutes erwartend unruhig anblinzelte.

„Kannst dich nur ins Bett scheren mit deinem Apotheker von Chamonix!“ sagte er mit zitternden Lippen. „Erstens heißt das nicht Kamonix, sondern Schamonieh, und das ist einfach eine Ortschaft in der Südschweiz. Zweitens ist dein ganzer Apotheker eine literarische Erfindung, von einem schweizer Dichter ausgeheckt, und wenn du etwa denkst, er wird wenigstens da eine große Rolle spielen, so irrst du dich gewaltig. Es ist eine Satire, in welcher der Held eine lächerliche Rolle spielt, und wo er für Dummheiten und Laster schließlich gestraft wird. Hast dich wieder blamiert. Immer das greisenhafte Geschwätz um mich herum. Was verstehst du denn von mir? Nichts! Als ob ein Apotheker etwas anderes wäre als ein Zahnarzt oder Kaufmann. Immer müssen gleich übertriebene Vorstellungen sein! Bist eben ein Monarchist. Da gibt dir die Wirklichkeit wieder ein-

mal eine Antwort. Über alles macht man sich lustig, was du verehrst. Laß das doch nicht wieder laut werden; das kann man dir bloß raten, wenn man es noch gut mit dir meint."

Für die nächste Zeit war der Alte wieder völlig darniedergeworfen und abgeschlagen. Einfach einen hausherrlichen Lärm nach seiner Gewohnheit anzurichten, um Julius wieder zur Arbeit zu treiben, wagte er bei dem großen Geist und der Bildung seines Sohnes nicht, auch hingen ihm noch andere Bedeutungen mit der Eindrucksfähigkeit von geheimen Schauern um diese bleiche und ernste Gestalt, die sich von Tag zu Tag verdichteten. Er sah ihn allmählich als Märtyrer der Liebe und der fremden Überheblichkeit, und als solches Symbol begann er ihn nachgerade beinahe zu hegen und in seiner Vorstellung zu steigern — gerade so, wie es Julius selber mit wenigen schlichten Worten ganz richtig festgestellt hatte. Mit Ehrfurcht im Blick und grimmiger Zärtlichkeit in der Miene ging er schweigend um ihn herum, bewachte ihn, schob ihm die besten Bissen beim Essen hin, die er nicht beachtete, und da es ihm unmöglich war, in seiner innern gespannten Verfassung ganz auf den Schnaps zu verzichten, verdünnte er ihn wenigstens stark mit Wasser, damit er Julius weniger schaden sollte.

Das alles aber waren wirkungslose Versuche eines selber hinfälligen alten Menschen, ein hereinbrechendes neues Verhängnis aufzuhalten und wennmöglich abzuwenden. Julius schwand sichtbar dahin, und wie er äußerlich allmählich eine beängstigende Ähnlichkeit mit seiner Mutter an sich hervorbrachte, so folgte er ihr auch sonst, ohne daß jemand so weit dachte, still und hartnäckig auf den Wegen, die sie aus der Welt geführt hatten. Alle seine unaufdringlichen und ihm mehr diktierten als von ihm ersonnenen Demonstrationen der

innern Verzweiflung — das Rauchen, Trinken, die Verweigerung von Speisen, der unmäßige Genuß von Kaffee, die Abschließung vom Leben draußen und von frischer Luft und Bewegung — zeitigten in ihm schließlich eine ruhige Widerstandslosigkeit gegen jene Bitternis, die dem Leben und dem warmen Blut der Lebenden beigemischt ist, um jede Stunde des Tages und der Nacht den Selbsterhaltungstrieb in ihnen zu entfachen. Dieser Trieb erlosch bei ihm unaufhaltsam und machte einem gefährlichen Verständnis für Vernichtung Platz — einem neuen Sinn für Nichtsein, der dies bereits in sich enthielt und eigentlich schon dessen Einleitung bedeutete. Unwillkürlich mengten sich Gedanken über den Tod in seine Betrachtungen, wo sie sich zuerst noch etwas unruhig, aber bald immer selbstverständlicher und heimischer einfügten. Mit Ahnungen hatte er, wie er selber fest glaubte, noch keine Erfahrungen gemacht, und nach seiner Meinung gab es dergleichen überhaupt nicht, da es der Wissenschaft widerstrebte; er betätigte die seinen methodisch, indem er über den Vorgang des Aufhörens las. Später unterrichtete er sich genauer über das vielgenannte Nirvana, dem er mit sehr ernsten Augen gefaßt entgegensah.

Um Furchtempfindungen in ihm aufkommen zu lassen, war vorläufig seine Liebesverzweiflung zu tief und übermächtig; ihr gegenüber schien ihm alles unbedeutend und jede Lebensbedrohung als eine Erlösung. Daneben ging sein Herz außer jeder Ordnung und tat ihm nun auch beinahe ständig weh. Er magerte schreckenerregend ab; unter seinen Augen bildeten sich tiefe Höhlen; die Ohren standen ihm weit vom Kopfe weg; der Schnurrbart schien ohne Verbindung mit dem Gesicht unter der magern Nase in der Luft zu hängen; die Backenknochen traten ihm hart und von trockener Haut

wie mit Leder überspannt über den eingefallenen Wangen hervor. In der letzten Zeit hatte er es auch aufgegeben, sich zu rasieren. Ein rötlicher Stoppelbart umrahmte seine bleichen Züge und gab ihm einen unsäglich verwahrlosten Ausdruck. Sein Haar war nachgerade viel zu lang und hing ihm in Büscheln ins Genick. Er schien es nicht mehr zu kämmen, und auch den Schnurrbart pflegte er nicht mehr. Kaum daß er sich noch wusch; an manchen Tagen unterließ er auch das. Seit Wochen hatte er keinen Kragen mehr getragen; auch das Hemd schloß er neuerlich nicht mehr, so daß immer seine knochige Brust mit der doppelten Elendsleiter der Rippen sichtbar wurde. Sein Blick war ganz erloschen. Seine Fingernägel, die er sonst so aufmerksam behandelt hatte, waren lang und zum Teil abgebrochen und unrein. Nie zog er mehr Stiefel an; er schlurfte immer in Hausschuhen herum. Anreden auf seinen Zustand hin nahm er sehr ungnädig und mit dem bittern Spott auf, den er neuerlich an sich hatte. Als der Alte eines Tages einen Gewaltstreich auf ihn ansetzte und den Arzt kommen ließ, schloß er sich ein und machte auf alles Klopfen, Ermahnen und selbst Schimpfen des Alten nicht auf, bis der Mann wieder fort war, und noch stundenlang nachher hielt er sich erregt und leidend in seiner Höhle. Nachher überschüttete er seinen Vater mit einer Flut so bitterer und ehrenrühriger Bemerkungen, daß er vor der Wiederholung eines solchen Versuches sicher sein konnte, und der Alte beinahe weinte vor Wut und vor Gram um seinen einzigen Stammhalter, der ihm so eigensinnig hinsiechte.

Wie schwach Julius schließlich war, ahnten aber auch seine Angehörigen nicht. Für die kurzen Gänge zu Tisch und zurück nahm er sich zusammen. Die übrige Zeit verbrachte er liegend auf seinem Bett. Noch später ging er berechnend den Wänden nach und faßte sich unauffällig

an den Gegenständen ein bißchen an, bis er sich unter großer Geistesgegenwart wieder an seinen Platz gebracht hatte. Als er endlich fest liegen blieb, schien das daher lange nicht, was es wirklich war, zumal er zuerst eine Erkältung vorschützte und sich immer mit einem Buch in der Hand betreffen ließ; sobald er aber allein war, ließ er es apathisch sinken und schloß müde die Augen, die nun für jeden schärfer zusehenden Blick einen ausgesprochenen Ekel an der Welt und ihren Gegenständen bekundeten. Bloß der Gedanke an seine Liebe und deren Mittelpunkt — die Gestalt Almas — behielt ihm seinen Wert und die unwandelbare Leuchtkraft, die er immer besessen hatte, ja, in der letzten Zeit enthielt er ihm eine beinahe religiös gesteigerte Bedeutung durch eine Opfertat, die er verrichtet hatte. In seiner Brieftasche lag ein Testament, das er in einer der letzten Nächte auf seinem Krankenlager verfaßt hatte, und worin er Alma bindend und rechtskräftig als seine Erbin einsetzte. Alle seine Bücher, Kleider, die Uhr, sein Erspartes auf der Kasse, und was er sonst besaß sollte eigentümlich auf sie übergehen mit der Freiheit, damit zu machen, was sie wollte. In diesem Bewußtsein ruhte seine blasse Seele wie in Mutterarmen. Ein Lächeln ging ihm geheim auf, sobald er den innern Blick nach jener Gegend richtete. Irgendwie war er nun doch noch Sieger über sein Unglück geworden. Seinem Vater hatte er zwar Idealismus — „Monarchismus" — vorgeworfen, aber was er tat, das ging weit über alles hinaus, was der Alte Zeit seines langen Lebens in diesem Sinn geleistet hatte. Immer war es ihm, als hätte er gebetet, wenn er eine Zeitlang an das Testament gedacht hatte.

Aber allmählich fühlte er noch etwas anderes. In ihm bereitete sich ein freundlich unerbittliches Freiwerden auch von diesem irdischen Verhältnis vor. Bereichert

und von ihm gesegnet mochte S i e im Licht weiter-wandeln; ihm war ein anderer Weg nun schon fest vorgezeichnet. Auch Er: in großem Anstand verabschiedete sich Julius von ihm; das mußte er zugeben. Eine Ehre war der andern wert. Eine Großmut forderte die andere heraus. Mochte Felgentreu erfolgreich sein und die Welt noch lange durch seine Tüchtigkeit und heitere Kraft erfreuen. Er, Julius, war ein Kind des Unglücks und ein Kandidat des Todes nicht erst seit „dieser Geschichte"; er war in zarter Jugend bereits der Karrieresucht und Habgier geopfert. Auf diesem Punkt blieb er unversöhnlich und verzieh nicht. Die wenn auch törichte und schädliche Liebe, die sich in dieser Lenkung seines Lebensweges ausdrückte, weigerte er sich, zuzugeben. „Liebe muß klug und heilsam sein, sonst ist sie etwas anderes — Zerstörung oder dergleichen. Ich will es nicht wissen!" dachte er standhaft. Von Liebe glaubte er nachgerade selber einen Begriff zu haben und sprach sich ein Recht zu, wenigstens insofern ein Urteil zu fällen. Felgentreu dagegen gab er neidlos noch eine viel größere und feurigere und glänzendere Liebeskraft zu; vor ihm verstummte er in Ehrfurcht als ein Schüler und Stammler.

Schließlich aber trat ihm auch dies immer mehr zurück. In langen stillen Stunden seiner Tage und noch mehr seiner Nächte fühlte er jene Ähnlichkeit mit der Mutter, die seine Angehörigen — besonders Klara — an ihm bemerkten, auch auf sein Inneres übergreifen und von da geheimnisvoll auflösend und irgendwie s t r a h l e n d wieder aus ihm hervorbrechen. Diese Wahrnehmung hatte ihn zuerst etwas bestürzt wie eine übernatürliche Verklärung oder himmlische Ehrung, wenn man so will, und einige Tage kämpfte er sogar bescheiden dagegen, weil er sich diesen Wert objektiv nicht zusprach. Aber dann erkannte er erschüttert, daß es die M u t t e r war,

die hier von ihm Besitz ergriff, und von da an wurde er still und ließ die Wandlung gewähren. Wie im Traum sah er die schon sehr trüben Gestalten seines bisherigen Lebens an seinem Bett erscheinen und wieder verschwinden, ohne daß sie einen Eindruck auf ihn hervorbrachten. Kaum bemerkte er, wie kraftlos seine Lunge nun schon nach Luft rang, wie zerrüttet sein Herzschlag ging und wie schwer seine absterbenden Glieder dalagen; kaum daß er mit großer Überwindung immer wieder eine Bewegung damit ausführte, um gewohnheitsmäßig seine Angehörigen weiter zu täuschen. Als dann doch der Arzt kam, bemerkte er es zunächst gar nicht. Erst hielt er ihn für seinen Vater, und dann sprach er ihn für Felgentreu an. Wie er darauf eine Spritze bekam, wachte er zwar auf und erkannte mit einem aufmerksam wahrnehmenden Blick, um was es sich handelte. Die Sonne schien ins Zimmer herein. Draußen irgendwo lärmten Kinder. Der Arzt sprach in ruhig mißbilligendem Ton zu seinen Angehörigen, während er seine Spritze in Julius' Arm entleerte. Klara sah weinend her, und aus den Augen des Alten drang wie aus Eisspalten ein brechender Blitz gegen den Arzt vor. Julius war noch imstande, klar und deutlich zu sagen: „Das konnten sie nicht wissen. Ich habe mich verstellt!" Zugleich bedachte er, daß er seinem Vater nicht trauen konnte, und wie um Zeugen zu haben, bemerkte er dringend: „In meiner Brieftasche liegt mein Testament. Ich habe alles Fräulein Alma vermacht!" Aber damit war offenkundig seine letzte Lebenskraft aufgebraucht. Er versank wieder in seine innerlich leuchtende Schlafsucht, die ihm seine Mutter zu sein schien. Seufzend, wie in ein weißes hoch aufgeschüttetes Bett wühlte er sich leicht und willig in sie hinein, und von da an war er für seine irdischen Angehörigen verloren.

Drei Tage lag er noch still und nur selten mit seiner Mutter flüsternd da. Speisen nahm er kaum noch zu sich. Gegen die Spritze, die ihn schmerzte und störte, wehrte er sich, und der Arzt ließ sie, da er einsah, daß sie doch nichts mehr rettete. In seiner Sterbenacht regnete es. Über irgendeinem fernen Teil Berlins ging ein Gewitter nieder. Es donnerte leise, und ab und zu zuckte ein fahler Blitzschein durchs Zimmer. Die ganze Nacht kämpfte er mit offenem Mund um Luft, bis er um vier Uhr den letzten Seufzer tat. Eine Weile hatte er darauf mit hängendem Kiefer schon ganz still gelegen, und Klara, die getreulich bei ihm wachte, dachte, es sei alles zu Ende, als er noch einen kleinen Nachseufzer tat und dann mit einem wunderbar zufriedenen Ausdruck den Mund schloß, als ob er sagen wollte: „Objektiv erledigt!"

XXI.

In den nächsten Tagen warf der Briefträger bei Felgentreus eine Post durch den Türschlitz, womit die Familie Lippke wieder einen Todesfall bekannt machte. Anton und Klara Lippke zeigten auf einem großen schwarzgeränderten Bogen das allzu frühe Ableben ihres Sohnes und Bruders schmerzerfüllt an. Alma las draußen regungslos. Dann schob sie Emil das Blatt mit stillem Ingrimm blaß vor Furcht und Widerstreben hin und sagte auch im weiteren kein Wort dazu, aber sie fror und zitterte und ging vorzeitig zu Bett, weil sie Schmerzen bekam. Er wachte grübelnd und sich mit seinem Geist befragend lange bei ihr und die übrigen Stunden bis zum Morgen in seinem Bett. Die Nacht verging beiden schlaflos und vom Gram der menschlichen Hinfälligkeit scharf benagt. Felgentreu litt ohne sehr zu widerstreben in großem Anstand, was zu leiden war.

Alma haßte leise, fürchtete sich weiter und begann allmählich darauf zu lauern, wie Felgentreu sich mit dem anbrechenden Tag sonstwie zur Sache verhalten werde. Mit einer Art von beschatteter Genugtuung, die sich jetzt nicht freuen konnte und knapp zufrieden war, hörte sie ihn sagen, daß man einen Kranz und eine Kondolenzkarte hinschicken müsse, und von sonst etwas war nicht die Rede. Doch machte Alma noch eine Belastungsprobe und verlangte gerade diesen Abend auszugehen. Er erhob bloß einen kleinen Einwand wegen ihrer Gesundheit und der vergangenen schlechten Nacht und führte sie dann in Vorsorge und warme Kleider eingehüllt ins Kino, wo sie den neuen dramatischen Sensationsfilm „Um der Liebe willen" zu sehen begehrte. Sie hatte in der Zeitung darüber gelesen, und irgend etwas hatte sie dabei an ihre Geschichte mit Julius denken machen. Sie sah mit roten Wangen gespannt bis zum Ende zu; an einigen Stellen weinte sie leise, und die Nacht war sie noch einmal hingebungsvoll und gläubig wie eine Braut.

Aber da Schwangere ein kurzes Gedächtnis haben, hielt auch das nicht lange vor. Durch den nächsten Tag begann sie wieder zu zweifeln und zu rechnen, bis sie eine neue Prüfung für ihn ausgekundschaftet hatte; da sie seine standhafte Weigerung bedachte, mit Meta zur Kirche zu gehen, verlangte sie am dritten, der ein Sonntag war, hingeführt zu werden. Er bemerkte das gespannte Licht in ihren jetzt immer etwas feuchtglänzenden Augenwinkeln, aus denen sie ihn beobachtete, begriff durch das nie versagende Medium seiner Liebe auch dies und erklärte sich bereit. Er zog seinen feierlichen schwarzen Rock an, und sie ihr dunkles Kleid, und so wanderten sie miteinander zur Kirche. Felgentreu sah dort von seinem Platz aus freilich nicht viel mehr als das rechtlich gesammelte und nun beinahe strenge Gesicht seiner Gelieb-

ten, das sie mutterhaft reif zuerst dem Altar und dann der Kanzel zugewendet hielt. Dabei spürte sie sehr wohl, daß Felgentreu keinen Blick von ihr wandte, und genoß das Bewußtsein traurigernst als einen bittersüßen Trank ihrer Wirklichkeit — der einzigen, die ihr das immer strenger leuchtende sittliche Gestirn unzerstört noch gelassen hatte. Außer ihm gab es nichts mehr für sie; ihr Leben lag nun in seiner Hand — für sie ein Gefühl von bewegender Schicksalsschmäle. Die Hinfälligkeit der bürgerlichen Garantien, von denen sie moralisch bisher gelebt hatte, glaubte sie bloß durch größere Unbeweglichkeit auf dem einmal besetzten Platz ausgleichen zu können, und insofern war sie voll neuer konservativer Bestrebtheiten, die seinem Freiheitsdrang auf mehr als nur einem Weg und unerbittlicher, als er es je bei Meta erlebt hatte, entgegen waren. Einmal dachte sie daran, daß heute nachmittag Julius begraben werden sollte, aber sie verweilte nicht bei dem Gedanken; sie vertiefte sich mit jener lutherischen eigensinnigen Sachlichkeit, die ihr aus der Konfirmandenzeit noch geläufig war, in die Worte des Pastors. Endlich sprach dieser den Segen, und ausdrücklich nahm sie davon einen Anteil für ihr Kind an sich. Felgentreu überließ den seinen ganz der Geliebten und war übrigens froh, als die Orgel wieder aufklang; das war eher etwas für ihn. Keins von beiden hatte jene stattliche ältere Frau bemerkt, die ihnen beim Austritt aus der Kirche mit einem großen grauen Blick voller Einsamkeit und ungelöster Fragen nachsah und darauf mit leicht zusammengepreßten Lippen und etwas gebeugter als vorher die Kirche durch einen anderen Ausgang verließ.

Eine neue Milde außer gegen ihren Mann brachte aber Alma aus der Kirche nicht heim, dafür war das Gefühl der neuen Glücksanfechtung noch zu frisch. Selbst

diese Milde war stark eifersüchtig durchsetzt, da er von Mitgefühl für Klara vielfach bewegt schien, und von Mißtrauen in das Schicksal beschwert, denn er begann wieder von der Auswanderung zu sprechen. Sie fühlte, daß er noch keineswegs fest saß. Er litt an Heimatverdruß und an Menschheitsjammer, und soviel Schwergewicht schien er aus dem neuen Verhältnis noch nicht gewonnen zu haben, daß sich seine Seele darin einbaute wie in eine Burg. Das fühlte sie voll Argwohn gegen sich selber und Kummer um ihn. Als er aber gar nicht von seinen Plänen aufhörte, ihm die ganze Welt beinahe zu klein wurde, und er sich nur noch auf allen Vieren in undurchdringlichen Urwäldern bewegte, in denen er jagen und an deren Rand er seine Farm menschenfern haben wollte, gab sie ihm zum ersten- und letztenmal ihre Meinung zu verstehen.

„Wenn es dir hier nicht mehr gefällt," sagte sie so verloren vor sich hin und mit einer an ihr unerhörten Weichheit, „so wird dich natürlich niemand halten. Das ist ja auch alles nicht schön für einen Mann, der die Freiheit liebt, und ich selber, wenn ich Mann wäre, möchte das vielleicht nicht mitmachen. Draußen ist es gewiß viel lustiger. Tue ganz, wozu es dich treibt."

Von ihrem Ton heiß überrascht wandte er ihr das Gesicht zu, aber sie erwiderte seinen Blick nicht, sondern sah wie schmerzlich gerade vor sich hin, indessen er an ihren Wimpern eine Träne wahrnahm, die ihm wunderlich zartsinnig dort aufglänzte.

„Aber Almaken," rief er aus, bloß um etwas zu antworten: „Ick rede doch nich für mich alleine! Du sollst doch mit mir kommen, du mein Mondschein. Sieh mal, was soll ick denn dort ohne dich. Det ist dir doch klar, nich! Du und det Kind, ein Hund, ein paar Ziegen und die unendliche Natur — damit, dachte ick so, sollte sich

existieren lassen. Voraus det ungeheure Meer! Im Rücken vielleicht ein Vulkan mit seiner Rauchsäule bei Tag und der Feuersäule bei Nacht. Im Urwald da brüllen die Raubtiere, aber hinter unserm Palisadenzaun da ist Sicherheit und Behagen. Und auf die alte Welt da sehen wir zurück, wie auf ein vergangenes Zahnweh — wir neuen freien Menschen. Kannst du dir dabei nichts denken, Almaken?"

Sie schwieg eine Weile mit traurigem Ausdruck.

„Und wohin willst du die Kinder in die Schule schicken?" fragte sie dann vorwurfsvoll. „Nee, nee," kopfschüttelte sie ganz unfähig, sich mit ihm zu begeistern. „Da würde ich verkommen vor Angst. Wenn du schon von Raubtieren sprichst!"

„Dann willst du's mit dem alten Lippke aufnehmen?" fragte er mit einem besorgten Lächeln zurück. „Und mit den Gespenstern der alten Welt?"

Dazu schwieg sie wieder, und er ließ unsicher geworden diesen Gegenstand fallen. „Es braucht natürlich kein hinterindischer Urwald zu sein!" sagte er noch. „In England könnte ick eine jute Stelle haben." Aber ihm selber hatte diese Aussicht schon nicht mehr jenes verlockende Licht der Freiheit, und sehr nachdenklich verstummte auch er.

Am späten Nachmittag dieses Sonntags nach geschehener Beerdigung, kaum daß der frisch verwaiste Lippke sein Wächteramt wieder angetreten hatte, fiel Klara wieder wie ein heimatloser verängstigter Vogel bei den Felgentreus ein. Sie hielt es zu Hause nicht länger aus, war ganz durchschüttelt von Grauen und Verlassenheit, und fand die Freundin auch jetzt kein gutes Wort für sie, so vertraute sie auf Felgentreus Großmut. Emil, der voraussehend auf ihr Klingeln öffnen ging, empfing sie brüderlich wie immer.

„Du hast heute einen schweren Gang gemacht," sagte er teilnehmend. „Nu wirst du dich bei uns ausruhen."

„Warum sind denn Sie nicht mal ein bißchen gekommen?" fragte sie aufweinend, indem sie ihren schwarzen Hut absetzte. „Ich hatte mich so furchtbar nach einer lebendigen Menschenseele gebangt!"

„Kind," erwiderte er ernst. „Ick hab jetzt hier meinen Platz. Der Mensch kann sich nicht zerreißen, und es gibt Dinge, die muß jeder für sich alleine durchmachen." Er nahm ihr freundlich das Jäckchen ab. „Kalt ist dir auch," bemerkte er dann, als ihm ihr Zusammenschaudern auffiel. „Laß man, wir haben eine warme Stube jemacht. Beim Weinen verliert der Mensch Wärme, das kenn' ick nu schon. Kannst dich jleich zu Alma setzen; die ist vom Ofen auch nicht mehr wegzukriejen."

Klara war im Lauf der letzten Ereignisse älter und sichtbar reifer geworden. Alma, welcher das Gespräch schon zu lange gedauert hatte, bemerkte dies und verschiedenes andere mit einem raschen prüfenden Frauenblick von ihrem Sofaplatz aus; sie empfing das hübsche Mädchen nicht unfreundlich aber zurückhaltend und mit einem geheimen Schauder, und Felgentreus Anordnungen durchkreuzte sie sofort, indem sie Klara einen Stuhl beim Ofen zuwies und ihn an ihre Seite befahl. Auch von dem entfernteren Platz aus nahm sie noch mit scheuem Widerstreben die Düfte der Verwesung wahr, die von dem Mädchen ausgingen; sie hatten sich in Klaras Kleidern und Haaren festgesetzt und fingen sich nun in der Wärme an zu entwickeln. Unstet und an der leiblichen Schwester eines gefürchteten Toten gramvoll leidend, begann sie dann ein fahriges Gespräch mit ihr. Klara sagte auf Felgentreus vorige Bemerkung zurückkommend und die Wärme hier genießend, daß sie die letzten Tage viel habe frieren müssen; der Vater erlaubte noch nicht,

daß geheizt würde, und im Zimmer des Toten hätten ohnehin die Fenster Tag und Nacht offen gestanden.

„Warum behaltet ihr eure Toten auch so lange im Hause?" fragte Alma angreifend. „Die lassen doch jetzt alle gleich nach der Leichenkapelle schaffen."

„Ja, das hab ich auch Vater gesagt," bemerkte Klara betrübt und ein wenig verwundert. „Aber er hat die ganzen Tage auf nichts gehört und keine Antwort gegeben. Ist nur immer um den Tisch in der Wohnstube gelaufen und dann plötzlich mit langen Schritten zu Julius. Dem hat er eine Zeitlang ins Gesicht gestarrt, und dann wieder in die Wohnstube zurück. — Und die meiste Zeit war er wohl auch betrunken," setzte sie mit gesenkter Stimme hinzu. „Das weiß man bei ihm nie sicher, weil er sich so in der Gewalt hat, aber er hat furchtbar viel zu sich genommen. — Nee, nee, diese Tage waren zu schrecklich!" schluchzte sie wieder auf. „Und kein Mensch kam ins Haus. Das war, als ob da einer der Pest erlegen wäre."

Eine Zeitlang war es still. Alma hatte rote Flecke auf den sonst eher nun etwas blassen Wangen. Emil beobachtete sie heimlich und nicht ohne Sorge. Klara weinte leise vor sich hin. Der Geist des Verstorbenen ging fühlbar durch das Zimmer.

„Immer hatte er was Geheimnisvolles für sich alleine," klagte Klara weiter. „Und so ist er auch geheimnisvoll gestorben. — Dich hat er verehrt wie eine Heilige!" wandte sie sich mit dem ihr heute eigentümlichen Kopfschütteln zu Alma. „Einmal nachts, als er schon an seiner Krankheit litt, kam er in meine Kammer und sagte mit so einer traurigen Stimme: ‚Grüße Fräulein Alma von mir und sage ihr, daß ich sie immer geliebt habe!' Sowas von Anhänglichkeit wird dir nicht zum zweitenmal begegnen."

Wie gelähmt witterte Alma nach dem geheim webenden Leichenduft, und in ihren Augen gestaltete sich das Bild des Toten von düsterem Licht und einer fast unwiderstehlichen Anklage umflossen. Aber ihre Lippen preßten sich auflehnend zusammen, und solange Klara von ihrem Bruder sprach, gab sie keinen Laut von sich. Dagegen verlangte sie einmal eine Zigarette von Felgentreu, und die rauchte sie mit einer gewissen Starre, um den Leichenduft zu bekämpfen und etwas zu tun, von dem sie glaubte, daß es in vollkommenem Widerspruch zu jenen Vorgängen stehe. Bloß Felgentreu ließ hie und da eine teilnehmende oder aufmunternde Bemerkung hören. Da Alma nicht daran zu denken schien, erhob er sich einmal, um noch Tee zu machen, aber Alma rief ihn sogleich nervös an, was er denn in der Küche so lange zu schaffen habe? Das Alleinsein mit ihrer Freundin verursachte ihr eine gramvolle Furchtempfindung, so daß sie sich wie ein Kind nach seinem hellen Schopf bangte. Plötzlich aber begann sie in einer Art von Gegenangriff gegen die Gespenster von der Scheidungsfrage zu sprechen.

„Emil ist die Woche auf dem Termin gewesen und wollte den Prozeß rückgängig machen," bemerkte sie mit vorwurfsvollem Ton zu Klara. „Daß er mit einer andern Frau gegangen ist, bestreitet er, aber die böswillige Verlassung kann er nicht bestreiten, oder er muß zu seiner ersten Frau zurückkehren. Und das ist natürlich vollkommen ausgeschlossen. — Du kannst das deinem Vater sagen. Emil hat getan, was er konnte, obwohl er euch gar nichts schuldig ist. — Was bildet sich dein Vater eigentlich ein? Nun wird er Emil wahrscheinlich wieder beschimpfen und bedrohen und wird ihn als Lügner hinstellen. — Aber du sollst dir das jetzt nicht mehr gefallen lassen," verlangte sie sich erbitternd von Emil. „Ich will das nicht länger haben. Du stehst hoch über

dem allen. Je mehr du nachgibst, desto mehr verlangen sie von dir."

Klara wechselte einen aufgescheuchten Blick mit Felgentreu, während sie unwillkürlich die Hand aufs Herz legte. Am kleinen Finger glänzte ein schmaler Goldring, den ihr Alma in der Frühlingszeit ihrer Freundschaft zur Konfirmation geschenkt hatte. Das Geld dazu war von Felgentreu gekommen.

„Aber Alma — von wem sprichst du denn?" entsetzte sie sich dann, bevor Emil dazu kam, etwas zu sagen. „Was habe ich damit zu tun? Das ist mir doch schrecklich genug — der ganze Streit und die Ungerechtigkeit. Warum bist du auf einmal so gegen mich, Almaken, meine einzige Freundin? Hab i ch etwas gegen dich oder deinen Felgentreu unternommen!"

„Gegen Felgentreu unternommen auch!" versetzte Alma aufgebracht. „Dazu hat er dir gerade Ursache gegeben. Was mir das heißen soll. Aber wozu hast du ihm das erzählt von Julius? Was geht ihn das an? Wozu mußte er das hören? Das hieß doch mit andern Worten: ‚Sieh mal, so weit hast du ihn getrieben!' — Mag dir das schon schrecklich sein alles, gut. Auf diese Andeutungen habe ich gewartet. Ich verbitte sie mir in meiner Wohnung. Verstanden?"

„Na, Alma, nu gehst du aber zu weit!" mahnte Felgentreu und nahm sanft ihre Hand. Sie entzog sie ihm schnell und versteckte sie unter das Tuch, das sie um hatte. „Sieh mal," fuhr er freundlich fort, „das hat Klara nich so jemeint; dafür kennst du sie auch selber jut jenug. Das jeht ihr eben alles scharf zu Herzen, und da wir ihre einzigen Freunde sind, so denkt sie, sie kann sich hier aussprechen. Das bessert ja auch nichts, wenn wir Unjerechtigkeit mit Unjerechtigkeit verjelten wollen. Ein

anständijer Mensch wie du, tut sich bloß selber weh damit."

„So, nun setzt du mich noch auf die gleiche Stufe mit deinem Lippke!" sagte sie zitternd. „Ich bin ungerecht, weil ich mich für dich aufrege, aber Lippke hat dein Mitgefühl, weil er dir an die Hose spuckt. Der Mann gehört überhaupt in Verwahrung genommen, der ist nicht mehr ungefährlich," eiferte sie um ihn. „Das sage i ch! Und m a g Klara so unschuldig sein, wie du sie befindest. Was einem angenehm ist, daran glaubt man. Vielleicht bin ich schlecht und habe einen verdorbenen Charakter, was weiß ich. Aber ich kann das nicht mehr. Ich bin den Leuten nichts schuldig. Ich habe nichts versprochen, was verfolgt man mich mit diesen Geschichten, mit diesem Menschen, der sich aus Schwäche totgrämt, weil er sich weiß Gott was einbildet. Was hat sie diesen Leichengeruch in unsre Wohnung zu schleppen? Sitzt da und guckt mich mit großen treuen Augen an und strömt seinen Verwesungsduft aus. Wieso ist sie da treu, wenn sie mir das antut? Sie soll gehen. Ich werde verrückt von diesem Geruch und von diesem schwarzen Zeug! Mir dreht sich der Magen und das Eingeweide um. — O Gott! O Gott! Was geht mit mir vor? Hilf mir doch, Emil! Verlaß mich nicht auch noch! Nein, nein, ich will zu Bett." Sie richtete sich am ganzen Leib zitternd an ihm hoch. „Ach mein Gott, was ist das für ein Leben. Wie einem alle zusetzen! Kann man nicht endlich sich freuen?" Mit einem dunkel flackernden Blick voll unüberwindlichen Leidens sagte sie zu dem bestürzten Mädchen: „Komm vielleicht später wieder." Und sich selber bekämpfend fügte sie hinzu: „Wenn du nicht mehr nach Toten riechst und aussiehst." Von neuem schaudernd sah sie schnell wieder weg, zauderte noch einige Sekunden gequält und schleppte sich dann seufzend und trocken

schluchzend an der Schulter Felgentreus nach dem Schlafzimmer.

Ganz unfähig, sich zu regen, blieb Klara allein zurück. Sie hörte drinnen ihre Freundin, die sie verstoßen hatte, mit heißem Mitgefühl ihren Zustand bejammern und ihren Charakter verurteilen, hörte sie frieren, für Felgentreu fürchten und über Übelkeit klagen, und zwischen hinein fragte sie nach Klara. Felgentreu sagte, daß sie noch draußen sitze, dazu schwieg Alma still. Gleich darauf kam er selber und bat sie mit ganz unverändertem Ton, noch mit dem Gehen zu warten, bis er sie hinauslassen könne. Er ging in die Küche und machte dort vom aufgesetzten Wasser anstatt Tee anzubrühen, heiße Flaschen, und diese Wärme schien Alma im weiteren zu beruhigen. Nach zehn Minuten kam er mit dem Bescheid zurück, daß sie schlafe.

„Nu wird sie bis gegen Morgen nich wieder aufwachen," bemerkte er dazu. „Sie schläft wie eine Tote die Nächte durch."

„Ich soll jetzt wohl gehen?" fragte Klara traurig. „Ja, ja, ich gehe schon. — Ich habe doch so ein Grauen in die leere Wohnung zurück. — Alma kann sich nicht mehr vor uns fürchten, als ich es tue!" klagte sie kopfschüttelnd. „Solange Vater nachts da war, ging das noch. — Ich glaube, ich werde mir was antun."

Er legte ihr wie ein großer Bruder die Hand auf die Schulter.

„Das wirst du nich, Klara!" sagte er begütigend und zum Zutrauen redend. „Sieh mal, dazu hast du ja gar keinen Anlaß. Glaube an Gott! Gegen das Grauen sprichst du ein herzhaftes Gebet für deinen dahingegangenen Bruder und für deinen Vater, der es schwerer hat, als du. Für dich werden bessere Zeiten kommen, aber für ihn ist das Leben zu Ende. Darfst die nächste Zeit

auch ruhig ein bißken mehr in den Spiegel kieken, das schadet jar nischt, wenn es in jesunder Freude jeschieht. Der Spiegel zeigt dir deinen Jugendreiz, und wenn du begreifst, wer du bist, so verliert sich die Einsamkeit und kommt dafür die Lebenslust und Zuversicht. Damit fangen dann viele gute Dinge an, kannst du mir glauben."

Stark von ihm angezogen faßte sie dankbar und in etwas mehr als schwesterlicher Aufwallung seine Hand, ließ sie jedoch schüchtern wieder fahren, weil sie daran dachte, daß er Alma gehörte, und mit verwaistem Ton sagte sie seufzend:

„Ich bin ausgestoßen und ganz alleine. Gott ist mit den Großen, der macht sich nichts aus so kleinen Mädchen. Meine Mutter und mein Bruder haben sich aus dem Elend davongemacht. Und mein Vater — was mit dem noch wird, das weiß ich nicht. Da kann mir bloß ein Mensch helfen — kein Beten und kein Spiegel."

Sie sah ihn als kleine Realistin mit einem traurigen Lächeln an. In der Treppenbeleuchtung — sie befanden sich bereits außerhalb der Wohnung — ging ein seltsam ergreifendes geheimes Leben durch die Falten ihres schwarzen Kleides. Unter ihren Pupillen hingen goldene Lichttropfen, die wunderbar kindlich und zugleich doch auch frauenhaft herausfordernd glänzten. Reife und Jugendlichkeit kämpften spannend in ihrer guten Gestalt. Mit den Spitzen ihrer Wäsche — sie hatte die Jacke noch nicht zugeknöpft — schimmerte ihm ihre Unschuld und Gesundheit ungemein einleuchtend und für sich werbend entgegen. Das Anziehendste an ihr schien ihm aber ihre Einsamkeit und das suchende junge Frauentum in ihren noch halb unschlüssigen und schon halb ahnenden Bewegungen. Bewundernd bemerkte er dies alles, was noch beim letzten Besuch nicht an ihr gewesen war, und unwillkürlich sagte er:

„Du wirst noch mal eine große Wirkung auf die Männer haben, Klara, laß man jut sein. All das Traurige wird von dir abfallen wie auch das Kleid, und dann steht auf einmal een reizendes junges Weib da, nach dem viele Hände greifen werden. Dann mache dich aber rar, hörst du? Denk an mich, ick hab es dir zum erstenmal gesagt."

„Wie Sie wird keiner darunter sein," zweifelte sie trübe. „Heute nacht werd ich von Ihnen träumen oder an Sie denken, wenn ich nicht schlafen kann. — Werden Sie mir das erlauben?" fragte sie geradeaus blickend.

„Liebst du mich denn, Klärchen?" fragte er betroffen. Sie nickte ernst und sah ihn offen an, und in ihre liebende Trauer versunken sagte er voraussehend wie ein Evangelist: „Dann wirst du dich auch nich mehr fürchten. — Liebenswert bist du. Alle ihr starken jesunden Mädchen seid liebenswert. Da ist so eine Frömmigkeit und Kraft in euch —! Wie das preußische Land und Wasser — so seid ihr. Nee, nee, da irrt sich Almaken. Nich nach Leichen riechst du: nach Leben und Zukunft duftest du. Det strömt aus deiner Jugend wie aus unsern Kiefernwäldern! — Weißt du was? Ick bin ja nu ein Ehemann und kann dir nich weiter helfen. Aber geh zu Meta. Sage ihr, daß ick dich jeschickt habe. Es ist jut, wenn dort der Platz wieder besetzt wird, und du auch für uns Ersatz kriegst."

Sie sah ihn immer noch an, und als er erfüllt von seiner neusten Idee schwieg, bot sie ihm mit einer leisen bedürftigen Bewegung den Mund. Da beugte er sich von ihr hingenommen über sie und küßte sie. Ihr Mund war warm und voll und erwiderte seinen Druck mit geheimer Kraft. Aber als er eben darüber zu erstaunen begann, was für ein sicheres kühnes Leben sich aus all dieser stillen Waisenschaft plötzlich entwickelte, riß sie sich auch schon

von ihm los — dies ereignete sich alles vor der Haustür auf der nächtlichen Straße —, und gleich darauf eilte sie mit leicht bewegten Schritten an den Häusern hinunter. Sie entschwand seinen Blicken ohne noch einmal zurückzusehen.

„Da, nu ist auch sie auf dem Weg!“ murmelte er, indem er endlich aufatmend ins Haus zurückkehrte. Und vor sich hinnickend fuhr er fort: „Gute Art. Immer nehmt, was ihr von mir brauchen könnt, bloß Mißbrauch und Beschmutzung könnte ick nich jeschehen lassen. Nämlich da wächst mir jetzt nich nur ein Kind — nee, da wächst mir auch Würde un Verantwortlichkeit. Sieh mal, die Freiheit — det ist die rechte Mutter. Wer sich die Freiheit nimmt, der kriegt Nachkommen, von denen er nich jeträumt hat. — Da ist nu das neue Leben, Emil!“

Denkend und verwundert stand er auf den Treppenabsätzen herum, bis das Licht ausging. Da stieg er vollends nach seiner Wohnung hinauf und trat leise ein. Bis weit über Mitternacht hinaus saß er dann voll von Anschauungen und brauchbaren Einsichten bei abgeblendeter Lampe am Bett seiner ruhigatmenden Geliebten und künftigen Kindesmutter, und als er sich endlich auch zum Schlafengehen anschickte, war er unwiderruflich ins Mannesalter eingetreten. Leise zuckte und weinte zwar noch der Wandertrieb in ihm, aber ihre Erdgeborenheit hatte im wesentlichen schon gesiegt, und unter dem sinnvollen Druck ihres Widerstandes, der einer Naturkraft entsprach, begann der Prozeß seiner Ansiedlung. An Stelle der Farm dämmerte ihm nun ein Häuschen draußen in der Arbeiter- und Beamtenkolonie.

XXII.

Für den alten Lippke lag die Leiche seines Sohnes noch unbegraben über der Erde; er konnte sich nicht entschließen, auf diesen Anblick schon zu verzichten. Dem Leibe nach ging er zwar am Sonntag abend wieder nach der Fabrik, aber im Geist stand er immer noch am offenen Sarg und schwur in die gebrochenen Augen des Toten Rache dem Übeltäter. Diese Nacht stellte er in grandiosem Schweigen seine Uhren. Eine gewisse wilde Genugtuung umgab ihn wie ein Verwesungsgeruch, der von ihm selber ausging. Er empfand es großartig, daß er all die Tage keinen Tropfen Schnaps genossen hatte, obwohl ihn das Verlangen danach beinahe umbrachte, aber er mußte jetzt „den Toten opfern" oder handeln, und einstweilen schien es ihm noch besser, zu opfern. Trotzdem schrieb er auch diesen Verzicht und die ungestillte Sehnsucht dem „Mörder" sorgfältig auf die Rechnung. Jede Minute sagte er sich vor: „Drei Tage hab ich ihm noch eine letzte Frist gegeben. Hätte er seinem zweiten Opfer die Ehre angetan und den Mut gezeigt, ihm ins Gesicht zu sehen, so würde ich ihn womöglich verschont haben. Ich hätte gesehen, ob Julius auch dann noch verzeiht, und dann hätte ich kein Recht gehabt, ihn weiter zu verfolgen. Aber er hat sich nicht blicken lassen, und er ist mir verfallen!" Dies „Ihm-verfallen-sein" war ein weiteres erhebendes Bewußtsein, das er mit sich herumtrug. Er hätte es vielleicht ebenso stark erlebt, wenn Julius dem Felgentreu „verziehen" hätte, aber da jenem der Mörder dazu keine Gelegenheit gab, so fristete er sich vorläufig dadurch, daß er ihn für verfallen erklärte.

Von diesem Brot der Verdammten lebte er eine Nacht lang; während der Tag graute, begann ihm das Herz zu zittern. Als er seine Marke an die Tafel in der Portier-

loge hing, zitterten ihm die Hände. Beim Durchschreiten des Tores zitterten ihm auch die Knie. Beinahe mit jedem Schritt, den er seiner Behausung entgegen tat, nahm seine Erregung zu. Mehrmals tasteten seine Hände nach der Brusttasche, wo er die letztwillige Verfügung des Verblichenen aufbewahrte. Während er den finstern schmutzigen Torgang nach dem Hof zu durchschritt, meinte er, es müßten ihm neben der Kehle noch Kiemen aufspringen, damit er weiter atmen konnte. Er hatte nicht den Mut, nach seinen Fenstern aufzusehen. In seinem Kopf herrschte eine betäubende Stille; nur tief in seinem Ohr schwang ein leiser peinigender Ton der Vernichtung, und er begriff sofort, daß nun sein ferneres Schicksal davon abhing, ob dieser Ton sich nähern und verstärken oder sich entfernen und wieder versinken würde. Und dann hatte er das deutliche Gefühl, in einen knurrenden Abgrund von Leere hineinzugleiten, auf dessen Grund ihm nun nach seinem letzten Versuch, sich daran vorbeizuschleichen, das Unerbittliche selber begegnen mußte.

Mit flackerndem unsicherem Blick betrat er seine Wohnung. Scheinbar wie immer hing er seine Mütze an den Haken, aber er tat es mit der würgenden Erwartung eines Menschen vor der Verurteilung. Noch gab er sich einen Aufschub, und anstatt in das Zimmer seines Sohnes, wohin es ihm mit qualvoller Gewalt zog, ging er ins Eßzimmer. Es war leer, aber der Tisch für den Kaffee gedeckt. Als er nur zwei Tassen sah, meinte er aufheulen zu müssen, aber gleich erinnerte er sich an den Mörder, und daß er ihm verfallen war, und beruhigte sich. Auch konnte er ihn dadurch „strafen", daß er ihm oder vielmehr seinem Liebchen die letztwillige Verfügung unterschlug. Eine Zeitlang schritt er denkend beim Tisch auf und ab; erst als er seiner wieder ganz gewiß war, gab er dem Zwang nach und ging sogar viel fester und

trauervoller, als er erwartet hatte, nach dem Zimmer seines Sohnes. Noch vor der Tür empfing er aber wie von Geisterhand einen Schlag vor die Brust. Bestürzt öffnete er und trat ein. Leere kalte Luft schlug ihm entgegen. Die Fenster standen offen. Das Bett war auseinandergenommen. Auf allen Stühlen lagen abgezogene Kissen und Matratzen. Julius' Sachen waren in einer Ecke zusammengestellt, um den Reinigungsarbeiten Platz zu machen. Alles zusammen gähnte ihn ohne Laut brüllend an wie ein aufgerissener Rachen, so daß er erschüttert zurückfuhr und dann lange keiner Bewegung fähig auf der Schwelle stand und kleinmütig blinzelnd in das Bild seines innern Zusammenbruchs, das sich ihm hier äußerlich faßbar vorstellte, hineinstarrte.

Nach dem Verlauf mehrerer Minuten atmete er stoßend auf und wandte sich zum Rückzug. Was er gesehen hatte, das begriff er nicht, und störrisch und eigensinnig, wie er war, w o l l t e er es auch nicht begreifen, so einfach es schien. Zunächst ging er wieder nach dem Eßzimmer zurück, aber sein wölfischer Rundlauf, den er wieder aufnahm, schien ihn irgendwohin abseits zu drängen, wohin er nicht begehrte, und wovor er sich fürchtete wie das Rind vor dem Schlachthaus, wenn es Blut riecht. Fassungslos lief er ins Schlafzimmer, und als er wieder durch die Tür zurückkam, hatte er zu seiner Ermutigung einige Gläser Schnaps rasch nacheinander hinuntergestürzt. Von der andern Seite kam ihm Klara mit dem Kaffee auf dem Tablett entgegen. Sie sagte still und scheu „Guten Morgen", und der Ton fiel ihm auf, aber vielleicht wäre ihm jetzt jeder Ton an ihr aufgefallen, denn bereits suchte er einen Lückenbüßer für den abwesenden und unerreichbaren Erreger seines Unglücks. Außerdem fiel ihm auf, daß sie straßenmäßig schwarz angezogen war und auch ihre Stiefeln an hatte. Sie setzte

das Tablett auf den Tisch ab und stellte die Kanne auf den Untersatz mit der blauen holländischen Windmühle. Plötzlich kam ihm ein Gedanke, und er lief durch die Stube aus der Tür nach der Küche, an welche die Mädchenkammer anstieß. Das war eine größere Art von Verschlag, in etwa halber Höhe geteilt durch einen sogenannten Hängeboden; auch das schmale Fenster war durch diesen Boden geteilt. Der untere Raum diente zur Aufhebung und Unterstellung von allerlei Gerät, Wäsche und dergleichen, der obere war als Mädchenkammer bestimmt, und da schlief Klara, solange man diese Wohnung hatte. Da hinauf tat der Alte einen Blick, und dann kehrte er mit harten gleichsam triumphierenden Schritten zum Eßzimmer zurück.

„Wo bist du diese Nacht jewesen?" sprach er das Mädchen sofort an. „Bei welcher Jesellschaft hast du jesteckt? Du kommst mir nich lebendig von Platz, Kind, bevor du mir diese Frage beantwortet hast. Un ob du denn noch deine heilen Knochen behältst, is unjewiß. Biste bei die Feljentreis jewesen, oder biste nich jewesen? Wat? Ick heere nischt! Kannste nich lauter reden?"

Klara begriff sofort, daß sie jetzt für ihre Freiheit und vielleicht für ihr ganzes künftiges Leben zu kämpfen hatte. Sie erbleichte zwar jäh, aber sie ermaß, was für sie nun auf dem Spiele stand, erinnerte sich mit einem sozusagen betenden Gefühl vorbeifliehend an Felgentreu und nahm ihre ganze Kraft zusammen.

„Ich soll wohl nicht zu Felgentreus gehen, weil du Alma das Vermächtnis von Julius unterschlagen willst?" sagte sie leise aber mit sehr entschlossenem Blick, in dem bereits die offene Widersetzlichkeit aufglomm. „Oder sage, was du sonst gegen die Felgentreus hast —! Leben sie dir zuleide?"

„Nee, zur Freude!“ bleckte er sie an. „Bloß zur Freude, Kind. Ick kann es schon jar nich mehr aushalten vor Vergnügen, wat sie mir allens antun. Hast jemerkt, dett ich seinem Liebchen det Vermächtnis unterschlagen will? Nu sieh mal an, so'n zartes Jemüt. Dett de mir deine Jehorsamsflicht unterschlagen willst, det is dir woll noch nich so aufjefallen? Willste hören, wie sowat heißt, wo sich so aufführt gegen seinen Vater? Eene Anarchistin heißt det. Eene Nihilistin! Haste noch sonst wat zu deiner Verteidigung zu bemerken?“

„Ich brauche mich nicht zu verteidigen!“ erklärte sie fest. „Ich habe ein reines Gewissen und bin frei, zu tun, was ich will. Aber du kannst keine Freiheit leiden. Laß den andern doch auch Platz neben dir —!“

Plötzlich überfiel sie jedoch das Schrecknis, mit diesem Menschen mit dem blutunterlaufenen Blick, der ihr Vater war, allein in der ausgestorbenen Wohnung zu sein. Die Drohung der Toten, die an ihm hing wie ein moderndes Grabgewand, die kindliche Abhängigkeit von seinem Vatertum, die sie auch jetzt nicht vergessen konnte — alles das machte sie ganz schwach und hinfällig, so daß sie ihn, der sich nun auf sie zu in Bewegung gesetzt hatte, widerstandslos herankommen ließ. Mit Mühe vermochte sie sich noch seinem ersten haschenden Griff nach ihr zu entziehen, aber da er ihr den Weg aus dem Zimmer verstellte, so sah sie auch gar keine Möglichkeit, sich in Sicherheit zu bringen, und vielleicht wollte sie nun außerdem für ihre Ideale l e i d e n, sonst hätte sie sich wenigstens hinter den Tisch retten können. Beim dritten oder vierten Griff hatte er sie am Arm.

„Du Komplottiererin!“ flüsterte er leidvoll und ihr nahe in die Augen starrend. „Du Sozialdemokratin! Mit meinem Todfeind biste verbündet! Lieferst mich

meinem Verfolger ans Messer! Das Vermächtnis soll ick ausliefern un mir dann den Hals abschneiden? Hä! Die Toten ham Zeit un können warten! — Kannste nich zu deinem Vater halten? Nee? Nee? Haste davor een Grauen? Denn müssen wir dir det Grauen vertreiben. Eene Vaterhand! Noch eene Vaterhand! Fühlste schon Zuneigung erwachen? Mein Herz schreit nach Liebe, verstehste! Jerade wie Felgentreus Herz! Verstehste? Mußt mir nu zwee Tote ersetzen, Mädchen — —!"

Endlich kam wieder Leben in das stumme bleiche Bild. Mit dem Schrei: „Du tötest Felgentreu doch nicht in mir!" riß sie sich von ihm los. Einen Moment stand sie kämpfend und erschüttert vor ihm, während er sie in grimmiger Erbitterung immer weiter mit dem Blick festhielt. „Es sind wohl noch nicht genug hier gestorben!" setzte sie mit tränenerstickter Stimme hinzu. „Aber nur nicht langsam zu Tode martern —!" Doch dann schlug ihr das Blut wieder in die Wangen; mit vollem Schwung empörte sich ihr Leben gegen seine Tyrannei. „Ich bin nicht die Mutter, du! Sieh dich vor!" schrie sie ihn leidenschaftlich an. Einen fliegenden Blick warf sie noch durch das Zimmer, stellte neu bewegt fest, daß er ihr den Ausweg versperrte, und unerwartet ging sie gegen ihn vor, rannte ihn beiseite und lief an ihm vorbei aus der Stube. Aber anstatt aus der Wohnung, wie er schon vorausgesehen hatte, floh sie nur nach ihrer Kammer, wo sie die Türe hinter sich zuschlug und sich einriegelte.

Sogleich breitete sich das drohende Schweigen wieder über der Wohnung aus. Der Untermieter, über das frühe Getrampel erbost, klopfte mit einem Stock an die Decke. Lippke achtete nicht darauf; er hörte bloß Klaras Riegel gehen, und mit den Zähnen kurz aufschlagend

nahm er seine Wanderung um den Tisch wieder auf. Ab und zu drang ein Ton ihres Weinens und ihrer Kindesklagen an sein geschärftes Gehör. Dazwischen bemerkte er die fordernde Stille, die aus dem Zimmer seines Sohnes kam. Auch im Schlafzimmer regte sich gleichsam der Tod wieder; von neuem hörte er wie eine Anklage die rasselnden Atemzüge der Sterbenden durch die Wohnung hallen, und furchtbewegt wagte er sich lange nicht hinein, obwohl es ihn unaufhaltbar nach einem Schluck Schnaps gelüstete. Lange kämpfte er mit seinem Gewissen, ob es ihn mehr infolge der Vorwürfe, die es ihm machte, von dort zurückhielt, oder ihn gerade hineintrieb, um diese durch Branntwein zu übertäuben. Noch ein Grund hielt ihn ab, hineinzugehen: Klara konnte diesen Augenblick benutzen, um zu entfliehen. Wieder horchte er; in ihrer Kammer war es still geworden. Er ging hinaus und stand lange lauschend, bis er sicher war, daß sie leise weiterschluchzte. Als er daran dachte, daß sie in der Nacht noch Zeit zur Flucht haben werde, wurde er unruhig. Aber nicht lange, so kam ihm ein Einfall. Mit hörbaren Schritten ging er nach der Wohnungstür und drehte hart und laut den Schlüssel zweimal um. Darauf zog er ihn ab und steckte ihn zu sich. Den zweiten Schlüssel besaß er ohnehin selber. Den dritten nahm er aus dem Schlüsselkästchen und schob ihn ebenfalls in die Tasche. „So mein Kind!" brummte er. „Mir entkommste nich. Der Hunga un andere Bedürfnisse wer'n dir schon heraustrei'm. — Liebe muß nun sein! Tröstung will ick haben! Zärtlichkeit un Anschmiegung —!" Aber hier schien ihm plötzlich die Stimme zu brechen, und wie verwirrt stolperte er wieder ins Wohnzimmer zurück. Etwas später wagte er sich, nachdem er sich einen Ruck gegeben hatte, auch wieder in das Schlafzimmer. Er kam aber sehr rasch und mit allen Anzeichen der Un-

ruhe zurück; die Flasche brachte er mit, um nicht wieder hinein zu müssen. Getrunken hatte er nicht drinnen, das tat er erst jetzt, als er diese Tür fest hinter sich geschlossen wußte; den scheuen Blick, mit dem er sie betrachtete, wurde er aber nicht wieder los.

Bald war es ihm auch eine Qual, durch die offene Tür nach dem Vorplatz den Türrahmen von Julius' Kammer zu sehen, und er schloß sie. Aber dann wurde es ihm in dem eingeschlossenen Zimmer zu unheimlich, und er machte die Tür nach außen wieder um einen Spalt auf, so daß er doch in Verbindung mit Klara blieb, ohne jenen bleichen Türrahmen sehen zu müssen. Auf den Trost, den ihm Klaras lebendige Anwesenheit immerhin verlieh, achtete er nicht weiter, und ein Gefühl von Dankbarkeit dafür kam ihm durchaus nicht an. Er blieb bereit, sich mit seiner väterlichen Erbitterung wieder auf sie zu stürzen, sobald sie sich sehen ließ. Auf eine andere Weise vermochte er zwischen seinen zwei Toten sich nicht zu erhalten, auch war es jetzt seine Möglichkeit, sich an Felgentreu zu rächen und über ihn zu triumphieren. Deutlich stand ihm noch dessen Drohung vor den Augen, ihm das nächstemal eine Niederlage beizubringen, von der er sich nicht wieder erholen werde; die konnte ihn hier nicht erreichen. Wenn das leichenhafte Schweigen auf der einen Seite und das Todesröcheln auf der andern nicht gewesen wäre, so hätte er sich nun ganz gut befunden. Dagegen suchte er sich weiterhin durch den Genuß von Kornbranntwein zu helfen, aber der Alkohol hatte die unvorteilhafte Nebenwirkung, ihn müde zu machen. Endlich überschlich ihn nach der durchwachten Nacht und allen Aufregungen der letzten Tage und dieses Vormittags gegen Mittag eine solche Schlafsucht, daß er sich eine Pfeife mit Tee stopfte, den er im Büfett fand; er hatte gehört, daß das Rauchen von Tee besonders an-

regen sollte. Für den Abend erwog er die Absicht, Klara die Wahl zu stellen, ob sie herauskommen und ihn um seine Verzeihung bitten wolle, oder ob sie vorziehe, sich über die Nacht durch vorgerückte Möbel einsperren zu lassen, um erst morgen zu Kreuz zu kriechen. Indessen auch der Tee, so aromatisch er schmeckte, rettete ihn nicht mehr aus dem Sumpf von Alkohol, in den er nun ganz versank. Ausruhend hatte er ein bißchen auf dem Sofa gesessen, und eben dachte er noch, er wolle doch lieber sich in die Küche setzen für den Fall des Einschlafens, als ihm plötzlich die Augen zufielen. Schon nach einer Minute schlief er so tief, daß man ein Gewehr neben ihm hätte abschießen können, ohne daß er erwacht wäre. Aber es war nicht sicher, daß er nicht bei der geringsten Regung dessen, worauf sein Geist lauerte, sofort wieder bei der Hand war.

Klara war gestern abend von Felgentreu weg ziellos durch eine Reihe von Straßen gelaufen, um nur zu laufen und Raum hinter sich zu bringen. Ihr Blut war in süßem Aufruhr, aber dabei hatte sie Tränen in den Augen, und wie ein milder Stern ging ungerufen freundlich lächelnd das Andenken ihrer Mutter neben ihr. Gefühle und Worte klangen wie Taubenflügel auf, und endlich erinnerte sie sich auch daran, daß sie zu Frau Meta gehen solle, um sich in ihren Rat zu begeben. Da kehrte sie um und schlug die Richtung nach deren Wohnung ein. Doch vergaß sie, daß sie umgezogen war, und machte dann einen beinahe ebensolangen Weg bis zu ihrer neuen Wohnung. Inzwischen war es aber elf Uhr geworden und gar nicht daran zu denken, daß sie überhaupt noch ins Haus kam, geschweige bei ihr klingeln durfte. Und da sie außerdem von einem Mann verfolgt wurde, lief sie wie gehetzt nach Hause, wo sie um halb zwölf ankam. Mit widerstrebenden Gefühlen ging sie durch den dumpf

riechenden Hausgang, und schaudernd betrat sie die Wohnung, wo sie zunächst fast überall Licht machte. Wie ein Engel ging ihr nun auf Schritt und die Tritt die Erinnerung an Almas Flucht voran. Sie wußte nur nicht, sollte sie den Vater von ihrer Absicht offen und mutig unterrichten, oder sollte sie sich im Lauf des Tages, wenn er schlief, lautlos davonmachen, um diese Stätte des Jammers zu verlassen. Zum letzteren glaubte sie sich berechtigt, das andere schien ihr besser ihrer Kindespflicht und der Ehre ihrer Mutter, die sie erzogen hatte, zu entsprechen. Als der Alte nach Hause kam, war diese Frage noch nicht entschieden, und hatte sie seit einer Stunde ratlos auf dem Stuhl in ihrem Kämmerchen vor dem halbgepackten Reisekorb gesessen, weil sie fest davon überzeugt war, daß sie es überhaupt nicht fertigbringen werde, den alten Mann so kraß seinem Schicksal zu überantworten. Und sollten ihn denn nicht Wehmut und Trauer endlich milder stimmen, so daß er sich zu einem friedlichen Zusammenleben herbeiließ?

Jetzt schien ihr Almas Beispiel freilich unwiderstehlich. Zwar schlug ihr immer noch das Kindesgewissen beim Gedanken daran, wie sie ihn in der leeren Wohnung nun vollends einsam machen werde, wer ihm die Zimmer in Ordnung halten solle, und wo er essen würde, und zunächst weinte sie sich, ohne diese Fragen gelöst zu haben, auf ihrem harten Bettchen nach einer schlaflosen Nacht in Gedanken an Felgentreu und ihren ersten Liebesblick des Lebens sehnsuchtsvoll in den Traum. Als sie aufwachte, war es so still in der Wohnung, daß sie neuen Mut faßte. Die Herbstsonne schien mattgolden durch ihr halbes Fensterchen und spielte im welken Laub einer einzigen mageren Großstadtbirke, die draußen im Hof stand. Sie kam nun eine heiße Wallung nach Freiheit und Freude an und nach dem ganzen tätigen unbän-

digen Sein dort draußen; rascher atmend stand sie auf den Füßen. Vorsichtig schloß sie ihre Tür auf und horchte. Der Alte atmete tief in der Kehle schnarchend, und zuerst erschrak Klara, ihn so nahe im Eßzimmer zu hören. Aber bald sagte sie sich, daß er wieder betrunken sei, und von neuer Furcht erfaßt trat sie in den Vorplatz, um ins Zimmer sehen zu können. Er lag halb über dem Sofa, die Mütze im Gesicht und den Kopf vornüber, und auf dem Boden lag die Pfeife. Lange vermochte sie sich vor Kindesmitleid von dem Anblick nicht zu trennen. Endlich riß sie sich tief seufzend los. Schnell setzte sie ihren Hut auf, nahm ihren Schirm und ging auf den Zehen nach der Außentür, um den Schirm draußen hinzustellen und dann den Korb nachzuholen. Zu ihrer Betroffenheit fand sie die Tür verschlossen, den Schlüssel abgezogen und sogar die Kette vorgelegt.

Auf einen Moment tanzte ihr alles vor den Augen. Wie von einem Fieber befallen warf sie sich herum und lief nach dem Schlüsselschränkchen; daß auch der andere Schlüssel verschwunden war, empfand sie nur als Bestätigung einer schrecklichen Ahnung. Sie war gefangen. Mit fliegenden Händen und längst nicht so leise, wie es ihre Lage von ihr erforderte, probierte sie die andern Schlüssel durch; keiner paßte. Tief bestürzt stand sie lange da und gab alles verloren. Unentwegt klang das Schnarchen des Alten weiter; es klang ihr wie das Geräusch einer furchtbaren Pein, die sie persönlich erlitt. Ihr Vater wurde sozusagen zu einem entsetzlichen Zustand ihrer selbst. Abgestoßen und zugleich geheimnisvoll wie von einem lasterhaften Versprechen angezogen, näherte sie sich ihm wieder durch den Vorplatz, bis sie in der halboffenen Tür stand, eine Hand am Pfosten, die andere auf dem unruhig klopfenden Herzen, und die Augen groß und suchend auf ihn gerichtet. Nach ange-

strengtem Denken tat sie, immer fluchtbereit, einige weitere Schritte auf ihn zu. Endlich lag er in tiefer Bewußtlosigkeit dicht vor ihr. Er war bläulich angelaufen wie ein Vergifteter. Ein Streifen der Augäpfel glinzte durch die nicht ganz geschlossenen Lider. Der offene Mund lag tief eingefallen und drückte einen abgrundtiefen Gram aus. Klara war nahe daran, ihm bitter aufweinend zu Füßen zu fallen, aber im nächsten Augenblick schlug durch alles Mitleid ihr jugendlicher Selbsterhaltungstrieb wie eine Flamme wieder durch, und beinahe unbewußt reckte sie tastend die Hand nach dem Schlafenden aus. Noch ein Moment der letzten Scheu, dann versenkte sich diese in dessen Rocktasche, suchte ein wenig, kam leer zurück und schlüpfte ängstlich in die andere. Auch dort fand sie nicht, was sie brauchte, und von heißer Bangigkeit befallen untersuchte sie seine Westentaschen; sie waren leer. Nun stieß ihr das Weinen der Angst von unten in die Kehle, und sie wollte wieder an allem verzweifeln. Doch faßte sie noch einmal Mut und fühlte vorsichtig die nähere Hosentasche von außen ab, beugte sich herzklopfend über den Betrunkenen, der nun im Schlaf zu lallen begann, und unterrichtete sich, daß auch die andere nichts enthielt als sein Taschenmesser. Die Schlüssel befanden sich also in der Hintertasche, und auf dieser lag er. Zornig enttäuscht weinte sie auf, aber dann verwandelte sich ihre äußerste Hilflosigkeit plötzlich zur Tollkühnheit; mit tränenüberströmtem Gesicht faßte sie den schweren Körper an und wälzte ihn unter dem Aufgebot aller Kraft auf die Seite. Der Alte lallte weiter. Es tönte wie: „Na, na! Warte mal!“ Sie achtete auf nichts mehr. „Erwischt er mich, so kann er mich totschlagen!“ dachte sie zum Äußersten entschlossen. Aber im nächsten Moment hatte sie den Schlüssel. Der Alte regte sich nun und ta-

stete schlaftrunken mit der Hand aus, wie wenn er sich schützen wollte; noch einige Sekunden, und er mußte erwachen. Entsetzt bemerkte sie seine Anstalten dazu. Einen Augenblick stand sie starr und erwartend. Plötzlich riß sie sich los und lief wie von Häschern gehetzt aus der Stube. Draußen fuhr rasselnd der Schlüssel ins Schloß. Sie dachte an gar keine Vorsicht mehr. Die Tür flog auf. Sie schleppte ihren gepackten Korb hinaus und stellte ihn auf die Treppe, holte den Schirm nach, zog von innen den Schlüssel aus dem Schloß, stieß ihn von außen ein, drehte zweimal hastig herum und ließ ihn quergestellt stecken. Mochte der Betrunkene nun wach werden und Lärm schlagen; zunächst war er eingeschlossen.

Wie sie dann mit ihrem Korb die Treppe hinunter und aus dem Haus gekommen war, wußte sie nachher selber nicht genau. Es fand sich später nur, daß ein junger Mann, der sie vom Sehen kannte, sich erboten und es auch durchgesetzt hatte, ihr den Korb zu tragen; sie konnte sich nicht erinnern, wo er sie getroffen hatte: im Haus, im Hof oder auf der Straße. Er fragte, wohin es damit solle, und diese Frage weckte sie endlich, denn so weit hatte sie noch nicht gedacht. Ursprünglich war es unklar ihre Absicht gewesen, zu Meta zu gehen, aber das war ihr entfallen, sie wußte selber nicht wie, und jetzt zog sie die offene Freiheit allen andern Möglichkeiten vor. Sie sagte also, daß sie zum Bahnhof wolle, und im übrigen hoffte sie auf eine leer vorbeifahrende Droschke. Dagegen riet ihr der junge Mann, daß sie den Korb noch ganz bis zur Ecke tragen wollten, wo immer Droschken hielten, und das schien auch ihr besser. Sie gab bange zu, daß sie einen Besuch bei Verwandten auf dem Land vorhabe, fand dann aber zu ihrer Erleichterung gleich ein Fuhrwerk und verabschiedete den Jüngling vor Schüch-

ternheit ziemlich kurz. Laut sagte sie zu dem Kutscher: „Zum Lehrter Bahnhof!“ und das Gefährt setzte sich, ihr viel zu langsam und umständlich, in Bewegung. Ganz ratlos und verzagt fuhr sie darauf diesem Bahnhof zu und wußte durchaus nicht, was sie dort solle. Bis ihr endlich halb träumerisch einfiel, daß sie einmal eine Bekannte in einem Logierhaus des Marthastiftes besucht hatte, wo immer Mädchen wohnten, wenn sie eine Stelle suchten. Das schien ihr das Richtige, und als der Kutscher schon am Ziel seiner Fahrt zu sein meinte, gab sie ihm Weisung nach dem Marthastift. Ein richtiger Berliner Kutscher wundert sich nicht viel, sondern fährt, wohin Gott will. Und Klara überließ sich nach dieser glückhaften Wendung der Dinge herzlich aufseufzend ihrem weiteren Glück. Eine Strecke weinte sie noch einmal, aber im ganzen war sie vertrauensvoll und gläubig. Außerdem besaß sie ein wenig Geld infolge einer doppelten mütterlichen Erbschaft. Erstens war ihr von der stillen Frau unbeschadet aller Jugendfrische eine gewisse vorausblickende Sorgfältigkeit hinterlassen, der zufolge das Mädchen ganz unangewiesen sich durch die Jahre einen geheimen Notgroschen zusammengespart hatte. Das war geschehen nicht in der Verfolgung irgendwelcher klaren Vorstellungen, sondern mit dem stillen Instinkt des Tieres, das einfach sozusagen eine Lebenslage begriffen hat. Zu diesem mehr sittlichen Vermächtnis besaß sie seit dem Tode der Mutter noch ein materielles. Beim Aufräumen aller Schränke war sie auf ein Kästchen gestoßen, das eine Geldsumme in der Höhe von etwas über zweihundert Mark enthielt. Hatte Frau Lippke sich diese Barschaft nun ebenfalls nur so allgemein um der Vorsicht willen oder gewissen traumhaften Plänen folgend zusammengelegt: jedenfalls fand sie sich vor. Lange hatte Klara nicht gewußt, was sie damit machen sollte.

Einmal sprach sie mit Julius darüber, aber ihr Bruder interessierte sich damals bereits nicht mehr für solche Angelegenheiten. Dem Vater davon zu sprechen konnte sie sich nicht entschließen, und so war ihr schließlich der kleine Schatz zugefallen. Nun begleitete er sie in die Fremde und finanzierte ihre Selbstbefreiung.

XXIII.

Klaras Flucht war mit allen Begleitumständen nicht so heimlich vor sich gegangen, daß der Betrunkene gar nichts davon gemerkt hätte. Sein Geist machte qualvolle und geängstigte Anstrengungen zu erwachen, aber wie er auch gepeinigt um Klarheit rang, so überschwemmte doch der Alkohol sein Bewußtsein immer wieder mit neuen lauen Wellen der Ohnmacht und spülte es überlegen in den Morast der Betrunkenheit zurück, wo es von neuem untersank. Wie lange dieser Kampf gedauert haben mochte, wußte er nicht, aber plötzlich fuhr er mit einem krächzenden Schrei aus seinem Taumel auf, sprang auf die Füße und blickte verstört und verwüstet um sich, ohne zunächst irgend etwas zu begreifen. Draußen klingelte es. Auf einmal trat überklar die Erinnerung an seine Tochter und die folternden Traumgesichte vor ihn, und stolpernd lief er aus der Stube nach der Küche. Die Tür von Klaras Kammer stand offen. Ein zweiter Blick zeigte ihm, daß die Kette an der äußeren Tür abgehängt war. Wiederholt schrillte die Klingel. Als er mit hervorquellenden Augen hinlief, um zu öffnen, fand er die Tür verschlossen. Hastig suchte er nach seinen Schlüsseln; einer fehlte ihm. „Ausjekniffen!“ murmelte er. „Beraubt und fort. Kannst dir nu eene Tochter von der Straße holen.“ Eine von den Nachbarinnen hatte den Schlüssel stecken sehen und ihn abgezogen; wie in

einem Spuk befangen nahm er ihn entgegen. Er war völlig niedergeschmettert, und lange Zeit brauchte er dazu, um immer noch mehr Belege für Klaras Flucht aufzufinden und den Umfang des angetanen Hohnes abzustecken. Er verstand davon absolut nichts. Der Gedanke, daß man ordnungsmäßigen Abhängigkeiten sich durch eine Tat der Auflehnung entziehen könne, war ihm lebenslang nie gekommen, und er hatte trotz seiner Brandreden gar nicht in Betracht gezogen, daß dergleichen sonst jemand und vollends einem Mitglied seiner Familie einfallen könne.

Flackernd und furchtbar aufgeregt lief er von der Tür nach Klaras Kammer zurück, von dort leidentbrannt ins Eßzimmer, dann ungläubig wieder nach der Kammer, um sich alles neu zu bestätigen, und einmal trat er aus der Wohnung, um etwa zehn Stufen die Treppe hinunterzustolpern, aber die Knie zitterten dermaßen unter ihm, daß er es aufgab, auch fiel ihm die Aussichtslosigkeit des Unternehmens ein, da die Flucht schon vor Stunden stattgefunden haben mußte, und keuchend kehrte er in die Wohnung zurück. Dort stand aber plötzlich groß und bleich die Tür von Julius' Zimmer wie eine schweigend anklagende Gestalt vor ihm, und erschreckt lief er an ihr vorbei ins Eßzimmer, wo er in seiner Verwirrung wieder das vorige Spiel begann, sich erst einschloß und dann aus Furcht vor dem Tod im Schlafzimmer doch wieder eine Spalte öffnete. Aber diesmal war kein junges Leben mehr dort, an dem er sich trösten konnte, auch wenn er es mißhandelte, und plötzlich brach ihm vor Angst am ganzen Leib der Schweiß aus. Ohne zu wissen warum, begann er hastig seine Taschen abzugreifen. Dann wollte er sich nach seiner Pfeife am Boden bücken, bekam aber einen Schwindelanfall und ließ es. Fragend blickte er nach dem Fenster. Die Sonne war

längst aus dem Hof verschwunden; die Birke stand dürr im abnehmenden Licht. Bald mußte es Abend und Nacht werden.

Lippke nahm sich zusammen und begann vorsichtig, wie um das Grauen in der Wohnung und seine Toten nicht zu wecken, wieder hin- und herzugehen. Was mußte nun geschehen? fragte er sich. Was konnte aus dieser gemeinen, heillosen und vernichtenden Lage helfen? Hinter sich das Sterberöcheln, vor sich die anklagende bleiche Tür des Todes, dort die bis zum Wahnsinn höhnende offene des Lebens, durch die ihn Klara, die letzte Zuflucht seiner Willkür und seiner Altersangst, verlassen hatte. Aber soviel er suchte und so leidenschaftlich sein Geist umherirrte, so wollte sich doch kein Rat für ihn finden, und die Ergebnisse seiner bisherigen Erfahrungen sagten ihm obendrein deutlich, daß es auch keinen gab, der sich mit irgendeiner Forderung der Eitelkeit oder der Gier nach Liebe vereinigen ließ. Da ihm jedoch die Ergebung ein ganz ungewohnter Weg war, dessen Zugang er außerdem auch beim stärksten Willen nicht zu finden vermocht hätte, da er ihn vollkommen hatte zuwachsen lassen, so erinnerte er sich in dieser erhöhten Not an den Trost, den ihm der Branntwein seit dem Tod seiner Frau gewährte, und begierig goß er zwei, drei Gläser davon in seinen leeren Magen.

Es war, als ob in ihnen die Gestalt seines Feindes gesteckt hätte. Plötzlich stand ihm zum Fassen deutlich als Ursache alles Übels und Unglücks wieder Felgentreu vor den Augen. Er blickte ihn die Augen einkneifend und blinzelnd von Erwägungen erfüllt an. „Totjeweiht, Feljentrei!“ murmelte er dann unwillkürlich, schrak jedoch vor dem Klang seiner eigenen Stimme in der totenstillen Wohnung zusammen, und das andere brachte er in einem heiseren Flüstern vor. „Über deinem

Koppe schwebt die Vajeltung! Hast mir auffjelegt un auffjelegt, bis ick unter dem Elend zusammenbreche, das de mir anjericht't hast." Er begann die ganze Reihe der Beleidigungen und Erniedrigungen aufzuzählen vom Kaffeebesuch und dem Karussell bis zum Sarg seines Sohnes und darüber hinaus. „Mechtest woll jerne nu den Ollen zum Selbstmerder stempeln? Aba det jelingt dir nich. Zum Merda — ha, valleichte! — Wat for'n Le'm! Wenn nu die Welt mechte untajehn — det wäre eene Aleesung! Vaschwinde mir aus die Oogen! Besudle nich det Andenken an meine Frau un meine juten reenen Kinder, det hier lebt."

Tief bekümmert wandte er sich von der Erscheinung ab. Mit zitternden Händen begann er Flammen anzustecken, bis es überall hell war, wo er sich bewegen wollte. Immer verfolgte ihn nun die Nötigung, das Rasiermesser seines Sohnes aus dessen Schublade zu holen, aber er sagte sich gleichzeitig vor, daß er ja nun nicht wisse, wohin Klara alles geräumt habe, und so brauchte er nicht zuzugeben, daß ihn die Furcht verhinderte, ins Zimmer hineinzugehen. Solange er aber das Rasiermesser nicht hatte, erfuhr das Geschäft seiner Rache einen weiteren Aufschub. Er benutzte ihn dazu, sich vollends klar zu machen, daß Felgentreus Politik nun darauf ausging, in seinem verbrecherischen Glück und Sinnengenuß auch vom letzten Ankläger befreit zu sein. Als die Zeit heranrückte, wieder die Nachtwache anzutreten, wußte er vollkommen sicher, daß ihn der Feind „dem Selbstmord zudrängte", und ganz klare und in ihrer Scheußlichkeit unerträgliche Vorstellungen verfolgten ihn bereits, wie er sich mit Julius' Messer die Kehle durchschnitt und wie „ein Schwein blutend" verröchelte. Sie trieben ihn schließlich auch aus dem Haus, ohne daß er etwas zu essen oder die Lichter hinter sich zu löschen

wagte, obwohl er noch eine halbe Stunde Zeit vor sich hatte. Er aß unterwegs in einer Kneipe eine warme Wurst und etwas Kartoffelsalat und trank im übrigen weiter. Er war nun zum unersättlichen Schlund oder zu einem Sandberg geworden, in dem nichts mehr verfing. Kaum hatte er ein Glas leer abgesetzt, so gierte sein Gaumen schon wieder nach einem neuen. Bloß der Rest von Beamtenbewußtsein, den er sich durch den ganzen Zusammenbruch noch gerettet hatte, hielt ihn davon ab, sich in der Kneipe, einer wilden Sucht nachgebend, sinnlos zu betrinken. Über diese Anwandlung aufs tiefste betroffen, da sie ihm seine nahende Auflösung anzuzeigen schien, schwankte er nach der Fabrik. Der Pförtner machte heute eine Bemerkung, da ihm wieder Lippkes Aussehen auffiel, und er die Anweisung hatte, Betrunkene anzuhalten, aber Lippke antwortete ihm wütend mit einer unanständigen Aufforderung, auf die er noch einige Beschimpfungen folgen ließ, und diese beinahe blutrünstige Maßlosigkeit machte dem Beamten offenbar einigen Eindruck, jedenfalls hielt er ihn für diesmal nicht weiter auf, dagegen nahm er sich vor, über ihn Rapport zu erstatten, da von seiner Zuverlässigkeit als Fabrikwächter allzuviel abhing.

Als Lippke in den Hof trat und sich vor seinen Augen wieder all diese Gebäude, Schlote, Kesselhäuser, Schuppen und Anlagen aufbauten, regte sich in seiner Seele plötzlich eine ganz neue Empfindung dafür, die ihm bisher noch nicht bewußt geworden war, mit großer Stärke und Eindrucksfähigkeit: Haß. Irgendwie stellten sie ihm Felgentreu dar mit seiner Überlegenheit, seiner Ordnungsliebe, seiner Vernunft und seiner verdammten F r e i h e i t in allem Sichern und Dauernden. Das war vielleicht der Widerspruch an ihm, den Lippke am wenigsten begriff und der ihn am wildesten herausfor-

derte. Ihm war zumute, als gehe er durch Felgentreus Lungen und Herzkammern, während er den ersten Rundgang durch die Fabrikräume machte, und ganz erschöpft vor Abscheu und verstört vor Selbstvergewaltigung, auch unter diesen Umständen seine Pflicht zu erfüllen, kehrte er nach zwei Stunden in seine Wächterkammer zurück, wo er eine Stunde ruhen konnte. Es war ein Raum mit kahlen Wänden. Ein Tisch, ein Stuhl und ein Divan machten seine ganze Einrichtung aus. An der Wand hing noch eine Uhr, die um Zehn, um Eins und um Vier je fünf Minuten lang mit einer eisernen Glocke rasselte und klirrte, daß Tote davon aufwachen mußten. Bis dahin hatte ihn dieser rücksichtslose Lärm gleichgültig gelassen, da er keine Nerven und auch kein besonders entwickeltes sittliches Selbstgefühl besaß, das sich dadurch herausgefordert fühlte.

Auch jetzt warf er sich wie immer auf den Divan und versank sofort in Schlaf; hier verfolgte ihn kein Sterberöcheln, und keine Tür hielt ihn im Bann. Aber als Schlag Zehn die Glocke an der Wand zu lärmen anfing, fuhr er so aufgeschreckt und verwirrt in die Höhe und auf die Füße, daß er im ersten Trieb sinnlos davonlaufen wollte. Dann erinnerte er sich mechanisch an seine Aufgabe und faßte sich. „Ja, ja, schon gut!" knurrte er. „Ich weiß nun!" Nachdem er jedoch dergestalt zu erkennen gegeben hatte, daß er seine Pflicht kannte und zu erfüllen bereit war, und die Glocke davon ganz unbeeinflußt rasselnd weiterdröhnte, erfaßte ihn plötzlich eine bodenlose Wut. „Halt die Schnauze, verdammtes Aas!" schrie er zu ihr hinauf. „Siehste nich, dett ick schon jehe? Wenn der Kerl bloß verrecken mechte, wo dir montiert hat. Krrr! Krrrr! Spring in Sticke! Krrr! Halt die Fresse, sag ick!" Mit einer neuen Flut von Verwünschungen, unsäglich erbost und von Haß

gegen „dies alles“ jetzt nur so geschüttelt verließ er die Stube. Hinter ihm schrie wie höhnend immer noch die Glocke weiter, während er beinahe weinend den Rundgang antrat.

Zuerst stieß ihm nichts besonderes auf, als daß ihm diese Uhren, die er zu stellen hatte, nun ebenfalls verhaßt waren. Zornmütig riß er die Türen auf, stieß seinen Schlüssel ein und schlug sie wieder zu. Eine von ihnen spuckte er an, daß die Brühe breit über die Glasscheibe hinunterlief. Seltsam hörte er neben seinen Ohren davon sprechen, daß ihm auch „dies alles“ verfallen sei. Während er gewohnheitsmäßig einen Raum nach dem andern durchschritt und nach einem etwaigen Feuerschein aussah, den er zu melden hatte, erinnerte er sich, daß er die Anstellung in der Fabrik ebenfalls Felgentreu verdankte. Dieser harte schlafarme Dienst, die kärgliche Bezahlung, die Glocke in der Wächterstube, die Uhren — alles hing mit ihm zusammen. Er hätte ihm längst einen bessern Posten oder ein höheres Gehalt erwirken können mit seinem Ansehen, aber: „Bleib in deiner Niedrigkeit, Restenfresser!“ Seit Jahren blickte der Herrenmensch in Verachtung über ihn weg. „Aber nur so weiter!“ sagte die Stimme. „Eins nach dem andern verfällt dir!“ Alle Tiefen lagen schwarz und ruhend. Von Zeit zu Zeit brannte über einem Durchgang eine kleine elektrische Birne, die ihm den Weg zeigte. Da und dort schimmerte die Rundung einer Maschine im Strahl seiner Laterne auf und erlosch wieder. Irgendein Winkel mit Treibriemen und Leitungen wurde flüchtig lebendig und sank ins Dunkel zurück. Alles war ihm heute feindlich und er lehnte es ab, aber einen Anhaltspunkt zum Eingreifen gab es ihm nicht.

Auf Demonstrationen gefaßt, durchschritt er witternd die Büroräume und kam an der Kasse vorbei. „Diese

Kasse," dachte er plötzlich, „wenn ich die erbrechen wollte und wollte mich mit dem Geld davonmachen — na, ob ihm das ein Schlag wäre?" Eine Minute blieb er stehen und dachte über diesen Plan nach. Zeit genug hatte er; bis zum Morgen waren acht Stunden. „Da könnte ich ihm doch auch ins Leben greifen!" erwog er. „Schande für Schande! Und er wüßte sofort ganz genau, wie das zu verstehen wäre." Versuchsweise trat er an den Schrank heran und berührte ihn. Er war kalt wie ein Toter, und das verursachte ihm eine unangenehme Empfindung. „Uff Holz jemasert und darunter jrausam un eisig!" murmelte er. Enttäuscht wandte er sich ab, und wie suchend gingen seine Augen in dem Raum weiter. Da sagte die Stimme an seinem Ohr: „Brauchst dich auch nicht mit Nebensachen aufzuhalten! Machst heute noch ganze Arbeit!" Etwas rascher, um die versäumte Zeit nachzuholen, ging er weiter.

Je mehr er sich aber den Lagerschuppen näherte, desto mehr nahm eine ihm selber unerklärliche gespannte Bewegung in ihm überhand. Dort lagen ganze Berge feuergefährlichsten Brennstoffes beisammen; ein fliegender Funke — und bei dem herrschenden Wind breitete sich im Verlauf einer halben Stunde ein Flammenmeer über „dies alles" aus. Prüfend fühlte er seine Tasche ab; es klapperten Streichhölzer darin, und insofern war „alles klar". „Siehste, da brauche ich mir nich mal die Finger am kalten Eisen zu vakuhlen," murmelte er unruhig blinzelnd. „Un in dem Feuer, wennde heerst, det et der Anton anjestochen hat, da vabrennste mit wie een Blättken Papier! Da mechte ick denn bloß noch sehen, wo die Niedalage herkommen soll. Det is denn doch det Jericht über den janzen Kapitalismus un die janze Unterdrickung! — Äh, du Affe mit deiner Niederlage!"

Plötzlich schwoll in ihm der Haß wie eine kranke

Leber. Die Zunge wurde ihm zu dick in der Mundhöhle. Alle seine Eingeweide schienen nicht mehr Platz zu haben in ihm und drängten nach außen. In den paar blinden Fenstern des Schuppens spiegelte sich matt das Mondlicht; es sah aus, als ob bereits die Glut darinnen glimme, die er bloß anzublasen brauchte. Das Herz klopfte ihm ruckweise, und der Atem ging ihm schwerer. Mit zitternden Händen suchte er aus seinem Bund den Schlüssel. Argwöhnisch trat er auf die Tür zu wie auf einen Gegner, dem nicht zu trauen ist. Witternd zog er den draußen schwebenden Geruch ein, öffnete und trat in geduckter Haltung auf die Schwelle. Da schimmerten ihm unter dem matten Schein des Mondes wolkige Berge von Stapelfaser halb aufgelöst und in ihrer Weiße geisterhaft entgegen, und was ihm vor allem auffiel: dies Wesen hatte durchaus seine Art für sich, eine gewisse Vornehmheit und Ablehnung, die ihn sogleich enttäuschten. Grämlich und bereits halb ernüchtert blickte er nach den blaß schimmernden Scheiben auf und wußte auf einmal nicht mehr recht, was er hier wollte. Es schien ihm ein so unmögliches Beginnen, hier ein brennendes Streichholz hineinzuwerfen, dies Halbfabrikat setzte ihm eine solche Zielsicherheit und Verachtung entgegen, daß ihn wiederum jenes fade Gefühl von Niederlage anzuschleichen begann. Hastig riß er jedoch die Streichholzschachtel aus der Tasche; beim Versuch, anzustecken, ließ er sie fallen. Dasselbe passierte ihm ein zweites und noch ein drittes Mal. Er stieß einige Schimpfworte hervor, erneuerte aber die Versuche nicht, sondern ließ es nun dabei, daß sie ihm nicht gelungen waren.

„Schweinezeug, verdammtes!“ schimpfte er, indem er sich eingeschüchtert zurückzog. „Ick wer' mir noch unglücklich machen mit den Dreck. Nee, nee, der Genzelne

is ja zu machtlos!" Niedergeschlagen schloß er die Tür, blieb aber daran grübelnd stehen. Plötzlich lachte er auf, während ihm die Zähne aufeinanderschlugen. „Na, scheene jrinsen würde aba der Feljeutrei, wenn er wüßte, dett der olle Lippke die Fabrik in Brand stecken wollte. Da hab ick noch mal Jlück jehatt. Abjelenkt soll ick wer'n, dett die auf meinem Jrabe tanzen kenn'! Zuchthaus oder Jrab jilt jleich! Nee, nee, als ick noch meine Familje besaß, war ick nich so hinfällig! Fürchten könnte man sich!"

Plötzlich erinnerte er sich, daß er seinen Rundgang zu Ende bringen mußte. Schnell setzte er sich in Gang und, als er eine viel größere Verspätung feststellte, als er gedacht hatte, in Trab, um die nächste Uhr nicht zu versäumen. Schließlich schlug er einen richtigen Laufschritt an und begann zu keuchen vor Angst, sich zu verspäten, was er sich bis jetzt noch nie hatte zuschulden kommen lassen. Aber als er hinkam, war die Feder schon eingeschnappt. Ratlos und haßerfüllt starrte er die Uhr lange an, darauf fiel ihm jedoch ein, daß er wenigstens die nächste wieder erreichen mußte, und von neuem setzte er sich in Lauf. Auch hier kam er zu spät, und verzweifelt lief er weiter zur dritten, wo er endlich wieder den Anschluß gewann, aber er war ganz ausgepumpt und moralisch vernichtet. Scheu und kummervoll schielte er nach den hohen Fenstern der Fabriksäle, durch die das Mondlicht nun voll hereinfiel, während er immer mechanisch weiterlief. Bei allen andern Uhren kam er zu früh an und mußte warten, bis sie einschnappten, und bei jeder gelüstete es ihn, sie mit dem Fuß einzutreten. Beinahe weinte er, und jedenfalls spuckte er so anhaltend, daß es ein Wunder war, woher er all die Feuchtigkeit nahm. Mit aufgelöstem Gebein warf er sich in der Wächterstube wieder auf den Divan; sein Zustand war viel schlimmer,

als er vorher gewesen war. Seine Ohren klangen ihm wieder, und das Eingeweide samt Leber und Zunge schien ihm jetzt im Gegensatz zu vorhin zu welken, so unendlich schlaff fühlte er alles in sich. Dazu hatte er schon jetzt eine so würgende Angst vor dem Läutwerk der Uhr, daß er trotz aller Erschöpfung nicht einzuschlafen wagte.

Endlich griff er verzweifelt nach der flachen Flasche in seiner Brusttasche und leerte sie auf einen Zug. Das brachte ihm Ruhe und im weiteren auch Schlaf, und er wurde erst wach, als der Tag zu grauen begann. Verwirrt sah er nach der Uhr; es ging gegen Sechs. Um vier Uhr hätte er seinen dritten Rundgang antreten sollen; das Läutewerk hatte er überhört, oder er war gleich wieder kraftlos und benommen von Alkohol hingetaumelt. Jetzt sprang er auf wie ein Besessener, griff nach Lampe und Schlüsselbund und rannte aus der Tür. Ziel- und zwecklos begann er laufend seinen Rundgang. „Irgendwo ist was nicht in Ordnung!" sagte ihm ein Gefühl und jagte ihn durch die Gänge und Säle, über Plätze und Treppen. Alle Uhren standen, aber die Uhren waren es nicht. Es war etwas, das weggeräumt werden mußte, irgendeine ungeheuerliche riesenhafte Sache. Hastvoll suchend gingen seine Blicke durch die Räume, stöberten die Säle durch, wühlten alle Winkel aus und fanden nichts als Ordnung und vorschriftsmäßige Bereitschaft zu einem neuen Arbeitstag. Die Helligkeit nahm nun rasch zu. Die großen Fenster der Säle schwammen im spielenden Frühschein wie Fische im Ozean. Im Kesselhaus arbeiteten seit fünf Uhr schon die Heizer. Die hatten sich nicht verschlafen; die konnten sich „weiter beteiligen". Mechanisch drehte er die Nachtbeleuchtung aus; er hatte dabei das Gefühl, sich selber das Lebenslicht auszudrehen. Dann kamen die Arbeiter. Sie traten hier auf wie die berechtigten Erscheinungen des Tages, und mit

wenigen, leicht verwunderten Blicken verwandelten sie ihn vollends zu dem, als was er sich bereits fühlte: zum Gespenst.

Mit ungewissen Schritten trat er durch eine Nebentür aus diesem Saal, fiel ans Licht hinaus wie ein Sterbender und schlug sich dann zwischen den zuströmenden Arbeitern hindurch dem Ausgang zu. Vor dem Tor fiel ihm ein, was er gesucht und nicht gefunden hatte: Auf der Schwelle zu jenem Schuppen lag die Streichholzschachtel, die er fallen gelassen hatte. Die schwefelgetränkten gelben Dinger mit den roten Phosphorköpfen, wie er sie noch gebrauchte, mußten dort das allergrößte Aufsehen erregen. „Siehste, nu biste doch rinnjeschlibdert!" sagte er sich, indem er mit einem Ruck stehenblieb. „Heute hat er dir wat persönlich anjehängt. Solche Streichhölzer ham nur noch wenije, da hilft keen Leugnen. Deine Ehre is beschmutzt. Wirst een Jefängnisbruda. Hast keen Recht mehr, von Jott, Kaiser un Reich zu sprechen. — Wie is det nu mit die Niedalage? Un uffstehn wirste richtig nie mehr davon. — Nu aba fix, Anton, vastehste. Int Jefängnis jehste nich, det tuste deine selijen Toten nich an."

Fröstelnd setzte er sich wieder in Gang. Sein Herz hing ihm in der Brust wie ein Eisbeutel. Mit steifen Knien ging er die Straße entlang. Seine Augen blickten weit geöffnet mit einem gehetzten Ausdruck leer vor sich hin. Der Mund stand ihm offen und ließ Speichel heraustreten, der ihm in den Bart floß. Der Unterkiefer zitterte ihm leise. In diesem Zustand näherte er sich seiner Wohnung, trat durch den Mauergang und durchschritt den Hof. Nun wußte er ganz genau, wo das Rasiermesser lag. Er brauchte nur einen Schritt in das Zimmer zu tun, und mit dem ersten Griff konnte er es haben und mit sich hinausnehmen. Unwillkürlich tat er

einen erwägenden Blick zu seinen Fenstern hinauf. Da sah er, daß mit bleichen grünlichen Augen hinter den durchsichtigen Vorhängen noch alle Gasflammen brannten, wie er sie gestern hinter sich gelassen hatte. Sie warteten auf ihn. Unter dieser Vorstellung regte es sich auf seiner Kopfhaut, als ob tausend Ameisen darüber liefen, und vor Schreck räusperte er sich laut und hart. Verwirrt sah er weg und setzte seinen Weg fort. Als er aber droben vor die Tür kam und die Schlüssel hervorzog, brachte er sich nicht einmal dazu, einen davon ins Schloß zu stecken. Mit allen Nerven fühlte er die stumme bleiche Tür seines Sohnes gleich links, und feierlich klang durch die leere Wohnung das Todesröcheln aus dem Schlafzimmer. Abgeschlagen kehrte er um und stieg wieder die Treppen hinunter. Noch befanden sich jene Erscheinungen innerhalb der Wohnung, aber er wußte nicht, wann sie heraustreten und sich durch das Haus und auf die Straße verbreiten würden, um ihn draußen aufzusuchen.

Um etwas mit sich zu beginnen, ging er in die nächste Kneipe und bestellte sich Kaffee. Immerhin fühlte er sich in dieser Umgebung wieder einigermaßen sicher, so daß er auch Mut faßte, sich einen Schnaps reichen zu lassen. Den trank er in den nüchternen Magen. Darauf genoß er gierig Kaffee, aß auch ein Brötchen dazu, aber das Schlucken fiel ihm schwer, und das zweite ließ er liegen. Dafür stopfte er eine Pfeife und forderte noch einen Schnaps. Allmählich fühlte er seine Lebensgeister zurückkehren, aber sie waren in trauriger Verfassung und bestanden aus lauter beschmutzten und gerichteten Erscheinungen. Trotzdem hielt er Rat mit ihnen und beschloß, diese blödsinnige abergläubische Angst zu überwinden. Das Messer mußte er unbedingt haben.

Übel und heimlich schreiend klang ihm der Ton des eigenen Schrittes vom Pflaster in die Ohren. Zu dem

gemauerten Durchgang hallten seine Absätze vollends wie Beilhiebe von Verbrechern oder wie Hilferufe, und außer dem Glockenlärm in der Wächterstube hatte er noch nichts von ähnlicher Unangenehmheit vernommen. Im Hof vermied er es, wieder zu den Fenstern aufzublicken, aber er sah doch und preßte trotzend die Lippen zusammen. Die dort oben hatte ihn gering geachtet und gemieden schon vor seinem Fall, als er noch ein völlig unangegriffener tadelloser Ehrenmann gewesen war. Sie hatten es darauf abgesehen, seine Größe zu verneinen. Aber durch alle Türen und Geräusche und Gasflammen wollte er sich nicht länger davon abhalten lassen, nun den furchtbaren Beweis zu erbringen und die Zweifel ein für allemal zu erledigen. Allein drunten auf der Treppe überkam ihn ein Zittern. Das Röcheln tönte nun schon deutlich hörbar im Haus, und auch die Tür war auf irgendeine wunderbare Weise herausgetreten. Ohne ganz hinaufgekommen zu sein, gab er es auf und kehrte um. Vor Verwirrung glitt er aus und stürzte beinahe die Treppe hinunter. Ganz gedankenleer taumelte er aus der Haustür, durchschritt den Hof und den Durchgang und trat auf die Straße hinaus, wo er ziellos zu laufen begann. Die Erscheinungen hatten den Weg ins Freie ebenfalls gefunden; alles war hinter ihm. Auch die Gasflammen folgten ihm schwebend. Ihm brach der Schweiß aus; gleichzeitig fror er. Doch schien es ihm, als ob er sich durch eine brüske Wendung in eine Seitenstraße entzogen hätte; zur Vorsicht führte er noch eine zweite Wendung aus, und dann tauchte er ins Gewirr von Straßen unter, wohin er selber noch wenig gekommen und wo ihm das meiste neu war.

Nach Verlauf von etwa zehn Minuten konnte er feststellen, daß er allein blieb, und das erfüllte ihn nun doch mit einer Art von Genugtuung und Achtung vor

seiner Geistesgegenwart. Er war zwar von „jenen dort" ebenfalls abgeschlagen und konnte dorthin so wenig zurückkehren wie in die Fabrik, aber er selber hatte sich die Freiheit gerettet, und seine persönlichen Entschließungen dauerten fort. Er wurde wieder ruhig, und in seine Haltung kehrte sogar etwas Selbstgefälligkeit zurück. Eigentlich fühlte er sich besser und geborgener als die ganze Reihe der letzten Tage, und über diese Empfindung stellte er noch verschiedene nicht unangenehme Betrachtungen an. Hier war niemand, der ihn für einen schlechten Kerl hielt. Die Leute, die ihn bemerkten, taten das mit einem gesammelten achtungsvollen Blick. Seine äußere Verfassung mußte gar nicht sehr gelitten haben. „Na, noch is doch Kraft un Vatrauen in mir," murmelte er. „So rasch läßt sich der Lippke nich unterkriegen. Is mir mitjespielt worden, jut; det kann jeden passieren. Det Ende wird et machen! Wenn erst Blut jeflossen is, denn werden meine Toten sehend werden. Ick habe ihnen mein Le'm jewidmet, un mein Ster'm wird och ihn'n jewidmet sein! Det is det Menschenmeeglichste!"

Diesem Ausgang tat er einen großen Schritt entgegen, als er, von einer Fensterauslage auf den Gedanken gebracht, in das dahinterliegende Trödlergeschäft trat und einen alten Revolver kaufte.

„Aba mit Munition!" bedingte er aus. „Ick bin Nachtwächta in eene Fabrik und muß schießen können!"

Seinem Wunsche konnte man nachkommen. Man lud ihm die Waffe und zeigte ihm die Handhabung, und mit vollkommener Selbstgewißheit trat er darauf aus dem Gewölbe wieder ans Tageslicht. Wie eine unwandelbare Versicherung fühlte er das Gewicht des Revolvers in seiner Tasche. Wenn er ihm an den Hüftknochen schlug, so dachte er: „Is schon jut; ick weeß, dett uff dir Ver-

laß is!" Je mehr er seine Eisenkälte verlor und Lippkes Körperwärme annahm, desto vertrauter wurde er ihm und desto mehr fühlte er ihn zu sich gehörig. Als er so weit war, daß er ihn als eines seiner Organe betrachten konnte, das genau wie Herz, Niere oder Fuß seine Verrichtung hatte, machte er sich auf den Weg nach Felgentreus Wohnung. „Ist gut!" dachte er ergriffen. „Mit dem Vermächtnis komm' ich ihr nun! Wenn er es absolut will! Fragt sich, ob sie viel Spaß daran haben wird!"

Sein Herz ging ruhig, und er hatte kein Verlangen nach Branntwein; auch seine Pfeife begehrte er nicht anzustecken, zumal diese Handlung zu seiner inneren Gehobenheit nicht gepaßt hätte. In feierlichem Pathos an seine Toten denkend, näherte er sich endlich der Straße, in welcher das Felgentreusche Liebespaar seinen Sitz hatte, fand auch die Hausnummer, blickte in die Tür hinein und ging das erstemal vorbei, ohne einzutreten. „Noch is det nich an dem!" sagte er zu sich. „Elf Uhr durch. Vor halb eins kann er nich zu Hause sein." Und still ging er weiter.

Immerhin hatte er das Haus gesehen, und das gab der Unternehmung sozusagen ein Gesicht. Es verlieh ihr einen höheren Grad von Wirklichkeit. Sie wurde dringlicher und begann Ansprüche zu machen und Fragen zu stellen. Wie wollte er „es" denn eigentlich ausführen, um mit Ehren zu bestehen? Welche Vorkehrungen hatte er getroffen, um eine neue Niederlage mit Sicherheit auszuschließen? Es zeigte sich nun, daß er sich von der letzten doch wieder erhob, aber wenn er jetzt unterlag, so war er rettungslos „geliefert". Vorsicht war also am Platz. In den Rücken schießen konnte er ihn ohnehin nicht; wenn er ihn richten wollte, so mußte er ihm entgegentreten Auge in Auge. Nun war aber da dieser ver-

fluchte offene Blick ohne jede Scham und Todesfurcht, und das ergab schon eine gewisse Unsicherheit. Dagegen war ihm unwillkürlich zum erstenmal aus dem Hause etwas wie ein Geruch von der Sünde, die es barg, zur Wahrnehmung gekommen, und diesem wandte sich seine Phantasie nun angeregt zu. Wer „ihn" an seiner Wollust traf, der traf gut! Hingehen und die warme Bürgerdirne zusammenschießen, daß sie ausblutend verendete, ihr eine Kugel ins lüsterne Hirn jagen: „So, nun leb weiter mit dieser Kundgebung der höhern Sittlichkeit im Genick. Verscharre dein Liebchen. Geh einsam in die Fremde. Hast einen Faustschlag des Schicksals in der Fresse, den du nicht mehr vergißt!" Immer mehr schien ihm dieser Weg richtiger zu sein und die größere Vernichtung zu enthalten.

Gedankenvoll und angeregt kehrte er um und ging den Weg zurück. Mehrmals tastete er nach dem Revolver und dann nach Julius' Brieftasche; beides war noch da. „Ein Toter macht den andern!" dachte er spähend. Es war nun halb zwölf. Er konnte sicher sein, Alma zu treffen, da sie zu kochen hatte. Wie „probeweise" klingelte er draußen, trat ins Haus und fragte den Portier „auf alle Fälle" nach der Wohnung Felgentreus. Sie lag im Gartenhaus zwei Treppen hoch. Ein sauberer Durchgang führte nach dem Hof, der gut angepflanzt war und sich geräumig öffnete. Er enthielt drei junge Pappeln, die ausgezeichnet fortkamen und schon bald bis in die Höhe der Dachtraufen reichten. Im zweiten Stock sah Lippke überall hübsche Vorhänge; es schienen lauter ordentliche Leute hier zu wohnen. „Umsomehr werden sie sich wundern!" dachte er tragisch. „Nun wirst du gerächt, Julius, du bleicher Geist. Und auch du, Stinchen, arme unerlöste Seele. In den harten hochmütigen Schädel, der uns alle so verachtet und ins Elend gestoßen hat,

werd ich nun im Namen der göttlichen Gerechtigkeit eine Kugel jagen, und die Welt ist wieder im Gleichgewicht."

Sein Atem ging schwer, aber gleichmäßig. Langsam und in seiner Art feierlich erstieg er die Treppen. Auf dem zweiten Absatz fand er das Schild, das auf weißer Emaille in schwarzer liegender Schrift den Namen Felgentreu zeigte. Das berührte ihn überraschend und seltsam, er hätte nicht sagen können warum. „Also das ist doch Tatsache!" dachte er und wurde geradezu unruhig vor Entrüstung. Sein Herz schlug schneller, und in seinen Augenwinkeln spielte das graue lauernde Licht, das stets seine sinnlichen Regungen begleitete. „Jewaltmensch!" murmelte er mit zuckenden Lippen. „Nimmt sich Freiheiten. Lebt wie een Pascha. Wie hab ick mir beholfen mit Weibern, um mein Familjenleben rein zu erhalten!" Dann klingelte er lange und voll Haß. Mit zusammengepreßten Lippen wartete er; seine Miene verkündete Unheil. Ohne Schonung bedachte er sein leeres Greisentum und dagegen Felgentreus vollsaftiges und erfolgreiches Mannstum. Die Hand hatte er in der Tasche am Revolver.

Aber nichts regte sich in der Wohnung; sie schien leer zu sein. Bloß ein geheimes Weben von unstatthafter Atmosphäre ging drinnen um, und witternd zog seine grobe Nase ein, was davon durch die Ritzen der Tür herausdrang. Der Duft kränkte ihn tief und stachelte ihn auf, und heftiger klingelte er zum zweitenmal. Da er schon ziemlich sicher wußte, daß niemand drinnen war, nahm er den Finger nicht so rasch vom Knopf. Eine rasende Art von Genugtuung erfüllte ihn bei dem einsamen Lärm in der Wohnung. Der Ton der Glocke kam ihm vor wie das Schreien einer Überfallenen und befriedigte ihn irgendwie. Aber dann fiel ihm die bürgerliche Ordentlichkeit des Schildes wieder in die Augen;

das verschärfte seinen Neid und reizte seine Ungeduld, die nun an ihm selber zu fressen begann. Seine große Haltung begann sich zu zersplittern, und enttäuscht wandte er sich schließlich von der Tür ab.

„Wo de zufassen willst, greifste in die Luft,“ knurrte er erbost und leidend. „Im besten Fall tappste in Dreck un machst dir schmutzig. Wer weeß, welche Fata Morgana dir schon wieder äfft. — Wird sich denn der Despot jroß darum jrämen, wenn ick ihn sein Weibchen über den Haufen knalle? Äh! Haste ne Ahnung! Wird mir den Richter übaliefern. Un denn nimmt er sich eene andere, eene Emma oda eene —!“ Von einem Gedanken überfallen blieb er stehen. Blinzelnd sah er vor sich hin, und dann nickte er großartig und aufs neue tragisch bewegt. „Det ists!“ murmelte er mit einer bestürzten Handbewegung, während er sich stolpernd wieder in Gang setzte. „Ick räume ihm die Braut meines Sohnes aus dem Wege, damit er sich mit meiner Tochter zusammenschmeißen kann. Sieh mal an, beinahe wäre ick ihn ooch in die Falle jejangen, den Fallensteller. Wenig fehlte doch, un ick hätte mir an die Unschuldije vergriffen! — Ihre Liederlichkeit hat ihr jerettet; eijentlich hat sie jetzt an Herd zu stehen.“

Halb betäubt blickte er auf. Er fühlte sich genarrt und seines Lebens nicht mehr sicher. Sein Blut vibrierte ängstlich in den Adern, und auf seinem Kopf liefen wieder Ameisen. Geduckt hatte er den Hof durchschritten und trat in den Torgang, da stieß er mit einem stattlichen Paar zusammen, das in dasselbe Haus eintreten wollte. Es war Felgentreu mit Alma. Sie kamen aus der Sprechstunde des Arztes, weil Alma sich nicht wohl fühlte. Der Arzt hatte ihr zunächst einige Tage strenge Bettruhe verordnet und wollte dann weiter nach ihr sehen. Über die dafür zu treffenden häuslichen Einrichtungen berie-

ten sie nun gerade, als plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, der alte Lippke vor ihnen stand. Alma erblaßte heftig, und Felgentreu fühlte an ihrer Hand, die auf seinem Arm lag, wie sie erschrack. Einige Atemzüge lang standen alle drei schweigend voreinander, während die Blicke unruhig musternd sich kreuzten. Alma schien noch gewachsen. Sie war schweren Leibes, aber auch ihre übrigen Formen hatten an Wucht und Bedeutung gewonnen; noch jetzt zog sie die Blicke aller Männer auf sich, und eine dichte Atmosphäre von Begehrlichkeit begleitete sie, wo sie stand und ging. Auf Lippkes Gesicht trat eine hektische Röte, und er schien zu schielen. Felgentreu begann erst jetzt das Blut aus dem Gesicht zu weichen, und in seine Stirn gruben sich zwei senkrechte Falten ein, die dort selten erschienen. Endlich nahm er als erster das Wort.

„Warst du bei uns oben?" fragte er — zuerst noch ruhig und an sich haltend. Zugleich fiel ihm Lippkes verwüstetes und scheues Aussehen auf. Er war unordentlich angezogen und während weniger Wochen um ein Jahrzehnt gealtert und zur Ruine verfallen, aber es hauste ein böser Geist darin, und Emil war auf der Hut.

„Tja, war bei euch oben!" stieß der Alte nach einer letzten Pause tückisch hervor. Dieser offene Blick „ohne alle Scham und Todesfurcht" war ihm noch peinvoller als er gefürchtet hatte und brachte ihn rasch zur zitternden Wut. „Wollte eenen Höflichkeitsbesuch machen bei die veränderten Umstände als alter anhänglicher Freund von die Familje. Dachte nich, dett die Herrschaften auf'n Vormittagsspazierjang sind."

Er wandte erbost blinzelnd den Blick von ihm weg auf Alma, deren blühendes Körperleben seine Mannheit herausforderte. Ihre schweren Brüste — sie trug kein Korsett mehr —, die bei jeder ihrer Bewegungen ihr Da-

sein verrieten, ihre stärker gewordenen Schultern und Hüften, alles was an ihr faßbares Weib war, und dazu das sinnlich befriedigte Wissen ihres Gesichtsausdrucks — der Ausdruck einer begehrten und erfolgreichen Geliebten — alles bemerkte und erwog er aus glimmenden Augenwinkeln. Sie hielt der Musterung unbehaglich und mit Ablehnung stand. Ihr Herz klopfte, und sie begriff zu wohl den Ernst des Zeichens, den sein Auftauchen hier enthielt, um mit einer billigen Leichtfertigkeit sich darüber hinweghelfen zu können. In den Ausdruck ihrer mit Leben gesättigten Züge mischte sich allmählich Haß und die Furcht des mütterlichen Weibes für die Leibesfrucht und den Erhalter. Indessen antwortete Felgentreu. Seine Stimme klang ihr plötzlich müde, und ein Unmut mischte sich in ihren sonst so warmen und herzlich schwebenden Klang.

„Wir waren wegen Alma beim Arzt," teilte er mit. — „Du hast dir eine ungewöhnliche Zeit für deinen Besuch gewählt," bemerkte er darauf mit ihm anbindend, während seine Augen Streit suchend aufleuchteten. „Daß ich schon da war, konntest du ja nicht erwarten. — Oder geht deine Uhr soviel vor? Dann mußt du sie richtig stellen."

„Valleichte wird da ooch wat anderes richtigjestellt wer'n!" nahm Lippke grimmig nickend die Herausforderung an. „Meine Tochter is mir wegjeloofen. Ick wollte mal sehen, ob sie in deinen Harem is. Im andern Fall sagste mir womöglich, wo de ihr sonst unterjebracht hast. Der Fall is dir ja nu schon jeläufig!"

Alma machte eine jäh auffehende Bewegung und schien heftig antworten zu wollen, aber Emil begann sich bereits an ihm zu verbeißen.

„Wenn du deine Tochter so hältst, daß sie sich durch die Flucht entziehen muß, dann bedaure ich die Tochter," versetzte er wie vorhin. „Das Kind tat uns schon lange

leid. Von ihrem Verbleib wissen wir nichts — wenn das dein Grund ist, daß du hier auftauchst!"

„Wird schon mein Grund sein!" blinzelte der Alte. „Wat for Ursachen sollte ick sonst woll ham? — Na, traust mir valleichte nich. Lassen wa Vajangenes vajangen sein!" schlug er plötzlich mit einer vereinsamten Handbewegung vor. „Vatragen wir uns im Juten. Ick muß det Mädchen wiederham; mein Herz schreit nach Liebe un Anlehnung, vastehste. — De jiebst mir Klaras Adresse. Ick nehme mein Fleesch un Blut an mir und gebe auch euch, wat euch jehört. Na?"

„Da versteh ick dich nich!" sagte Felgentreu unbegütigt. „Du denkst, daß ick Klara irgendwo untergebracht habe, und dann kommst du zu einer Zeit, wo ick nach deiner Meinung aus dem Haus bin, um dir die Adresse von Alma jeben zu lassen? Wie jeht das loyal zusammen?"

„Na, man nich so herrisch!" warnte Lippke sich ärgernd. „Man een bißken Nachsicht mit die menschliche Schwäche! Schließlich kann ick mir doch dafor interessieren, wie sich een doppelter Treubruch zusammenjeschmissen ausnimmt. Valleichte wollte ick ooch deiner Bettschwester eenen Juß bringen von die Toten, die in den Herrn schlafen. Et is jeradezu wunderbar, wie anhänglich die an ihr sind." Er streifte Alma wieder mit einem schielenden Blick. „Na, du Ehebrecher," wandte er sich von neuem herausfordernd an Felgentreu: „Da steh ick nu. Besinne dir jetzt auf die Niederlage, die de mir beibringen willst, von der ick mir nich mehr erholen soll. Wo ist meine Frau? Wo ist mein Sohn? Wo haste meine Tochter? Und wie denkste über meine Zukunft? Äh, öffentliche Unzucht treibt ihr ja. Jebt den unschuldigen Kindern auf der Straße Ärjernis. Euch wäre ooch besser een Mühlstein an den Hals jehängt un ersäuft im Meer, wo et am tiefsten is."

„Emil, paß auf!“ sagte plötzlich Alma mit gepreßter Stimme. „Er hat einen Revolver in der Tasche.“ Zu Lippke bemerkte sie düster: „Damit wollten Sie wohl mich überfallen in der Wohnung? Ich sollte vielleicht Ihrem Julius nach — mit dem Kind von einem andern. — Nun, da bin ich!“ stellte sie sich dann ihn mit großen dunklen Augen anlodernd. „Lassen Sie mal sehen! Denken Sie nicht, daß ich Bange habe. — Du geh solange beiseite; du störst ihn doch, siehst du denn nicht?“ Endlich brach voll ihre Weiberwut mit ihr durch. Ihre Augen spielten plötzlich ins Graue. Ihr voller Mund zuckte hassend und beleidigend. „Was sind wir Ihnen schuldig?“ schrie sie ihn an. „Was laufen Sie uns nach? Wollen Sie vielleicht Geld zum Vertrinken? Gib ihm zwanzig Mark, Emil, und damit gut. Ich hab auch ein paarmal dort Kaffee getrunken. — Reden Sie jetzt nicht weiter, das beleidigt uns! Immer schießen Sie! Sie sind ja gekommen, um zu schießen. Das Leben ist sowieso kein Vergnügen mehr unter solchen Umständen!“

Sie kochte vor Grimm und bebte vor Hilflosigkeit gegenüber diesem nicht zu vernichtenden eisgrauen Rächerblick, der grob und geradezu in ihr Gewissen stieß, das sich wieder regte. Von neuem erstanden ihr alle Gespenster und machten sie frieren mitten in der Hitze der Beleidigungen, die sie ausschleuderte. Das eine schien ihr nach dem Herzen zu greifen, das andere nach dem Kind. Ihr wurde weh und kalt; in ihre Augen trat ein zweifelnder und melancholischer Ausdruck und sie verlor wieder alle Sicherheiten ihres Daseins aus dem Gefühl. Von diesem Sieg ahnte Lippke nichts. Er hörte bloß Beleidigungen und nahm sie an; darin hatte er ja eine furchtbare Übung entwickelt. Emil sah ihn grau werden wie die Mauer, an der er stand; einen Augenblick dachte er,

er werde sich mit bloßen Händen auf Alma stürzen, und hielt sich unwillkürlich bereit.

„Na ja, Hoffart un Unzucht wachsen uff eenen Holz!" knirschte der Alte indessen. „Aber Hoffart kommt vor dem Fall! Det ham Sie übasehen in Ihre Ausführung." Unwillkürlich nannte er sie „Sie". „Wenn ick zur Polizei jehe, so wer'n Sie doch an Ihre Umstände jleich noch wenijer Verjnüjen ham. Es braucht een Wort von mir, un det Liebesnest wird ausjenomm. Konkubinate wer'n hier beheerdlich nich jeduldet, vastehn Sie mir?"

„Flegelhaftigkeiten verstehe ich nie!" versetzte sie schnell, mit roten Flecken auf den Wangen, ohne Emil Zeit zu einer Antwort zu lassen. „Sie sind der erste, der mich in meinem Zustand beleidigt. Das macht vieles quitt. Halten Sie sich nur an die wehrlosen Frauen. Männer können vielleicht unangenehm werden. — Früher verfolgte er mich mit unanständigen Gebärden," wandte sie sich erzürnt an Emil. „Keine Stunde Ruhe hätte ich gehabt als seine Schwiegertochter. Vielleicht wollte er droben das Verhältnis wieder aufnehmen. — Na, warum machen Sie jetzt den Witz nicht mehr mit dem Nach-meinen-Röcken fassen?"

Noch einen Augenblick starrte er das höhnende junge Weib, das aus jenem spröden Mädchen geworden war, wortlos an. Dann kam etwas wie ein leises tierisches Heulen aus seinem Hals. Die Augen traten ihm hervor. Speichel floß ihm auf die grauen Lippen. Seine Hand fuhr mit einer harten Bewegung in die Tasche. „Rebst dir um den Hals!" keuchte er mit gebrochener Stimme. „Im Namen von alle ehrlichen Toten, die in den Herren ruhen: det is dein Ende, Dirne des Antichrists!" Aber er hatte nicht die Löcher in seiner Tasche in Betracht gezogen, worin sich der Revolver verfing.

Wütend und beinahe sterbend vor Leid und Schande unter dem immer unverhohlener triumphierenden Blick der Schwangern und den beinahe verwundert aber sonst nun sehr ernst zusehenden Augen des Feindes zerrte er daran und nahm auch die andere Hand zu Hilfe. Man hörte das Futter reißen und irgend etwas metallisch knacken, aber er ließ nicht ab, und plötzlich hatte er die Waffe frei. In diesem Augenblick verließ Felgentreu seinen Platz und tat einen bewegten Schritt auf ihn zu. Im nächsten Moment empfing Lippke einen Faustschlag auf den Kopf, unter dem er stumm wie ein Sack zusammensank. „Wenn du nicht so unglücklich wärst, so müßte man dir noch Fußtritte versetzen!" sagte Emil bebend vor mächtiger Erregung zu dem Daliegenden, aber der hörte nicht mehr; er lag schlaff, wie ihn der Schlag hingeworfen hatte, mit dem Körper über dem untergebogenen Arm, in dessen Hand er den Revolver hielt, das Gesicht auf dem schmutzigen Pflaster und die Knie wie schützend angezogen. Aber als sich Felgentreu eben zu überlegen begann, was er weiter mit ihm machen solle, kam unerwartet wieder Regung in den Körper. Plötzlich fing er an — alles in einer gewissen innerlichen Hast —, sich zusammenzuraffen. Dann schaffte er sich wie ein Tier scharrend auf die Füße — niemand konnte recht begreifen, wie er das bei seinem Zustand zuwege brachte —, und schon stand er da und begann zu laufen. Er torkelte vorwärts davon wie ein schwer Betrunkener, stieß an die Häuser und stolperte über Unebenheiten. Ihn trieb ein bewußtloser dunkler Instinkt der Selbsterhaltung gewohnheitsmäßig weg von hier. Gerade wollte Felgentreu sagen: „Mit dem Revolver in der Hand wird er aber nicht weit kommen!" als er auch schon nach seiner Rocktasche auszugreifen begann. Unaufhaltsam laufend versorgte er mit blinden flackernden Bewegungen die

Gasse hinein. Droben in der Straße kam er dann dem Paar zwischen Fußgängern und Fuhrwerken aus den Augen.

XXIV.

Aufgewühlt wandten sich beide endlich nach ihrem Hinterhaus. Sie waren froh, daß der Vorfall kein Aufsehen erregt hatte; vor dem Einsetzen der großen mittägigen Verkehrsflut lag die Straße beinahe menschenverlassen. Siegesgefühle bewegten sie nicht. Felgentreu erlag beinahe einem neuen wilden Ansturm seines Heimatgrames, und das Leben war ihm wieder auf weite Strecken verdunkelt. Sein Herz schrie nach Freiheit und Würde, und nur seine Liebe zu dem schönen natürlichen Menschen an seiner Seite war noch größer als seine neuerliche Verwirrung. Aber bald vergaß er sich samt seiner Verwirrung und dachte nur noch an sie. Ihr war plötzlich so weh und übel zumute, daß er sie mit Mühe nach der Wohnung hinaufbrachte, wo sie sich sofort zu Bett legen mußte. Kaum lag sie, so überfiel sie ein Schüttelfrost, und dann setzten vorzeitige Wehen ein. Dazu packte sie eine solche heiße Seelennot an, daß Felgentreu sich nur nach einem schweren Kampf von ihr auf einen Augenblick zu befreien vermochte, um aus der Nachbarschaft jemand nach Hilfe auszuschicken. Als er zurückkam, drehte sie ihm bebend den Rücken, aber dann warf sie sich vor Schmerzen und Todesangst wie in offenen Flammen brennend von neuem auf ihn und ließ ihn nicht mehr los, bis die erste hysterische Erstarrung sie überfiel, welcher eine jähe Herzschwäche folgte.

Davon erholte sie sich wieder, und der Kampf begann von neuem. Schüttelfröste, Hitzen, Starren, Seelenjammer, Schreie, stumme Verzweiflungen, fliegende Fieber — alles folgte sich Schlag auf Schlag mit betäuben-

der Schnelligkeit. Sie schien noch einmal zeigen zu wollen, was sie vermochte, ehe sie entsagte, biß, jammerte, riß ihn an sich, daß ihm selber fast das Leben schwand, krallte sich mit den Nägeln in sein Fleisch fest, flehte ihn hoch und heilig an, sie nicht zu verlassen, und stieß ihn alles aufgebend von sich, um sich mit verzweifeltem Weinen in die Kissen zu vergraben. In aller Lebensnot dachte er: „Wie sich eine Frau in der Liebe verhält, so verhält sie sich bei der Niederkunft!" und wenn es möglich war, so vertiefte sich seine Ehrfurcht vor ihrem leiblichen Sein noch. Davon und von dessen irdischen Zusammenhängen hatte er überhaupt erst recht bei ihr einen Begriff bekommen, und seine Religiosität enthielt neuerlich einen Bestandteil, der früher nicht so darin gewesen war. Halb von ihr ergriffen und halb planvoll bestrebt, sie abzulenken, sprach er ihr phantasievoll zu.

„Laß mal, Almaken," sagte er mit Bezug auf das um Wochen verfrühte Ereignis, von dem er völlig unerfahrener und ahnungsloser Beiwohner war: „Sparst zwei Monate Jugend, det ist mehr als fünf Jahre kahles Alter. Hab keine Bange, mein Reh, bist im Bund mit allen starken Naturmächten." Sich selber Mut machend erklärte er ihr philosophisch: „Gott kann eben so Leuten wie uns nich früh jenug zu neuem Leben verhelfen. Nach so viel Tod und Trennung soll nu det Wunder der Menschwerdung sein. Sobald doch hier ein Kindeken schreit, ist det Alte vergangen und machtlos." Dazwischen suchte er ihr auch leiblich zu helfen. „Trinkst einen Kognak," schlug er vor, „damit det Herzchen wieder vergnügt wird." Sie trank begierig, um leben zu bleiben, und wurde etwas ruhiger. „So ein Mann," erwog er dann: „Na, nischt ist det ja auch nich. Aber eine Frau, die ein Kindeken jebiert, ist der Mittelpunkt der Schöpfung. Det hab ick nu schon raus. — Heut abend

küß ick dir beide Hände, mein Mondschein!" kündigte er optimistisch an. „Da hast du mich bereits zum Vater jemacht. Und dann hast du die Wahl zwischen einem Ring mit Rubinen oder einer joldenen Brosche. Kannst auch beides haben, wenn du nur alles jut abwickelst. Und noch ein neues Kleid dazu. Und sobald du wieder ausjehfähig bist, suchen wir uns unsre herrschaftliche Villa aus." Die Unruhe ergriff sie wieder. Einen weiteren Kognak lehnte sie ab, dafür begann sie bange von neuem nach ihm auszutasten. „Willste aufsitzen?" fragte er besorgt. „Armes Rehchen, klapperst mit deinen schönen weißen Zähnen. — So, so, wein dich aus an meiner Brust. So ist jut! So ist jut! Halt dich feste an. Auch ein bißchen beißen darfst du! Mein liebes armes heißes Kindeken!"

Endlich klingelte es, und damit begann wieder der Kampf, von ihr loszukommen. „Bleib da!" flüsterte sie wie in der Liebesnacht fieberheiß und umklammerte ihn mit angstvollen Blicken fester. „Geh nicht von mir, Emileken, du mein Hase! Laß mich nich alleine! Nicht! Nicht! Ich muß ja doch sterben! Es ist der Tod, der draußen steht —!"

„Im Gegenteil, Almaken!" rief er ganz blaß vor Mitgefühl und Liebesangst. „Das Leben steht draußen! Laß mich Kind, das ist doch deine Hilfe! Da — es klingelt schon zum zweitenmal!" Gewaltsam löste er sich von ihr. „Sei gut, mein Mondschein!" bat er. „Mein Eulchen! Nur ein Augenblickchen!"

Es war die Hebamme. Sie hörte und sah und machte ein bedenkliches Gesicht. Später kam der Arzt und fand auch nichts nach Wunsch. Das Herz war in Aufruhr und zugleich zu schwach; nun zeigte sich, wie hart sie sich alle die Monate in der Stille gegrämt hatte. Dann waren da Blutungen und andere Unregelmäßigkeiten, die aller

Voraussicht nach Eingriffe erforderten. Alma trieb ihren Schatz hinaus, um ihn nicht dabei zusehen zu lassen, schrie ihn zurück, um nicht ohne ihn zu verderben, und als alles geschehen war, lag sie noch eine kleine Stunde still und häufig zitternd und losch so aus. Dieser Ungeheuerlichkeit wohnte er schweigend und furchtbar bestürzt bei. Er hörte sie flüstern: „Geh nicht fort! — Es wird so dunkel! — Warum hämmern die so?" Das winzige Leben, das sich von ihrem großen losgerissen hatte, lag leise atmend und trotz seiner sieben Monate daseinsfähig neben ihr. Sie hatte einen langen fragenden Blick darauf geworfen und dann keinen mehr; es war Begrüßung und Abschied in Einem gewesen. Ein unendliches Weh, das ihm alles sagte, drückte sich in ihrem jungen blutleeren Gesicht aus. Langsam fühlte er ihre Hand in der seinen erkalten. Leute kamen und gingen; er sah und hörte nichts außer ihr. Auf dem Stuhl neben dem Bett lagen ihre Kleider, die sie eben noch getragen hatte, und ihre hübsche Wäsche, die er so liebte, mit den durchgezogenen blauen Bändern. Die eisernen weißen Bettstellen hatte sie mit gelben Schleifen geschmückt. Seit vier Wochen hing auch hier ein Hufeisen, ebenfalls mit einem gelben Band umzogen. Keines von beiden hatte etwas dazu gesagt. Auf dem Nachttisch lag ein Ullsteinbuch — irgendein süßer sinnlicher Roman, der von Liebe und Unglück handelte. Sie hatte immer die Bücher bevorzugt, die traurig endeten, weil sie sie für wahrer hielt. Daneben stand eine angebrochene Schachtel Bonbons, die er ihr noch gestern gebracht hatte.

Von sieben Uhr an — er hatte gar nicht gemerkt, daß es Nacht geworden war; irgend jemand hatte ihm Licht angesteckt — war er allein; die Frauen hatten sich zu ihren Obliegenheiten zurückbegeben, nachdem hier doch

nichts mehr zu helfen war. Nach dem Kindchen wollten sie wieder sehen; für heute brauchte es nichts mehr. Die Hebamme hatte noch andere Verpflichtungen, wollte aber vor Nacht auch noch einmal sich um das Kind kümmern. Das Kind war dunkel wie seine Mutter und ein Jüngelchen, hatte aber die braunen Augen von seinem Vater, und es lebte schon ein merkwürdig ernster und verständiger Blick darin, wenn es sie aufschlug. Felgentreu fühlte sich immer heftig ergriffen, sobald er diesen noch sehr abwesenden und fernen Blick des Neugeborenen betrachtete, dem er Vater war. Zu dem Ereignis, von dem er sich eine neue Epoche versprochen hatte, besaß er plötzlich keine Beziehung mehr. Hier und da regte es sich. Seine kleine Lunge ging schnell und schon ganz regelmäßig. Es hatte auffallend lange Finger und eine sehr weitgeschwungene Schädellinie. Kurz, es war viel Rasse und Hoffnung an dem winzigen Geschöpf, aber neben dem unfaßlichen Tod seiner Mutter und ihrer immer tieferen Starre war es doch nur ein flimmerndes Sternchen neben der großen ausgebrannten Sonnenruine. Felgentreu sah und erkannte, ohne zu verstehen. Er gab zögernd zu, was geschehen war, aber er vermochte es seinen bisherigen Erfahrungen in keiner Weise einzugliedern. Jenes waren die bisherigen Erfahrungen, und dies war ein ungeheures Anderes, Fremdes, obgleich es abgeschlossen und vollendet war, immer weiter Drohendes: eben die Vernichtung, das große Unverständliche. Sein Herz ging vergraben unter einer Bergeslast von Kummer, die stetig höher wuchs. „Und was hab ich nun sie schon alles ausgestanden!" dachte er heimatlos. Er stellte sich Worte vor: „Liebe! Treue! Glück! Hoffnung! Großherzigkeit! Frömmigkeit! Glaube! Freiheit!" Es waren alles bloße Klänge. Neben dieser Wirklichkeit verblaßte ihm jede andere zu einem ertrin-

kenden Schein und verklang zu einem erstickten Laut. Auch die Ferne hatte ihm keinen Sinn mehr, und die neue Heimat war ihm kaum gefunden, auch schon untergegangen. Außer seiner toten Liebsten schien ihn nichts mehr etwas anzugehen. Eine unfaßbare Gleichgültigkeit umgab ihn, und soweit ein lebender Mensch dem verblichenen an die Grenzen des Todes folgen kann, drang er ihr mit dem Gefühl nach. Daß er das Gefühl vollends in die Vorstellung seiner Mitauflösung umsetzte und es verwirklichte, dazu fehlte nur, daß er zum erstenmal seit ihrem Verlöschen wieder an sich dachte. Bisher war es noch nicht geschehen.

Draußen klingelte es wieder; er erhob sich müde, sehr schweigend und in einer bestimmten Schwere, die bloß das Sitzen bei geliebten Toten gibt, um öffnen zu gehen. Er dachte, es werde eine von den Frauen sein, entriegelte ohne hinzusehen, wandte sich zurück, um den Kleinsteller der Vorplatzbeleuchtung für sie aufzuziehen, und wollte sich wieder zu seiner Toten zurückbegeben, als er bemerkte, daß der Besucher nicht eintrat. Etwas verwundert wandte er das Gesicht nach ihm und erkannte im Schein der kleinen Gaslampe den alten Lippke, der schmutzig mit aufgerissenem Kragen ohne Mütze, doch in einer gewissen stumpfen Feierlichkeit dastand, mit welcher er offenbar selber nichts anzufangen wußte. Nachdem sich ihm Felgentreu noch ganz zugewandt und ihn eine Weile schweigend beobachtet hatte, ließ er sie fallen, und nun zeigte er nackt die sture Ratlosigkeit eines Menschen, der dicht vor dem Irrsinn steht. Seine Augen lagen ihm tief und erloschen im Schädel. Dieser schien im Verlauf eines Nachmittags so abgemagert, daß er alle Linien und Umrisse eines sogenannten Totenkopfes zeigte. Seine Schläfen waren Höhlen und seine Wangen Abgründe, um die wie mageres halbverdorrtes Busch-

werk sein grauer Bart hing. Sein Mund stand bettelnd offen, ohne ein Wort hervorzubringen, und schien zu grinsen, während er die tiefste moralische Hilflosigkeit ausdrückte. Felgentreu begriff, was das zu bedeuten hatte, und was von ihm verlangt war. „Dann komm auch ganz herein!“ sagte er sich auch hierein ergebend. „Und sieh, was da los ist!“ Der Alte gehorchte und drückte langsam die Tür hinter sich zu. Unschlüssig und mit verfallenen Mienen näherte er sich seinem gewesenen Feind; das „gewesen“ drückte seine aufgegebene Haltung und die stille Gebrochenheit seiner Bewegungen aus. „Hast dich nun doch in meiner Anwesenheit getraut,“ bemerkte Felgentreu mitfühlend weiter. „Na, das hast du gut gemacht. Geh nur voran. Wirst niemand erschrecken. Alma schläft.“ Er brach ab und wich auch Lippkes fragendem Blick aus, während dieser an ihm vorbei zum Wohnzimmer ging. Aber auf der Schwelle des Zimmers stutzte der Alte und witterte erregt.

„Is hier — wat passiert?“ fragte er gewürgt und ließ die Blicke hastig forschend durch den Raum gehen. „Det riecht so nach — Karbol. Schon im Haus is et mir uffjefallen —! Du, Feljentrei, is da wat mit Alma —? Sprich! Det is so still hier ooch. — So, so! — Na —! — Hast mir ja nu hier!“

Gerichtet verstummte er, und eine Zeitlang standen die beiden Männer schweigend voreinander in der Stube, Lippke mit gesenktem Kopf und mit unruhig von unten herauf schweifenden Blicken, Felgentreu still und blaß mit abgewandtem Gesicht.

„Setz dich!“ sagte er endlich und wies auf einen Stuhl am Tisch. „Wirst müde sein. — Hast gegessen?“

Lippke nahm gehorsam Platz, und zwar mit dem Rücken nach dem offenen Schlafzimmer. Bald begann er aber seine Stellung zu verändern, weil er sich von dem

Tod hinter ihm bedroht fühlte, und er rückte so lange angefochten, bis er ihn im Auge hatte; das gab ihm mehr Sicherheit, aber es vermehrte seine Bestürzung und begann wieder seine Qual zu wecken. Emils letzte Frage ließ er unbeantwortet. Er hatte einen furchtbaren Nachmittag hinter sich. Was er eigentlich getan, und wo er sich aufgehalten hatte, wußte er kaum. Lange Zeit brauchte er allein, um sich von dem Faustschlag zu erholen und seiner Gedanken wieder mächtig zu werden. Von der neu erlittenen „Niederlage", die ihm diese dann unerbittlich vorhielten, erholte er sich nicht so bald. Allmählich sah er ein, daß es mit ihm als moralisches Wesen dem Ende zuging. Eine Aussicht war jetzt der Tod. Brachte er nicht den Mut dazu auf, so fiel er der Polizei in die Hände, und dann ersoff er in der Schmach „wie die Katze in der Latrinengrube", denn nach seiner festen Meinung war, solange der preußische Staat stand, noch kein Beamter dem bürgerlichen Gericht verfallen. Alle hohen Vorstellungen von der Rächung seiner Familienehre, von der Befriedigung der Toten, die im Herrn ruhen und so weiter, waren hin. Jetzt stand er in eigner Person nackt und sich innerlich in Krämpfen von Erniedrigung windend vor der letzten unausweichlichen Frage. Durch den Rest seines Vorrates an Beschimpfungen, den er in Umlauf setzte, und die Drangabe seiner letzten Würde vor sich selber trieb er zwar seine abgehetzte und sterbende Vorstellungskraft noch einmal zu einem blutrünstigen Mordbild auf, an das er sich für eine Stunde notdürftig klammerte. „Von vorn oder vom Rücken!" murmelte er halb verblödet und eintönig. „Jericht muß sein! Dett der Jewalttäter lachend über meinem Jrabe tanzt, det jibt et nich." Die Zeit verbrachte er ungefähr zu gleichen Teilen in den Kneipen und auf der Straße. Er trank große Mengen Schnaps, ohne es dahin zu bringen, daß

er betrunken wurde, obwohl er danach lechzte und es seine Lage sehr erleichtert hätte. Gegen Abend aber war sein Geld zu Ende, und als er das begriffen hatte, trat sein Zustand in ein neues Stadium.

Er rechnete sich ganz klar und einfach vor. Neues Geld konnte er sich nur zu Hause holen. Den Weg in seine Wohnung zurück belagerten aber „die andern“! Ein Wochenlohn stand ihm in der Fabrik aus; der war verfallen. Wenn er Geld hätte, grübelte er, wieder ins Treiben kommend, so hätte er auch Zeit. Das Geld war eine Macht und löste alle Fragen, und wenn es sie nicht zu lösen vermochte, so verstand es sie doch hinauszuschieben, bis sie in Vergessenheit gerieten. Nicht umsonst hatte er zeitlebens, wenn auch umsonst, immer nach Geld gegiert, ein kleines Vermögen an Lotterielosen verspielt, mit unbeirrbarer Wachsamkeit nach verlorenen Brieftaschen ausgespäht und über Erfindungen nachgedacht. Endlich glaubte er das Glück für seinen Sohn erjagt zu haben — mit dem Erfolg, daß er einsam mit beschmutzten Händen dastand und nicht einmal für seinen Kopf mehr ein Unterkommen wußte. Statt dessen sollte er denen dort Julius' Vermächtnis übergeben! Je näher es auf sieben Uhr zuging, die Stunde seines allabendlichen Pflichtantritts, desto unruhiger wurde er. Zehnmal ertappte er sich dabei, daß er den Weg unter die Füße nehmen wollte, und hielt sich wie vor einem Abgrund zurück. Sein Rundgang dort, die nächtlichen Erscheinungen, das Wesen der Werke bei Mondlicht und in Sturm- und Regennächten, selbst die Glocke im Wächterstübchen — alles wurde ihm zum Inhalt einer immer unerträglicher ziehenden und saugenden Sehnsucht, die ihm das Blut aus den Adern verflüchtigte und selbst das Mark in den Knochen anzuzehren begann. Mit ohnmächtiger Verzweiflung fühlte er seine Kraft hinschwinden. Seitdem

er keinen Schnaps mehr bekam, nahm auch die Einsamkeitsempfindung in ihm überhand. Hilflos erlitt er die Wehmut um seine Familie, und es zog ihn jammervoll nach seinen Gräbern. Dazu kam ein bekümmerter Druck im Kopf als Folge des Faustschlages, und eine furchtbare innere Öde, da er völlig ausgehungert war.

Allmählich kamen ihm von allen Seiten zu ihrem Feierabend entlassene Arbeiter entgegen. Er sah im Geist auch Felgentreu nach Hause gehn und sich an seinen Tisch setzen. Rings um ihn war Sicherheit und Ernst. Keine Spur von dem brutalen hämischen Grinsen lebte in seinen gesammelten klugen Zügen. Der Felgentreu aus dem Mordbild war plötzlich weggeblaßt, und an seiner Stelle bewegte sich ein mitempfindender und humorvoller gesunder Mensch, welcher außerdem aus vergangenen glücklichen Tagen die letzte übriggebliebene bekannte Seele war. Es regnete leise, und er begann zu frieren. Dumpf und ohne daß er es sich zugestand drückten ihn alle seine Verbrechen und Niedrigkeiten und erzeugten ihm ein nagendes Reuegefühl, das ihn zu den Menschen zurücktrieb. Er brauchte Hilfe und Rettung, wenn es noch welche für ihn gab. Immer überzeugender stand ihm Felgentreus Gestalt vor den Augen als letzte Zuflucht vor der Verzweiflung und als eine Art von Heimat. Felgentreu, der in allen verwickelten Fragen so bewandert war, mußte Rat wissen. Mochte er dafür Julius' Vermächtnis bekommen, so hatte jeder sein Teil. Dabei blieb er. Die Handgelenke erstarrten ihm allmählich in der naßkalten Luft. Nebenher fing er an, zu beobachten, daß er in seiner Verfassung auffiel, und das schüchterte ihn furchtbar ein und beschämte ihn; ein kleiner unvernichteter Rest von Beamtenstolz war noch irgendwie in ihm. Er begann heimlich an sich herum zu zupfen und zu wischen, um sich ein etwas besseres Aussehen zu ver-

leihen, und suchte übrigens sorgsam die dunklen Straßenseiten auf. Eifrig stolperte er seiner neuesten Vorstellung nach, die ihn der „letzten großen Auseinandersetzung" mit Felgentreu zuführte, und er dachte und steigerte solange daran herum, bis er doch wieder den „feierlichen Moment" und sonst noch einige bescheidene „Anhaltspunkte" darin aufgetrieben hatte. Beim Anblick des Hauses und der Stelle, wo er im Schmutz gelegen hatte, wurde ihm die Welt noch einmal sehr schwarz; beinahe wäre er erbittert an der Tür vorbeigelaufen, und er bekam den üblen Geschmack wieder auf die Zunge, der sonst seinen Unflätigkeiten voranging. Da jedoch in jener Richtung für ihn nichts lag, und sich mahnend die ewige Verdammnis in ihm anzeigte, die dem sittlichen Untergang folgt, beugte er sich wieder und klingelte. Scheu drückte er sich dann ins Haus, und in Anbetracht seines wirklich furchtbaren Zustandes brachte er wieder etwas Feierlichkeit in sich zustande, bis er das ovale weiße Emailleschild von neuem erblickte. Das machte ihm klar, daß er bei seinem Todfeind anläutete; der Anblick stieß ihn in jene letzte sture Ratlosigkeit, in welcher er Felgentreu erschien, und die er bloß verließ, um zu begreifen, was er hier angerichtet hatte.

„Wie — ist det denn jekommen?" stieß er nun nach langem Schweigen mühsam hervor.

„Frühgeburt!" sagte Felgentreu. Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Sie ist schon die letzte Zeit immer nicht in Ordnung gewesen."

Lippke hörte die Schonung in dieser Bemerkung. Eine Weile schwieg er wieder.

„Und det Kind?" fragte er dann.

„Das Kind lebt. Sie sagen, es ist beinahe ausgewachsen. — Ein Jüngelken."

Lippke fing sich an zu beunruhigen, daß er so gar keinen Haß und Rachedurst aus Emils Worten hörte. Das bewegte ihn so lange, bis er in die Worte ausbrach:

„Na — un wat willste nu mit mir machen? Ick ha doch dein Glück zerstört. Da wird doch wat — Abschließendes jeschehen müssen —! — Det is ja nich zu vajleichen mit m e i n e m Unjlück — —!"

Aufs neue ratlos verstummte er wieder. Auch Felgentreu war eine Weile still, darauf erwiderte er müde und etwas gequält, aber nicht unfreundlich:

„Laß das nun, Anton. Die Eitelkeiten haben ihre Zeit wie alles. Wenn sie gesund gewesen wäre, so hätte sie auch dich ausgehalten. Was geschehen muß, das geschieht. Da sind noch höhere Mächte als unser Vorwitz auf Erden."

Ungläubig horchte Lippke dieser Antwort eine Weile nach; darauf begann er auf einmal an seiner Tasche zu zerren, um dann den Revolver daraus hervorzubringen. Mit einer zuckenden Bewegung legte er ihn zwischen sich und Felgentreu auf den Tisch.

„Nich dett de denkst, ick — will mir entziehen!" sagte er dann. „Wat sein muß, det muß sein!"

Felgentreu hatte ihm mit leicht gespannten Brauen zugesehen. Nun lagen seine Augen aufmerksam auf der Waffe. Es war ein schwerer, halb verrosteter Armeerevolver längst überholten Modells, mit dem noch Felgentreu in seiner Kürassierzeit geschossen hatte. Eine halbe Erinnerung glitt über seine vergrämten Züge, aber gleich wurde sein Ausdruck wieder gegenwärtig und gespannt.

„Hast du die Waffe — seither wieder in den Händen gehabt?" fragte er. Und als Lippke verwundert den Kopf schüttelte, meinte er mit einem prüfenden Blick auf ihn: „Dann hätte ich mir auch den Faustschlag sparen

können. Du hast vergessen zu entsichern. Der Schuß wäre nicht mal losgegangen." Betroffen wandte er die Augen wieder weg, und gleich darauf stand er auf und begann im Zimmer herumzugehen, weil es ihm schwer wurde, so dicht dem alten Menschen gegenüberzusitzen, dem er doch bloß schmerzliche Empfindungen wecken konnte. „Womit kann ich dir übrigens helfen?" fragte er darauf. „Dafür —" er deutete leicht auf den Revolver — „bist du doch jetzt nicht hergekommen. Von deiner Tochter weiß ich nichts; das hab ich dir schon gesagt. Wenn sonst was ist, so sprich dich aus." Ihn verlangte wieder mit seiner Entschlafenen allein zu sein; die Anwesenheit der trüben Gestalt störte die Weihe des Todes, die sich jetzt ausbreiten wollte.

„Nee, sonst is nischt!" erklärte der Alte abtreibend. „Ick wollte bloß mein Urteil von dir. Na, denn nich —!"

Indessen blieb er sitzen, und Felgentreu horchte betreten auf.

„Was für ein Urteil willst du von mir?" forschte er ohne ihn zu verstehen und nun etwas abwehrend. „Laß das alles doch endlich ruhen, Anton. — Kannst du denn nicht einfach und bescheiden leben wie andere auch? Muß immer ein falscher Aufwand sein? — Wenn du noch wenigstens die Kosten dafür alleine zu zahlen hättest!"

In Lippkes Augen begann es wieder zu glitzern.

„De denkst, weil ick den Tod von meine Frau un meinen Sohn vaschuldet habe?" meinte er lauernd. „Ja, det is nu mein Vahängnis, dett ick mit den besten Willen un die reensten Absichten alles um mir herum zertrümmere. Man sollte nischt wollen und bloß an Essen un Trinken denken un wie man seine Bejierden befriedigt. Darum meene ick ja, de sollst den Revolver nehmen un mir eene Kugel durch den Kopp jagen. Ick selber bin zu

feige dazu, sonst wäre ick doch nich hier. Du kannst dir jar nich entziehen; du hast den Auftrag von die höhere Sittlichkeit. Un Pulver brennt Jeschwüre aus."

„Du bist mir immer eine andere Welt gewesen," erwiderte Emil leidend. „Ich begreife, daß du dich nicht wohl befindest; wer fühlt sich ganz geborgen im Leben? Aber wenn dir dein Gott, an den du glaubst, nicht hilft, wer soll dir sonst helfen? Vielleicht bist du immer noch nicht bescheiden genug. Jetzt maßest du dir wieder Ungeheures an. Das geht über menschliche Verhältnisse weit hinaus. Deine Maßlosigkeit, Anton, das ist die Ursache deines Unglücks immer gewesen. Das Leben liebt die Menschen, die mit ihren Unvollkommenheiten verständig verkehren. Was helfen da alle Überspannungen?"

Unruhig im Gefühl, nicht das rechte Wort für ihn zu finden, brach er ab und ging suchend und nun öfter einen sozusagen wachsamen Blick nach seiner Toten hineinwerfend, im Zimmer umher. Lippke schwieg eine Weile wie gekränkt.

„Du, übertreibe det nu ooch nich mit mir!" warnte er endlich mit bebender Stimme. „Ick hatte einmal eenen Hund, den hieb ick so lange in der Stube umher, bis er mir anfiel. Die Vazweiflung steht dicht vor die Tür. Nu rede weiter. Wat haste mir sonst noch zu sagen?"

Im Schlafzimmer regte sich das Kind, und Felgentreu blieb wie von einem Einfall getroffen stehen. Eine Weile erwog er großäugig, dann begann er — immer mit jenem Gedanken im Auge — wieder zu sprechen.

„Sieh mal, Anton, auch ich —" hob er wieder an: „Nimm mich und schmeiß mich zu Boden — was bleibt? Unzulänglichkeit und Einbildung. Maßte mir an, mit schonender Gerechtigkeit meinen Weg zu gehen. ‚Das und das steht dir zu!' sagte ich. ‚Zeigst der Welt

einen freien offenherzigen Mann!' Freiheit und Würde, nicht? Du sagst, du hast alles um dich zertrümmert. Da will ich dir sagen, warum das eine Anmaßung ist. Zertrümmert habe ich! Dachtest vielleicht, darüber lüge ich mich hinweg. Ich habe dich verstört mit meinem Mitgefühl und ruiniert mit meinen Geradezugehen. Da drin liegt mehr, was ich zerstört habe. Eine Ehe habe ich außerdem zerrüttet, aber Meta — siehst du, Meta ist mir unerreichbar, sie steht über der Zerstörung und wird die Welt wieder ins gleiche bringen. Sie verkehrt da mit einer großen Macht — ich habe mich ohne sie behelfen müssen: mit der Gottesfurcht. Sie ist die Mutter der wahren Menschlichkeit. — Aber vielleicht sind auch das bloß Worte —!"

Wieder folgte eine kleine Stille. Felgentreu stand beim Vertiko vor Almas Photographie, die dort als Gegenstück zu Metas Bild seit einigen Wochen aufgestellt war, und betrachtete sie hingegeben und in versunkener Haltung. Lippke beobachtete ihn aus den Augenwinkeln von unten herauf. Dann streifte sein Blick die Waffe auf dem Tisch. Und während allmählich wieder ein Ausdruck von Bösartigkeit in sein Gesicht zurückkehrte, erwiderte er in heimlich aufreizendem Ton:

„Wieso Worte? Wann hättste leere Worte jemacht? Wird schon wat dahinta sein. Redest ja von Dingen, die du jenossen hast. Sprich mehr von deine Jottesfurcht und Menschlichkeit! Imma azähle von Würde un Freiheit. Et is hübsch, auf deine Reden zu hören. — Trägst zudem dein Leid mit Jröße, det muß wahr sind. Hast noch Aufmerksamkeit for den andern übrig. — Also sage, wat nu jeschehen soll, wennde mir nich richten willst! Zeige mal dein Mitjefühl. Wie achtste meine Würde?"

Felgentreu wandte sich von dem geliebten Schemen an der Wand langsam seinem Quäler zu. Sein Blick wurde wieder unruhig und begann zu wühlen. Seine Züge drückten einen trüben Gram aus, und die Müdigkeit darin nahm rasch zu.

„Sage mir eins, Anton," erwiderte er unter einem gewissen Aufwand von Selbstüberwindung, den er zu verbergen suchte, „wenn dich fremder Tod denn nicht überzeugt. Werden wir selber im Verlöschen gleich sein, oder werden wir nicht?"

Er sah ihm offen und wieder ohne jede Todesfurcht ins Gesicht, und Lippke wandte, an seiner Sterblichkeit berührt, die Augen weg.

„Von der verschiedenen Klasse abjesehen, die nachher für unsere Einscharrung bezahlt wird, verröcheln wir alle mit dieselbe Fratze," entgegnete er etwas unbehaglich. „Det mag stimmen."

„Das ist doch etwas," sagte Emil mit krankem Ausdruck. „Nun ist da die Todesandrohung. Sieh mal, die hört ein aufmerksamer Mensch einmal und vergißt sie nicht mehr. Und aufmerksam bin ich immer gewesen. Zwischen uns liegt ein geladener Revolver, und du weißt wieder nicht, warum. Er liegt da, weil ich einen Unglücklichen in den Dreck gehauen habe im Augenblick seines größten Unglücks. Du sprachst vom höhern Urteil. Da ist das höhere Urteil. Aber womöglich denkst du, ich rede für meinen Hals. Also lassen wir das. — Dafür ist da dies neugeborene Kind, das keine Mutter hat, und das ist wohl das Dringendste von allem. Du mußt mir den Gefallen tun und es jetzt sofort zu Meta bringen! Ich könnte eine von den Frauen hinschicken, aber es ist mir am liebsten, wenn das ein vertrauter und eingeweihter Mensch tut. — Du wäschst dich hier, und ich gebe dir einen Kragen und eine Mütze. Nimmst den

Brief dazu mit, den ich rasch schreibe. Jetzt ist's neun Uhr; wirst noch vor Hausschluß hinkommen. Sonst hat ein Neugeborenes überall Zutritt, weil keiner weiß, welcher gottgesandte Befreier vielleicht darin steckt."

Ohne auf Lippkes Zustimmung zu warten oder auf sein Verhalten zu achten, begann er sofort herzurichten, ging still gesammelt hierhin und dorthin, und über allem Tun spann er mit einer gewissen Inbrünstigkeit, die seiner überhandnehmenden Sehnsucht nach Ruhe und Erlösung entsprang, den letzten religiösen Gedanken vom gottgesandten Befreier weiter.

„Nun erwarten ihn ja schon Millionen Herzen!" sagte er aus der Küche kommend. „Und einmal erscheinen muß er! Da kann niemand wissen, aus welchem Schoß er geboren werden wird." Er stellte ihm einen Küchenstuhl hin und setzte ihm das Becken mit Wasser darauf. „Gleich kriegst du auch Seife und Handtuch. — Hier herrscht überall Furcht und Bedrohung," kopfschüttelte er dann, zum Büfett tretend, wo er unten drin die Tageswäsche wußte. „Auch das Gesunde modert und trauert. Der Gerechte hat kein Recht mehr zu seiner Gerechtigkeit; das allgemeine Unglück um ihn ist zu groß. Der Reine kann sich nicht mehr rein erhalten; was er anrührt, ist beschmutzt von Geldgier und Klassenhaß." Er legte ihm das Handtuch über die Stuhllehne. „Zieh den Rock aus, Anton!" ermahnte er. „Das kühle Wasser wird dir gut tun. Genier dich nur nicht. — Wer besitzt," betrachtete er darauf aus dem Schlafzimmer mit gedämpfter Stimme, „ist schon verflucht und mit Grund, denn er besitzt die Lebenshoffnung der andern, die nichts besitzen. Und wer nicht besitzt, der rettet sich schwer vor dem Haß und verfällt dafür der Käuflichkeit. — Sieh unsre armen Leiber an!" machte er, mit Kragen und Krawatte zurückkommend, aufmerksam. „Für die Seelen

ist Christus gestorben, aber wer errettet unsre Leiber? Und wie will jemand die Seele retten, ohne den Leib mit zu retten? — Da liegt der Kragen, Anton; ich denke, er wird dir passen. — Mir ist das Herz schwer. Wir sind alle verloren. Wir versinken miteinander im Sumpf. Wir sind die Leute, die den Nachtmahr gesehen haben — den Nachtmahr der alten sterbenden Welt. — Viel Kinderzeug brauchst du nicht mitzunehmen; Meta wird noch heute abend oder gleich morgen früh herkommen. — Wer den Nachtmahr sieht, der verdirbt. Dem gehen die Augen dafür auf, wie die Heimat schwelt und verwest. Den faßt das Grauen vor Frau und Kind. Der erblickt im Spiegel des Todes seine eigenen unbarmherzigen genußsüchtigen Züge, seine Hände, die von Unrecht triefen — und er ist ein Kind der Verzweiflung." Er schien ganz seine eigentliche Absicht zu vergessen, stand da und grübelte mit gesenkter Stirn weiter. „Niemand von diesem schuldbeladenen Geschlecht, Anton," erklärte er dann mit kummervoller Offenheit ihn anblickend, „kann das Volk und die Heimat erlösen. Alle sind sie besudelt durch fremden Besitz oder fremde Verwünschungen. Dazwischen kommt keiner durch. Auch ich bin nicht dazwischen durchgekommen. Nur der gottgesandte Befreier kann Land und Leute erlösen. — Sieh mal, das hat mich den ganzen Abend erschüttert an dem Kindeken, sobald ich es ansah — diese Reinheit! Darum will ich ja, daß es Meta erzieht. Dieser Hochsinn — verstehst du — ich denke, alle Neugeborenen bringen das mit! Und dann i h r e Gottesfurcht und Erfahrung — ihre Festigkeit: das muß irgendwie zusammenkommen, das wird einen hoffnungsvollen Klang geben in der jungen Seele. Ich war ja schon verdorben, wie ich in ihre Hände kam. — Ich hab da ein Testament verfaßt in den stillen Abenden, wenn Almaken schon zu Bette lag. Darin steht alles —

von der Freiheit — von der Natur — von der Unabhängigkeit der Seele — von der Hoheit des Leibes — was ich mir so über alles Gedanken gemacht habe. Danach muß sie ihn erziehen. Ich kann das nicht; ich habe keine Widerstandskraft gegen das Böse. — Werde wohl auswandern aus dieser alten Welt. Das ist mein Urteil, Anton. Na, wollen nun voran machen, daß du auf den Weg kommst."

Mit neu gesammeltem Gesichtsausdruck ging er nach dem Schlafzimmer zurück, wo er mit seinen großen Händen unter tiefster Sorgfalt in Almas Schubladen zu kramen begann. Lippke, der sich die ganze Zeit kaum gerührt hatte, folgte ihm von seinem Platz aus, den er auch jetzt noch behauptete, fortgesetzt unverwandt mit den Augen, in denen nun ein haltloses Zwinkern aufkam, das ihn reizte. Das eisfarbene Glimmen in den Winkeln nahm wieder mehr zu. Auf seinen Wangen erschienen die hektischen Flecken. Seine gallenbittre Hoffart wollte sich noch nicht in ein so menschlich einfaches Verfahren schicken. Er grollte und bebte wie ein Vulkan oder wie ein gereizter Hund vor dem Sprung, und während Felgentreu sich in dieser Häuslichkeit sicher bewegte, Wasser und Handtücher brachte, Schubladen öffnete und Schränke wieder zuschloß, stand ihm das bleiche Bild seines Sohnes vor den Augen, dem ein solches Glück mit jenem dahingegangenen Wesen nicht vergönnt worden war. Wie neu vergiftet krümmte sich sein Eingeweide wieder. Ein Vaterschmerz voll von ungefaßtem Neid und verwildertem Pathos durchfuhr ihn. Erschüttert dachte er an den Stolz und die Seligkeit, die für seine arme Frau ein solches Ereignis im Leben des Sohnes bedeutet hätte. Beinahe keuchend vor Verlassenheitsgefühl erinnerte er sich an seine untergegangene Familie, seine vernichtete Häuslichkeit, sein irgendwo in der Fremde

herumirrendes letztes Kind, die verlorene Stelle, die richterlichen Geister der Toten, die immer noch auf seine Rechtfertigung warteten. In all der Zeit hatte „dieser Bürger" nur an sich gedacht und für seine Sinne gelebt, schöne Reden geführt, Wein und Früchte geschenkt, das Mädchen an sich gerissen, Stine begraben helfen, Julius eingefangen, Klara befreit, alles zugleich und in einer Person, bis er ganz oben stand und Lippke von seiner Faust hingeschmettert ganz unten im Straßenschmutz lag. Jetzt sollte er, Lippke, ihm das Kind, die Frucht des Ehebruchs, zur verlassenen Frau bringen, der betrogene Vater zur beschimpften Gattin.

Er hatte Lust aufzulachen, aber zugleich schnürte ihm sein Elend die Kehle zusammen. Was sollte nun mit dem Vermächtnis geschehen, da sie tot war? Seine Augen begannen wieder nach der Waffe auf dem Tisch zu schleichen. Ihm war jetzt schon nicht mehr, als hätte er etwas zu rächen, sondern als müßte er sich durch irgendeine „Tat" vor der ausbrechenden Verblödung und der ewigen Vernichtung retten. Felgentreu stand nun drinnen neben dem Bett der Toten über das Kind gebeugt; Lippke war ganz unbeachtet. In Greifnähe lag der Revolver vor ihm. Er versuchte, die Hand ein bißchen nach ihm hinzuschieben; es war ihm unmöglich. Wiederholt suchte er ihr einen Ruck zu geben; sie blieb liegen, als ob sie gelähmt wäre. Vor Schreck und um vor sich zu tun, als ob alles in Ordnung sei, begann er mit bebenden Fingern auf der Tischplatte zu trommeln. Allmählich sank ihm der Kiefer herunter, und unbewußt begann er zu röcheln. Aber dieser sein eigener Ton machte ihn zusammenfahren, und verstört blickte er um sich. Ein aufrechter bleicher Schein fiel ihm seitlich in die Augen; es war das weißverhüllte Fenster, aber er sah eine geschlossene Tür, und plötzlich war der Raum voll von dem

furchtbaren Geräusch, das ihn aus seiner Wohnung getrieben hatte. Unwillkürlich stand er auf. Aus dem geisterbewegten Licht im Sterbezimmer blickte Felgentreu fragend her; er winkte auf den Füßen schwankend verwirrt ab. „Ick war een bißken einjenickt!“ teilte er mit halbgebrochener Stimme mit. Er hätte aufschreien mögen, aber er brachte nur ein trockenes Schluchzen hervor, das an jenes kurze schmerzliche Bellen seines Sohnes erinnerte. Dazu war nun um die Tote dort eine solche unbestreitbare und unfaßbare Heiligkeit, wie er sie weder bei seiner Frau noch bei Julius gesehen hatte, ein solches geheimes liebendes Strahlen, daß er beinahe sich aufgab und Dinge zu ahnen begann, gegen die er sich noch eben mit den Zähnen um sich beißend gewehrt hatte. Mit einem lechzenden Laut warf er sich über das Wasser, als ob es sein Element gewesen wäre, in das er sich rettete, und wusch sich lange und mit großem Aufwand. Solange er sich wusch, solange brauchte er nichts zu hören und zu sehen.

Darauf trocknete er sich sorgfältig ab mit Bewegungen, als ob er sich um Verzeihung zu bitten hätte, und lange beschäftigte er sich damit, sein dünnes graues Haar über seinen kahlen Schädel herüberzulegen. Er kämmte seinen ruppigen Bart und knüpfte sich den Kragen um, den ihm Felgentreu herausgelegt hatte, hing auch die Krawatte an und setzte die Mütze auf. Endlich stand er gedankenflüchtig wie ein Sterbender, aber nach außen feierlich und seiner Wichtigkeit bewußt, im Zimmer und wartete auf den Brief, den Felgentreu noch schrieb. Ab und zu tat er von unten herauf einen scheuen Blick nach dem Schlafzimmer. Nun war auch sie tot und er hatte trotzdem nicht das Gefühl, daß sie Julius nachgestorben sei. „Für nichts vernichtet!“ dachte er. Dann horchte er, ob sich das Röcheln nicht wieder hören lasse, streifte von der

Seite aus den Augenwinkeln die weißen Vorhänge, die ihn vorhin so erschreckt hatten, und bemühte sich wieder ängstlich, nichts zu denken und alle Vorstellungen von sich fernzuhalten, um sich bloß über die alle Erwartungen hinter sich lassende Furchtbarkeit dieser Stunde hinwegzuretten. Er tat vor sich, als wäre er ein neuer Reiter auf dem zugefrorenen Bodensee, aber ein Zittern, das ihn hie und da durchlief, erinnerte ihn daran, daß er eigentlich Bescheid w u ß t e. Nur mit jener stummen bleichen Geliebtheit dort drinnen wechselte sein Vatersinn ab und zu einen irrenden Gedanken; um diese Sache herum blühte ihm einige scheue Mildigkeit und Verwunderung auf. Aber es waren Eisblumen an den angelaufenen Fenstern seines Alters, die ihm der Tod vorzauberte.

Felgentreus Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Liebe Meta! Es ist alles aus. Alma ist einer Frühgeburt erlegen. Hier schicke ich Dir durch einen sichern Boten das Kind. Wundere Dich über nichts. Ich sagte immer, daß Du uns überdauern wirst. Denke auch nicht, daß hieraus etwas zu lernen sei. Ich bin vernichtet, aber nicht besiegt. Nimm das Kind freundlich auf; es hat Liebe nötig. Mir ist so, als müßte etwas Neues, Besonderes in ihm sein. Es ist nicht wohl möglich, daß es bloß ein Esser und Trinker wird. Die Wäsche und alles andere findest Du morgen hier. Ich schicke Dir den Schlüssel für die Wohnung mit, damit Du hereinkannst. Ich bin nie wankend geworden im Vertrauen zu Dir und im Glauben an die Freiheit. Dies ganze Rätsel mag uns Dein Gott einmal lösen, wenn es ihn gibt. Wie immer Dein Emil. N. B. Das Kind muß Dir jetzt alles sein."

Endlich konnte Lippke das gut eingepackte kleine We-

sen in den Arm nehmen und mit Brief und Schlüssel abgehen. Felgentreu brachte ihn aus der Wohnung und horchte ihm oben nach, bis seine Schritte im vorderen Durchgang verklungen waren und die Haustür hinter ihm zuschlug. Darauf wandte er sich mit seinen letzten Gedanken in die Wohnung zurück. Zuerst ging er eine Weile voll schwebender stiller Vorstellungen schauend und abschiednehmend durch die Zimmer. So viele Minuten des Glücks und Augenblicke der Leidenschaft leuchteten aus dem sterbenden Licht um ihn noch einmal lächelnd auf. Den schweren Schatten, den Lippke hinterlassen hatte, die tödliche Kränkung durch seinen ungebrochenen Haß, der auch jetzt bloß sich abergläubisch verkrochen hatte, um in seiner Höhle mit gesträubter Rückenbürste wie ein Wolf leise knurrend und leidend sein Lauern wieder aufzunehmen — das alles ließ er unberührt. Auch seine etwaige Schuld an ihm; er dachte nur noch an Freiheit — an Befreiung. Seine Tote begann übrigens jetzt still zu lächeln, seitdem er mit ihr allein war. Ihre frauenhaften vollen Finger ruhten beinahe liebend ineinander. Ihr aufgelöstes Haar leuchtete mit geheimem Goldglanz im Lichtschein; darin schien noch Leben zu sein, und er erschrak immer ein wenig, so oft er es bemerkte. Allmählich regte sich aber seine Sehnsucht mächtiger an. Vor der liebeverlassenen Zukunft bäumte sich seine Seele zurück wie ein erschrecktes Wasser. Sein Blut fing an zu weinen und nach der verblaßten und bereits entschwindenden G e l i e b t h e i t dieses schönen Lebens zu wimmern und dann zu schreien. Allmählich verlor alles seinen Schein und seine Wirklichkeit, bloß das Geheimnis der Toten entwickelte sich wie ein Nordlicht an seinem Horizont und fing ernsthaft an zu locken. Unruhig fühlte er auch i h r e Einsamkeit, und empfand die ersten Regungen ihrer F u r c h t, und

daß sie mit großen ängstlichen Augen fragend nach ihm zurückblickte.

Da nahm er still den Revolver vom Tisch. Mit einigen bewanderten Griffen entsicherte und untersuchte er ihn; er schien ihm schußfähig. Ruhig ging er nach dem Sterbezimmer. Vorsichtig rückte er einen Stuhl gegenüber der Toten zurecht und nahm Platz. Noch einmal faßte er dies Bild, das ihn im Leben so oft entzückt hatte, tief ins Auge; es war der erste Liebesblick des Todes. Dann setzte er den Lauf an seine Schläfe und drückte ab. Betreten wartete er einen Augenblick; der Schuß ging nicht los. Rasch versuchte er die zweite Patrone; auch sie versagte. Unter einem Ansturm von Schreck und tiefster Bestürzung jagte er alle übrigen vier Patronen hintereinander her, ohne daß eine davon einen Schuß hergab, bis die Trommel wieder gleichstand wie zuerst. Noch gab er der letzten Zeit, loszugehen, dann nahm er enttäuscht die Waffe herab, während eine grünliche Fahlheit langsam sein Gesicht überzog. Ein unsägliches Gefühl des Lebensverdrusses und des Ekels durchdrang ihn, und in seinem Blick ging ein Grauen auf, das ihm Zeit seines Lebens bisher fremd gewesen war. Unwillkürlich mußte er an Lippke denken. „Wenn ich nicht sterbe," ging es ihm durch den Kopf, „so verfalle ich lebendig seiner Verwesung!" Ratlos und innerlich schluchzend wandte er die Mündung des Laufes herum, wie um sie zu betrachten, und beinahe unbewußt zog er mit dem Daumen noch einmal am Bügel. Da fuhr plötzlich ein Blitzstrahl hervor. Ein Knall schlug ihm ins Gehör. Ein ungeheurer Schmerz durchzuckte sein Gehirn. Er vernahm noch einen furchtbaren Schrei — seinen eigenen; dann wurde es dunkel um ihn, und er war gewesen.

XXV.

Als Meta von einem Ausgang später als sonst nach Hause kam, fand sie auf der obersten Treppenstufe vor ihrer Wohnung einen alten Menschen mit einem eingewickelten kleinen Kind auf den Armen sitzen. Er sah ihr bewegungslos blinzelnd entgegen — ihr war, als ob er sie musterte —, erhob sich darauf mit merklicher Mühe und etwas steif und gab ihr den Weg frei. Er war so verfallen und gealtert, daß sie ihn nicht erkannte; mit einem unwillkürlich prüfenden Frauenblick auf das kleine Bündel ging sie schweigend an ihm vorbei. Er folgte ihr ebenso zur Tür, so daß sie nun halb verwundert einen Blick über die Schulter nach ihm zurückwarf. Als er jedoch Miene machte, ihr auch in die Wohnung zu folgen, faßte sie ihn näher ins Auge und sah erst jetzt, daß es Lippke war.

„Nanu, das sind Sie!“ machte sie betroffen. „Was tun Sie denn hier? Wollen Sie zu mir? Was haben Sie da?“ Von jener frauenhaften Befremdung berührt, die bei großangelegten Weibern immer der Anerkennung von außergewöhnlichen Sachlagen vorausgeht, trat sie dem eingewickelten Wesen auf seinen Armen näher. „Was für ein Kind ist das?“ fragte sie weiter, während sie ihren großen grauen Blick von diesem wieder auf seinen Träger richtete. Sie dachte an Klara. Der Alte blinkerte sie jedoch mit einem so seltsamen Ausdruck von dumpfer Feierlichkeit an, daß sie zweifelhaft wurde. „Wer hat Sie hergeschickt um Gottes Willen? — Kommen Sie 'rein! Geben Sie her!“ befahl sie dann. „Mein Gott es ist ja neugeboren!“ Von einer unentrinnbaren Gedankenverbindung überfallen sagte sie plötzlich erbleichend: „Das ist doch nicht — Felgentreus Kind —? Ist es? Heiliger Himmel, was hat's da gegeben? So

reden Sie doch, Lippke! Oder haben Sie was Schriftliches?"

Er schien froh zu sein, daß sie ihn darauf brachte, und zerrte Felgentreus Brief aus der Rocktasche. Sie nahm ihn, ging aber zuerst in ihr Schlafzimmer, wo sie Licht machte und vor allem das Kind ablegte. Alles das tat sie in einer bestürzten Umständlichkeit, der es darauf anzukommen schien, Zeit zu gewinnen und wenn möglich den Schlag abzuschwächen. So öffnete sie den Umschlag, nahm die Brille, faltete auf und begann dann zu lesen. Lippke schob sich indessen die Nähe von Menschen suchend langsam den Gang vor. Als sie zu Ende war und erschüttert aufsah, stand er in ihrer Tür und starrte sie wieder an. Mit vor Schreck ganz dunklen Augen blickte sie auf diesen Boten des Unglücks und bemerkte aufs neue seine zerrüttete Erscheinung, seinen verstörten Blick, dem er umsonst einen selbstbewußten und achtungeinflößenden Ausdruck zu geben suchte, und die ganze starre Feierlichkeit, in welcher er sich unterzubringen bemühte. Eine überhandnehmende allgemeine Gefühlsnot noch umsichtig bekämpfend überlegte sie gerade, wie sie diesen Menschen zum Reden bringen solle, als er von selber anfing.

„Sind ooch nich jünga jewor'n die letzte Zeit!" bemerkte er irgendwie befriedigt und ihr großartig zunickend. „Wie ick Sie zuletzt sah, war'n Sie eben dem Tod entronnen. — Hat Sie jeschlaucht die Jeschichte —!" Sie weiter anblinzelnd wartete er auf Antwort.

„Ja, ja!" sagte sie wie überrumpelt und strich sich das Haar aus der Stirn. Dann erinnerte sie sich an das Kind und begann es mit ratlosen Bewegungen von seinen Hüllen freizumachen. Dabei fielen ihr die Schlüssel in die Hand, und gespannt richtete sie sich wie-

der auf. „Wie verließen Sie Felgentreu?“ forschte sie. „Ich meine — wie war er? Was hat er so gesagt?“

Er hörte auf zu blinzeln und versuchte sich noch einmal zu sammeln.

„Wat er so jesagt hat?“ besann er sich. „Na, auswandern will er, hat er jeäußert —. Drum schickt er Ihn'n doch det Kind. — Na, janz ruhig und jefaßt is er sonst. Spricht von Menschlichkeit un Freiheit. — Hat mir die Mütze und den Kragen jeje'm —. Ehrenmann!“ Es war, als ob er den Faden verlöre. Verlegen trat er von einem Fuß auf den andern; er wußte nicht recht, was sie wollte, und spürte etwas mißmutig seinen gedankenlosen Verfall. Wieder begann er zu blinzeln; suchend sah er um sich. „Kann ick mir valleichte hier irjendwo setzen?“ erkundigte er sich dann. „Mir tun die Beene weh von den vielen Loofen heute.“

„Ausruhen können Sie noch genug nachher!“ bestimmte sie nun wieder im Besitz ihrer gewohnten Tatkraft und Übersicht. „Zuerst brauche ich Ihre Beine noch. — Gehen Sie mal aus der Wohnung nach der andern Tür und klingeln dort; Frau Hawemann möchte bitte zu mir kommen.“

Über sein Gesicht ging ein grämlicher Zug der Enttäuschung, aber er gehorchte. Etwas gebückt mit eingeknickten Knien und die Ellbogen nach hinten stoßend, wie man das bei Männern sieht, die schwere Arbeit verrichten, schlurfte er müde hinaus und kam nach einiger Zeit mit der gewünschten Frau, einem schmalen polnischen Weibchen von etwas düsterem Aussehen, zurück. Diese Frau bat sie, ob sie eine Stunde hier beim Kind bleiben wolle, und mit einer gewissen Verehrung in der Miene willigte sie sofort ein. Ohne weitere Erklärungen zu geben bot sie dann den Alten auf, sie zur Felgentreuschen Wohnung zu begleiten. Er wurde noch etwas kleiner

und noch etwas älter, willfahrte ihr aber auch jetzt widerspruchslos, nur daß ein unruhiges Glimmen in seinen Augenwinkeln erschien und eine geheime Unstetheit in ihn fuhr. Stolpernd lief er neben der großen, weit ausschreitenden Frau her, die nun im Gehen sorgfältig das Verhör mit ihm anzustellen begann. Aber er gab ausweichende Antworten oder sagte etwas anderes, als was er gefragt wurde. Schließlich wurde er einsilbig und verstummte ganz. Er sehnte sich nach seiner Pfeife. Seine Lippen lechzten nach Schnaps. Und eine wütende Schlafsucht brachte ihn beinahe um. Immer verwirrten sich ihm die Gedanken. Einmal hörte ihn Meta vor sich hinmurmeln: „Na, na!“ und: „Imma zu!“ und später sagte er vernehmlich: „Wird doch seine Jründe ham!“ Aber als sie ihn fragte, w a s seine Gründe haben werde, machte er sich ganz klein und war nachher lange Zeit still.

So kam man zum Felgentreuschen Haus. Meta zog ihre Schlüssel hervor, die ihr Emil geschickt hatte. Als sie geöffnet hatte und sich nach Lippke umsah, war der verschwunden. Sie räusperte sich, sah einen Augenblick mit grübelndem Ausdruck vor sich hin und trat allein in das Haus. Im Hof fand sie schon alles dunkel; nur im zweiten Stock des Nebengebäudes war eine Wohnung mit vier Fenstern hell erleuchtet; wenn sie richtig rechnete, so war es die Felgentreusche. Sie sagte sich, daß hinter einem von diesen Fenstern die tote junge Mutter liege, und mit überhandnehmender innerer Trübung sah sie im Geist Emils verwaiste Gestalt an deren Bett sitzen. Darin erblickte sie selber keine Vernunft. Fragend und in die Zukunft tastend gingen ihre Gedanken zu dem kleinen Wesen bei ihr zu Hause zurück, während sie in das Haus eintrat. Einen letzten Moment zögernd drückte sie endlich droben auf den Knopf des Läutewerks und wartete.

In der Wohnung regte sich nichts. Sie dachte: „Er ist vor Kummer und Erschöpfung eingeschlafen!" und klingelte zum zweitenmal. Als auch jetzt niemand kam, räusperte sie sich wieder in ihrer tief gefaßten Art und nahm den zweiten der geschickten Schlüssel vor. Im nächsten Augenblick stand sie in der Wohnung, schloß mit gewollter Ruhe hinter sich, zog die Flurbeleuchtung auf, richtete sich ein bißchen mehr in die Höhe und ging mit stillem Widerstreben den Karbolgeruch bemerkend an der Küche vorbei nach der Wohnzimmertür. Dort klopfte sie; als wieder alles ruhig blieb, öffnete sie und trat ein. Die Stube war leer. Zwei Gasflammen brannten in der Höhe wie ein verwaistes Seelenpaar, zuckten im Luftzug leise schmerzlich auf und schwebten dann wieder so bleich vor sich hin. Durch die mattschimmernden Möbel schien beim Erscheinen der dunkelgekleideten hohen witwenhaften Frauengestalt eine geheime Bewegung zu gehen. Meta nahm sie wahr und fühlte widerstandslos angefochten die stumme Verwaistheit dieser Wohnung — bis heute ein Liebesnest, jetzt eine Behausung des Todes. Von diesem bereits ergriffen, durchschritt sie mit Herzklopfen die Wohnstube und trat in die Tür zum Schlafzimmer. Das erste, was sie von dort aus erblickte, war der bleiche Schein von dem, was einst ihre Pflegetochter und Felgentreus Idol gewesen war. Gebannt blieb sie im Rahmen stehen und sah lange unbeweglich hin, während sich in ihrem schweren Blick ein halbes Leben zu regen begann. Alles, was sie mit diesem Kind durchgemacht und ausgestanden hatte, aber auch alles Schöne und Starke der hier untergegangenen weiblichen Natur brach ihr im Spiegel des Todes vereinfacht wie eine Blume als eine Art von neuem und freierem Verständnis auf. Gefühle bewegten sie, die sich übermächtig zu allumfassenden Vorstellungen steigern wollten. Daneben

kämpfte sie mit dem Anblick einer menschlichen Brust, die nicht atmet, und verfiel schmerzlich dem Gaukelspiel unsrer Augen, die uns immer wieder eine Regung vortäuschen und uns mit einem lebendigen Zittern erstarrter Glieder, die wir liebten und kannten, trösten wollen.

Wie überfallen und mit gewürgter Kehle stand sie dann plötzlich davon ab, dies alles in einem Blick begreifen zu wollen, und regte sich wieder, um nach ihrem einstigen Mann zu sehen. „Emil?" sagte sie in fragendem Ton. „Bist du da, Emil?" Alles blieb still. Auch atmen hörte sie nicht, nur der Pendelschlag der Uhr im Wohnzimmer ging, und plötzlich vernahm sie hell und rasch das Ticken einer Taschenuhr. Es war eine Herrenuhr, wie sie deutlich unterschied, und nun schon wie an den Kleidern gezogen, trat sie näher. Der nächste Blick zeigte ihr, zwischen Nachttisch und Bett vornübergestürzt, auf dem Boden liegend Emil Felgentreu, einen gestillten schweren Mann, den keine Fragen der Freiheit und Würde mehr bewegten und der sich auch aus dem letzten unlösbaren Widerspruch herausgerettet hatte. Seine gelbe Wange schmiegte sich noch im Tod zärtlich in das weiße Lammfell vor Almas Bett, das ihre nackten Füße so oft berührt hatten als Vorstufe ihres Himmels in seinen Armen und des seinen in den ihrigen. Auf Sekunden erstarrte Meta zum bleichen Bild der Bestürzung, denn er war so furchtbar tot und zerschmettert, daß er einen beinahe unerträglichen Anblick bot. Die Kugel war ihm durch das rechte Auge ins Gehirn gedrungen, und das Entsetzen über die Art des eigenen Untergangs schien ihn selbst noch gepackt zu halten; alles in seinem Gesicht war Grauen, Schmerz und Blut. Mit einem erstickten Aufschrei riß sie sich endlich von ihrer Stelle und stürzte zu ihm hin, sank vor ihm nieder und

faßte ihn leidenschaftlich an der Schulter. „Emil!" schrie sie und drehte sich seinen leblosen Körper zu. „Emileken, was hast du denn getan? Ist gar kein Leben mehr in dir? So tot und still bist du? Ach du mein Gott und Heiland, Emileken, solch ein Ende hast du nehmen müssen! Warst ganz und gar verzweifelt und hast nicht einmal mehr an deine alte Meta gedacht?" Erschüttert und immer noch nicht begreifend ließ sie dann den Körper langsam in seine vorige Lage zurücksinken. Noch mit der Hand an seiner Schulter überfiel sie ein fassungsloses Schluchzen der tiefsten Verschüchterung und Lebenstrauer, und durchstürmte sie ein allumgreifendes Witwenleid. Minutenlang war das Zimmer voll vom Ton eines Schmerzes, den man bloß in höchster Einsamkeit sich selber hören läßt und etwa noch ein Totes, das n i c h t hört. Erst jetzt fühlte sie das letzte Band innerlicher Zugehörigkeit zu diesem Leben zerreißen, und wurde sie ganz einsam. Um dies seinem vollen Umfang nach zu begreifen brauchte sie Zeit — viel mehr, als diese trauervolle Nacht enthalten konnte. Bis auf die Wurzeln ihrer Existenz angetastet erhob sie sich schließlich. Noch jenen dunkelfragenden Rückzugsblick des Überlebenden tat sie in das zerstörte Gesicht, das von dem Ausdruck stiller Gelöstheit in Almas Zügen noch so weit entfernt war — der feierliche Ernst, von dem sich nachher viele bei seinem Anblick ergriffen fühlten, begann erst im Lauf des nächsten Nachmittags darin zu erscheinen —, und besann sich dann, was weiter zu tun sei.

Mit leise zitternden Händen setzte sie den Hut ab und zog den Mantel aus. Selbstvergessen an Ordnung gewöhnt trug sie auch jetzt beides nach dem Vorplatz, wo sie die Sachen am Kleiderständer unterbrachte. Dann machte sie in der Küche Licht, ließ Wasser in eine Schüssel und kehrte damit ins Schlafzimmer zurück. Dort sah sie aber

ein, daß sie mit den nötigen Handreichungen um den schweren Mann nicht allein werde zustande kommen, und nachdem sie ihn von Blut gereinigt und die furchtbare Wunde bedeckt hatte, nahm sie in Aussicht, eine Nachbarin zu wecken. Aber noch lange saß sie, von diesem unermeßlichen Doppelanblick beherrscht, grübelnd und in die Vergangenheit zurückdenkend und übrigens in sehr angegriffener Körperverfassung da und ließ den Geist der Stunde an sich walten. Und immer wieder gingen ihre Gedanken — jedesmal mütterlicher und ernster — zu dem Neugeborenen in ihrer Wohnung zurück.

„Hast dir mal in den Sinn gesetzt, mir zu schaffen zu machen!“ sagte sie zu ihm, während ihr großes Herz erzitterte. „Das führst du auch treulich durch bis zum Ende. — Aber hast mich doch nicht in Einsamkeit verkommen lassen. Mit einem Geschenk gehst du noch ab. Daran erkenne ich Felgentreu. Klein ging das bei dir nie zu. Mit wem du umgingst, der bleibt durch dich geehrt!“

Die Nachbarinnen ließen es an keiner Bereitwilligkeit und Teilnahme fehlen. Dieser Berlinische Menschenschlag, einen so kritischen Geist und eine so scharfe Zunge er hat, bringt als vielfach geschlagene Gattung vor dem wirklichen Schicksal ungemein viel klares Verständnis auf. Besonders Metas große und heute so hochbeschwerte Gestalt fand Anklang und soviel Ehrfurcht, als es einem Großstädter immer möglich ist, für den andern aufzubringen. Sie halfen ihr den Toten entkleiden und aufbetten. Übrigens hatten sie alle den Schuß gehört ohne zu wissen, wo er gefallen war. Einige sprachen mißtrauisch von Lippke, der auf diejenigen, denen er begegnet war, den denkbar schlechtesten Eindruck gemacht hatte. Es kam jetzt heraus, daß auch jene Szene im Hauseingang bemerkt worden war, aber da die Frauen die Zeit des

Schusses einstimmig auf halb elf Uhr legten, und Meta um jene Zeit bereits den Alten vor ihrer Tür gefunden hatte, erklärte auch der Streit nichts, im Gegenteil, es war nun ganz unverständlich, wieso nachher der Alte mit einer solchen Botschaft bei ihr auftreten konnte. „Rätsel! Rätsel!“ dachte sie müde. „Rätsel hat er mir lebend aufgegeben! Mit Rätseln geht er ab!“ Aber um zwei Uhr wollten die Frauen durchaus, daß Meta sich bei einer von ihnen zur Ruhe lege, da sie ernstlich angegriffen aussah. Sie jedoch erinnerte sich an das kleine Wesen zu Hause und an die Frau, die sie dazu gesetzt hatte, und wollte in diesem Fall lieber heimgehen und am Morgen wiederkommen. Das wurde begriffen. Jemand brachte sie hinunter und berichtete ihr allerlei von den verblichenen Liebesleuten — man hielt sie für Almas Mutter —, von ihrem stillen zurückgezogenen Leben, von Almas Schwermut, die allen aufgefallen war, von Felgentreus Freundlichkeit und seinem stattlichen Auftreten, seiner Kinderliebe und seiner Hilfsbereitschaft. Als jedoch die Person ihr die Haustür aufschloß, saß da mit aufgeschlagenem Kragen schlafend der alte Lippke. Er wurde sofort munter, erhob sich und schloß sich Meta an, als ob es so verabredet wäre.

„Warum gehen Sie denn nicht nach Hause, Lippke?“ fragte sie ihn. „Ich kann mich ja nun ganz gut allein heimfinden. — Haben Sie überhaupt heute keinen Dienst?“

Er ließ etwas mit der Antwort warten.

„Ick ha keen Zuhause mehr!“ erwiderte er dann mit seiner unbeheimateten Handbewegung, die gegenwärtig so bezeichnend für ihn war, starr geradeausblickend. „Klara is ausjerickt. — Na — un die andern lassen mir nich mehr 'rein —!“ schloß er in scheuem Ton. Sie hörte, daß ihn hier eine übermächtige und vielleicht

krankhafte Vorstellung verfolgte, und drang nicht weiter in ihn. Etwas später bemerkte er noch verurteilend: „Mit den Dienst is et ooch alle. Ick hat mir wat zuschulden kommen lassen." Gerne hätte er gehört, wie Meta die Dinge droben gefunden hatte, aber er wußte die Frage nicht in die Form zu bringen. Endlich stieß er mit brüchiger Stimme hervor: „Na, und wat is sonst?"

Sie verstand ihn richtig.

„Nicht mehr viel, Lippke!" erwiderte sie traurig. „Felgentreu ist wirklich ausgewandert!" Er horchte mit gespanntester Anstrengung ihrem nächsten Wort entgegen und duckte sich im voraus noch mehr zusammen. „Er hat sich erschossen." Der Alte sagte nichts, aber er fing an zu stolpern und vorwärts zu torkeln, so daß Meta Mühe hatte, ihm nachzukommen; schließlich ließ sie ihn laufen, und nach einiger Zeit merkte er, daß er allein war und hielt von selber ein. Gesprochen wurde nichts mehr. An ihrer Haustür wartete er wieder selbstverständlich, bis sie aufgeschlossen hatte, und trat — über die Schwelle strauchelnd — mit ihr ein. Wie ein Hund folgte er ihr durch den Hof und die Treppen hinauf, und droben wiederholte sich dasselbe an ihrer Wohnungstür. Sie kam endlich eine kleine frauliche Ratlosigkeit an, was sie mit dem fremden Mann in ihrer Witwenwohnung machen sollte, aber er hatte bereits eine deutliche Vorstellung hiervon.

„Darf ick hier nich irjendwo in eene Ecke schlafen?" fragte er um sich blickend. „Im Vorplatz oda in de Kiche," schlug er genügsam vor. „Ick kann nu nich mehr —!"

Auf ihre Zustimmung wartend sah er sie an, und sie erkannte nun wohl, daß er beinahe hinfiel vor Müdigkeit. Da rüstete sie ihm auf dem Sofa in der Wohnstube ein Bett. Er zog sich schon aus. Voll Verwunderung über die Schicksale und Wandlungen dieses Men-

schen begab sie sich dann in ihr Schlafzimmer. Als sie aber mit ihrem großen stummen Sein neben dem winzigen Wesen lag, das so eifrig die Luft dieser Welt einatmete und sich solchermaßen bereits auf den auszufechtenden Kampf vorbereitete, den schließlich doch jeder verliert, vergaß sie den Alten und bald auch sich selber. Die eine Herzkammer von der Bitternis des Daseins ganz geängstigt, und die andere mit der unaussprechlichen verführerischen Süße, die von dem kleinen unbewußten Naturwunder an ihrer Seite ausging, unter Zögern neu anfüllend, lag sie die Stunden dieser hilflosen Nacht unbeweglich horchend — mit erlittenem Schmerz immer versöhnter und zu einem neuen Geschick stets bereiter. Daß in ihre ruhigstarken Hände als Erbverwalter jener heftigen Generation von Liebenden und Freiheitsdurstigen deren Frucht und damit die Hoffnung der Zukunft zurückgefallen war, das sagte sie sich nicht ausdrücklich, aber es sprach sich mit zunehmender Stärke in ihrer menschlichen Willigkeit aus, die Aufgabe mit aller Liebeskraft und Treue ihres großen Herzens und allem sittlichen Ernst ihres protestantischen Bewußtseins zu übernehmen und mit Gottes des Allmächtigen Hilfe zum guten Ziel zu führen. Nun war ihr doch wieder eine Verantwortung zugewachsen — aber die lieblichste und menschenfrömmste, die sie sich denken konnte. In ihrer Seele bereitete sich ein weites heilig ergriffenes Dankgefühl vor. Solche Gefühle, wenn sie sich endlich erheben, streifen mit dem einen Flügel ehrfürchtig den ewigen Firn des Leides und decken mit dem andern schützend das Tal der Freude.

Mit drei roten Rosen von Metas Hand auf der Brust trat Alma ihren letzten Weg zum Grab an. An Emil tat sie nichts mehr, nachdem sie ihn gewaschen und ihm das Totenhemd angezogen hatte; mit einer gewissen

Scheu vor vollzogenen Tatsachen achtete sie in ihm fremdes Eigentum. Dagegen spendete sie beiden einen Kranz, der sehr bemerkt wurde, und er hatte in der Tat viel mehr Geld gekostet, als Meta jemals früher gedacht hätte, das man für solche Zwecke ausgeben könne. Auf einem breiten Grund von Zypresse leuchteten wunderbare Rosen und Lilien auf, die ihren Schmerz ausdrückten. Aber seitlich steckte mehr heimatlich ein Bündelchen Weidenkätzchen; was diese ausdrückten, verbarg sie sich selber, um ihre Fassung zu bewahren. Sie schimmerten in ihrem stillen keuschen Leben so freundlich vor sich hin und verbreiteten für den, der zu sehen verstand, etwas von der herben Zärtlichkeit und der ernsten Liebeskraft ihrer Jahreszeit.

Jetzt herrschte freilich der Herbst. Es war einer jener ergreifenden Herbste, die nicht sterben können, und von denen immer wieder einer den heroischen aber vergeblichen Versuch unternimmt, ohne einen Winter der Erstarrung in einen neuen Frühling der Schneeglöckchen und der Veilchenpoesie überzugehen. Emils Sarg streifte auf dem Weg zum Grab den schüchtern blühenden Zweig eines jungen Birnbäumchens. Alma ging zur Grube, ohne noch einmal eine Zwiesprache mit den Dingen im Licht zu halten.

Meta war nicht unter den Nachfolgenden. Sie begann nun damit, die Mutter des jungen Wesens zu sein, das ihr die beiden Toten hinterlassen hatten. Dazu stand ihr die Auflösung des Felgentreuschen Haushaltes bevor. Auch der alte Lippke, der sich von Felgentreus letzter Entfaltung — seiner endgültigen Niederlage — nicht wieder erholte, gab ihr zu schaffen, da er untergebracht werden mußte. Noch am Morgen nach jener Nacht hatte er mit wenig Worten Meta das Vermächtnis seines Sohnes ausgehändigt; das war eine seiner letzten klaren

Äußerungen gewesen. Dann tauchte Klara wieder auf, die an Meta schrieb, nachdem sie den Übergang ins neue Leben nach ihrer Meinung in annehmbarer Weise vollzogen hatte. Die Nachricht von den inzwischen vorgegangenen Veränderungen in ihrem Gesellschaftsbild und der Besuch beim Vater, der ihr einen vollkommen zerrütteten Mann zeigte, trafen sie scharf und beinahe gefährlich, und fürs erste wurde Meta die Mutter auch dieses Kindes. Doch hatte Klara bereits die glückliche Veranlagung gezeigt, aus Anfechtungen ohne zu große Kosten herauszukommen; sie entwickelte sie verständnisvoll weiter, und bald begannen für sie die Interessen und Spannungen ihrer Jahre sich geltend zu machen. Meta empfing ihre Besuche seltener. Der nächste Frühling sah sie als Verlobte, und dies Ereignis war in gewisser Weise die Folge ihrer Flucht aus der väterlichen Gefangenschaft; ihr Bräutigam war jener junge Mann, der ihr den Korb hatte tragen helfen, und der ihr während des Abbruchs der Wohnung weiterhin in hilfreicher Gestalt erschien. Das Leben behält immer recht, wenn auch der Tod einmal das letzte Wort sein wird.

In treuer Erinnerung an Felgentreus Natur- und Freiheitshunger zog Meta im gleichen Frühjahr mit ihrem neuen Pflegekind nach einer märkischen Kleinstadt, an deren Rand sie sich beinahe ländlich ansiedelte. Sie versieht dort einen kleinen Tierbestand — Hund und Katze und einiges gefiederte Bettelvolk — und hat sich für den eigenen Bedarf zu einer wachsamen und erfolgreichen Gärtnerin entwickelt. Was unter ihre Hand kommt, das grünt und blüht. Dazwischen wächst kühn

und bereits vollkommen unbeirrbar das junge Felgentreuchen als natürlicher Herr des Ganzen auf. Es wird vielleicht ein bißchen verwöhnt, obwohl Frau Felgentreu sich unwandelbar der strengsten Erziehungsgrundsätze bewußt ist, aber einerseits ist das einem elternlosen Waischen von Herzen zu gönnen, und andrerseits schadet es auch nichts, wenn nur gutes Holz daran ist. Manche sagen, die Kinder seien alle gleich, aber Frau Meta weiß das bereits besser.

Neulich war es, daß sie lange vergebens nach Peterchen in den Garten rief, es sollte nach Hause kommen und essen. Indessen saß es auf dem grünen Rasen unter einem jungen Apfelbäumchen, das noch halb Busch war, und sah sich die Welt an. Das Bäumchen blühte und war so groß und unfaßbar hübsch, aber auch wichtig und irgendwie ernsthaft. Gänseblümchen wiegten sich im Gras mit dem lauen Wind, die schienen Peterchen alle zuzunicken, aber er war bereits dahintergekommen, daß sie ihr Leben für sich hatten und sozusagen nur so im Vorbeigehen nickten; wollte man etwas von ihnen, so war niemand zu Hause, oder sie guckten einen ganz erschrocken und verständnislos an, als ob man ein großes Tier sei, das sie fressen wolle. Da kam ein Marienkäferchen geflogen und setzte sich Peterchen auf den Finger, den es gerade erstaunt aus dem Mund gebracht hatte. Sofort begann es auch eifrig zu krabbeln. Auf den kurzen schwarzen Beinchen schleppte es seinen schwarzpunktierten roten Schild frohgemut durchs Leben, spielte unternehmend mit den kurzen Fühlerchen und war so verzweifelt hübsch und zierlich, daß Peter bald Herzklopfen darüber bekam. Mit roten Wangen und glänzenden Augen vor Erregung über den ehrenhaften Besuch aus der andern Welt saß er ganz still da, streckte den Finger in die Höhe und kam sich zum erstenmal im Leben

im Vergleich mit dem Käferchen sehr groß und mächtig vor. Das machte ihn aber nicht hochmütig, sondern erfüllte ihn mit frommer Dankbarkeit und einer Zärtlichkeit, die ihm das Wasser in die Augen trieb.

Als daher nun Metas Stimme aus dem Haus ertönte, blieb er regungslos sitzen und gab kein Tönchen von sich. Der Marienkäfer hatte seinen Weg nun unterbrochen und schien zu überlegen. Unschlüssig trippelte er einmal halb um sich selber und lief dann schnell auf die andere Seite des Fingers, um zu sehen, was dort los sei. Peter drehte mit angespannter Sorgfalt, um ihn nicht zu stören, die Seite sich zu, womit er auf dem alten Fleck war. Das schien ihn sehr nachdenklich zu machen. Inzwischen ertönte wieder der Ruf vom Haus her. Peterchen rührte sich immer noch nicht, aber mit überhandnehmender Leidenschaftlichkeit flüsterte er: „Is geh doch nis! Is wer' doch nis gehen!“ Der warme Wind wühlte wie mit sanften Mutterfingern in seinen blonden Locken. Die Welt spiegelte sich farbig in seinen blauen Augen. Die Vögel sangen. Ein Buchfink war ganz nahegerückt, beguckte sich von einem Zweig des Apfelbäumchens herab erst mit dem linken Auge und dann mit dem rechten die erschütternde Geschichte mit dem Käfer und schrie dann plötzlich leichtsinnig: „Bi—bi—bin ich nicht ein schöner Bräutigam?“ Alle Gänseblümchen neigten sich. Aber weiter hinten im Garten stand ein alter Birnbaum; der sah aus wie ein guter sicherer Vater voll lustiger Einfälle und war ganz mit Blüten übersät. Mit diesem Baum, das fühlte Peterchen, standen ihm noch große und wichtige Erlebnisse bevor, die ihm bedeutende Aufschlüsse geben konnten. Augenblicklich f ü h l t e er ihn und sein Väterliches nur, ohne hinzusehen; seine Aufmerksamkeit war ganz von dem Käfer in Anspruch genommen. „Peterchen!“ rief Meta zum drittenmal.

Er flüsterte immer noch bebend vor Daseinsgefühl und liebender Bedrängnis: „Is geh doch nis! Is wer' doch nis gehen!“ Das war sein erster Liebesblick des Lebens.

Etwas später fand ihn Meta, die endlich nach ihm sehen kam, ganz verzückt und versunken und mit dem tiefsinnigen Ausdruck, den sein Vater immer an sich gehabt hatte, wenn er einem besonderen Gedanken auf der Spur war. Der Marienkäfer turnte nun auf seiner Fingerspitze, und eben lockerte er die Flügeldecken, spannte die kleinen Fliegpergamentchen aus und hob sich davon. Atemlos vor Spannung sah ihm Peterchen nach, bis er nicht mehr zu sehen war. Dann wandte er sich mit einem selgentreuschen Lächeln und einem kleinen fragenden Seufzer seiner Erzieherin zu, erhob sich und trottete an ihrer Hand folgsam den Gartenweg hinauf. Im Vergleich mit der großen Frau kam er sich nun wieder sehr klein vor, aber nach den machtvollen Erlebnissen der letzten Viertelstunde barg er sich gerne bei ihr und war dankbar für ihren Schutz. Übrigens gab es heute Büchsenkohlrabi, für die er gar nicht schwärmte. Meta bestand nachdenklich und in weicher Stimmung darauf, daß er einige Bissen davon aß, und hielt ihn dann mit Pimpan schadlos. Aber zu sagen, was Pimpan ist, hieße einen neuen Roman beginnen.



Neue Bücher
aus dem
Verlag Grethlein & Co.
G. m. b. H.
Leipzig



Georg Engel
Kathrin

*

Willy Harms
Das Magdtum Dörte
Brüsehavers

*

Ludwig Huna
Der Wolf im Purpur

*

Rudolf Lothar
Weltrausch

*

Felix Moeschlin
Die vier Verliebten

*

Jos. Aug. Lux
Auf deutscher Straße

*

Karl Rosner
Der Ruf des Lebens

*

Werner Scheff
Die wandernde
Seele


Princeton University Library
32101 067515104